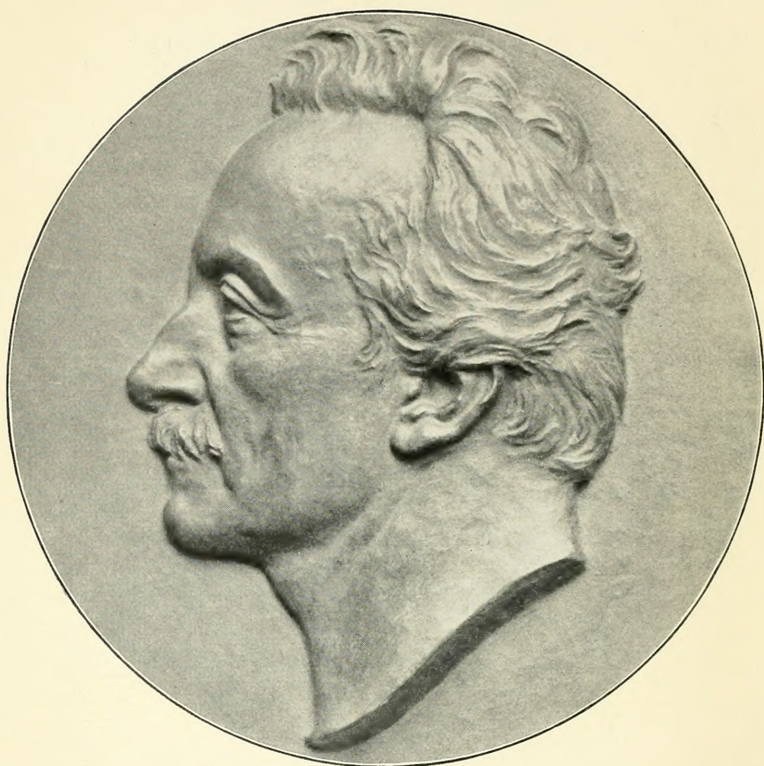




Gustav Roethe
Relief von Max Bezner

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Dreizehnter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1927



Mit der deutschen Wissenschaft, mit der Goethe-Gesellschaft klagt auch das 'Jahrbuch' um Gustav Roethe. Als eine der wichtigsten Lebensäußerungen unserer Gesellschaft hat das 'Jahrbuch' dem Abgeschiedenen immer besonders am Herzen gelegen; ein eifriger Mahner, in Lob und Tadel gleich entschieden, hat er unablässig auf weite Ziele hingewiesen. Möge sein Geist der Wahrhaftigkeit nie von diesen Blättern weichen!

In dem Festvortrag des vorliegenden Bandes führt Max Wundt den Wandel der Goethischen Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung vor Augen. Goethes Bild wechselt je nach dem Wege, auf dem wir uns ihm nähern: seit einigen Jahren sind es Goethes naturwissenschaftliche Bestrebungen, die in die Tiefe seiner Persönlichkeit zu führen verheißen. Was lange Zeit vernachlässigt geblieben war, ist allmählich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt: die naturwissenschaftlichen Schriften, früher für den weiten Leserkreis unangeblätterte Anhängsel der dichterischen Werke, von dem Fachmann gelegentlich mit Achselzucken durchflogen, treten nun in selbständigen Ausgaben hervor und sind Gegenstand eingehender Betrachtung geworden. Man glaubt den Dichter, den Künstler erst zu verstehen, wenn man den Naturforscher durchdrungen hat; ein ernstliches Verständnis seiner Welt- und Seelenanschauung in ihrer sittlich-geistigen Ganzheit scheint nicht mehr möglich zu sein ohne Betrachtung seiner vielverzweigten Naturstudien. So richtet auch der vorliegende Band den Blick des Lesers auf Goethes naturwissenschaftliche Tätigkeit; sie wird in Wohlbolds Abhandlung ihrem weiten

Umfang nach durchmessen, durch die Einzelbetrachtung entlegener Sondergebiete in ihrer Mannigfaltigkeit dargetan. Die Brücke zu den literarhistorischen Aufsätzen hinüberschlagend, zeigt Lohmeyers Untersuchung die dichterische Verwertung naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

Seit langer Zeit gibt in diesem Bande zum ersten Male wieder eine Bibliographie einen Überblick über das Goethe-Schrifttum; es wird geplant, späterhin auch die außerdeutsche Literatur in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Juli 1927.

Max Hecker.

Gustav Roethe

Rede zu seinem Gedächtnis
gehalten
auf der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft
am 10. Juni 1927

Von Victor Michels (Jena)

Und wieder ist es pfingstlich geworden draußen im Park. Und die Vögel singen in den Bäumen, und die Ilm rauscht ihr altes Lied. Und wieder sind wir in alter lieber Gewohnheit zu unserer Erbauung nach Weimar gepilgert. Aber den Mann, der uns hier in den letzten Jahren begrüßte, der uns bei unseren Tagungen durch die Kraft und Anmut seiner Rede entzückte, ihn finden wir nicht mehr.

Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand ...
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los.

Als die Blätter sich herbstlich färbten, da traf uns, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Nachricht, daß Gustav Roethe nicht mehr unter den Lebenden weile, daß er am 17. September in Gastein einem Herzschlag erlegen sei. Ein reiches, schaffensfreudiges Leben, ein Leben von seltener Geschlossenheit und Sicherstelligkeit, ein Leben, dessen stolze Schönheit wir erst jetzt voll empfinden können, hat unerwartet früh ein Ende genommen.

Die Geisteswissenschaften fordern ganze Menschen, nicht bloß gute Köpfe: von der nationalsten unter ihnen, der deutschen Philologie gilt das am meisten. Wir dürfen es heute rühmen: Gustav Roethe ist ein ganzer Mensch gewesen. Nicht schwankend ist er durchs Leben gegangen, „wie jener Sämann ging“: in kraftvoller, edler Männlichkeit steht sein Bild vor unserem geistigen Auge.

Ein Sohn der deutschen Ostmark, hat Roethe am 5. Mai 1859 das Licht der Welt erblickt, in „der tapferen Weichselstadt, die einst durch Jahrhunderte ihr protestantisches Deutschtum gegen Polen und Jesuiten behauptet hat“ und von der 1812 ein vaterländischer Dichter singen durfte:

Hier haben Ost und West gerungen,
Der alle warf, brach nicht hindurch,
Und Graudenz, Jungfrau unbezwungen,
Schirmt, stark wie sonst, Marienburg.

Als freilich der Mann an der Schwelle des Greisenalters diese stolzen Verse Schenkendorffs wiederholte, da flossen Worte tiefsten Schmerzes und tiefster Empörung über seine Lippen. Das Unglaubliche war Tatsache geworden: die Weimarer Nationalversammlung hatte — bitter warf er es ihr vor — Vaterstadt und Heimat preisgegeben. Sie hatte nicht empfunden wie im Jahre 1806 jener preußische Professor, der, von den Franzosen ausgeplündert, in seinem Hause, in seiner Existenz bedroht, sich nun erst auf Gedeih und Verderb mit seinem Staate verbunden fühlte und die tapferen Worte niederschrieb: „Ich fürchte nichts, als nur bisweilen einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zum Besseren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht ausbleiben“[1]).

Als Deutscher und Preuße hat Roethe sich früh fühlen gelernt. Er ist sich in der halbpolnischen Umgebung seiner Heimat des Wertes deutscher Art und Kultur früh bewußt geworden, des Wertes einer christlich-evangelischen Erziehung, des Wertes großer, das Individuum bindender staatlicher Überlieferungen. In seine ersten Knabenjahre hinein klang der Jubel über die Waffenerfolge bei Düppel und Königgrätz; er erlebte Sedan und die Kaiserproklamation, den glorreichen Aufstieg des Hohenzollernstaates; dankbar und freudig hat er sein ganzes Leben bekannt: „Ich bin ein Preuße“. Und wenn „an Königsgeburtstag von dem hochgelegenen Deutschordensturm seiner Vaterstadt flammende Pechfackeln, ein feuriges Fanal, weithin durch das nächtliche Land leuchteten“, so war das dem Knaben, dem Jüngling ein Symbol dafür, daß preußische und deutsche Geschichte durch Nacht zum Licht führt.

---

[1]) ‘Aus Schleiermachers Leben’ 2, 77.

Ein anderes wertvolles Lebensgut gab ihm das humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt; es hinterließ ihm das Gewand der Helena, von dem es heißt: „Es trägt dich über alles Gemeine rasch am Äther hin, so lange du dauern kannst". „Humanistische Bildung", so ist Roethe nicht müde geworden, dankbar zu wiederholen, „senkt ihren Jüngern einen aristokratischen Idealismus in die Seele, wenn sie etwas taugt; zu unseren demokratischen und praktischen Tagen mag das nicht passen". Früh gewann er eine sieghafte Sicherheit im Widerstand gegen die Meinungen der Masse und die Moden des Tages oder, um einen Goethischen Ausdruck zu wählen, gegen das „Spuken des garstigen Gespenstes, das man den Genius der Zeit nennt". Daß deutsches Geistesleben in seiner Deutschheit ohne den adelnden Einschlag klassischer Bildung gar nicht denkbar ist, am allerwenigsten auf seinen Höhen, ebenso wenig denkbar etwa wie ohne das Christentum, das hat er darum oft und kräftig betont. „Wenn man das 19. Jahrhundert das deutsche nennen durfte, so hat das Gymnasium Wilhelm v. Humboldts daran seinen vollen Anteil". Der Literarhistoriker hat auch gern hingewiesen auf das Verdienst, das sich gerade die Humanisten des 16. Jahrhunderts um die Weckung des deutschen Nationalgefühls erworben haben, schon durch ihre Begeisterung für die Taciteische Schilderung der Germania antiqua, die nachhallt bei Klopstock, bei Heinrich v. Kleist, Jakob Grimm und so fort.

Der Geist der deutschen Romantik aber, der, wie uns Roethe gelehrt hat, in dem ostelbischen Preußen recht eigentlich beheimatet ist, trat dem heranreifenden Jüngling in der Leipziger Zeit lebendig entgegen in der Person und den künstlerischen Leistungen ihres letzten großen Vertreters und Nachfahren: Richard Wagners. Noch in der Berliner Akademieabhandlung: 'Über den dramatischen Aufbau der Wagnerschen Meistersinger' hat er dem Dichter-Komponisten den Dank abgetragen für unauslöschliche, in Bayreuth empfangene Eindrücke seiner Jugend.

Als er, siebzehnjährig, zu studieren begann, mögen ihn in Göttingen und Leipzig klassische und deutsche Philologie anfangs mit annähernd gleicher Stärke angezogen haben. Seine erste

wissenschaftliche Publikation bewegt sich auf dem Boden der klassischen Philologie. Aber das vaterländische Geistesleben erwies sich schließlich doch als der stärkere Magnet. Er erfaßte sein Studium mit der ganzen glühenden Begeisterung einer leidenschaftlichen Seele. In Leipzig entstanden die Anfänge der glänzenden Arbeit über Reinmar von Zweter, den Schüler Walthers, die sich, verbunden mit einer musterhaften Edition, zu einer alle Probleme anschlagenden und vielfach erschöpfenden geschichtlichen Darstellung der strophischen Lehrdichtung des deutschen Mittelalters auswuchs, streng, ja ein wenig spröde in der Form und sprühend von warmem Leben. Sein Leipziger Lehrer Zarncke hat, wie ich bezeugen kann, seiner stets mit besonderer Liebe gedacht; aber die stärksten Anregungen empfing Roethe doch erst nach der Promotion in Berlin durch Wilhelm Scherer.

Jakob Grimms liebevoller Tatsachensinn war ihm schon unter Rudolf Hildebrands Anleitung in Leipzig aufgegangen und zog ihn mächtig in seinen Bann. Stärker aber als Grimm ward ihm Lachmann leuchtendes Vorbild philologischer Methode, der strenge, wortkarge Braunschweiger, der ihn gerade „so ganz besonders preußisch" ansprach, weil er „wie kein zweiter in seiner Person den wissenschaftlichen kategorischen Imperativ darstellte, die sittliche Pflicht gegen sich selbst, zur unerbittlichen und unermüdlichen Treue gegen die Wahrheit". Sie ist Roethes eigenes wissenschaftliches Ideal geworden, in dessen Dienst er seine ganze Manneskraft stellte. „Jakob Grimm", rief er am hundertsten Geburtstag des großen Kritikers seinen Göttinger Studenten zu, „das klingt wie Schamade; aber Lachmann ist Fanfare". In einer seiner letzten Reden hat er mit ruhigerer Würdigung Lachmann als den mehr analytisch und Jakob Grimm als den mehr synthetisch angelegten Gelehrten gegeneinander gestellt.

Es war die Zeit, in der die Fehde über Lachmanns Nibelungenkritik noch unvergessen war, die jahrzehntelang die Germanisten in zwei Lager gespalten hatte. Roethe hat auch in der Nibelungenfrage Lachmanns analytische Methode bewundert und viel von ihr gelernt, obwohl er schließlich in der Synthese zu ganz anderen Resultaten kam, für das literarhistorische Problem des Übergangs vom epischen Einzellied zum Epos Vergils

Vorbild zu Hilfe rief und in der kühnen Berliner Akademieabhandlung 'Nibelungias und Waltharius' die Vorgeschichte unseres Nibelungenliedes in überraschend neuer Weise zu rekonstruieren versuchte.

Auf die Erfassung des gesamten deutschen Geisteslebens in seiner geschichtlichen Entwicklung war Roethe von Anfang seiner Gelehrtenlaufbahn eingestellt. Es war ihm ein unteilbares Ganze, wunderschön gerade in seiner unerschöpflichen Vielseitigkeit. Gegen die Trennung der neueren Literaturgeschichte von der älteren und von der Sprach- und Formgeschichte hat er noch in der Berliner Rektoratsrede vom Jahre 1923 aus nationalen Gründen lebhaften Einspruch erhoben: „Wem die Größe unserer germanischen Heldendichtung, die glänzende Kunst des mittelalterlichen Rittertums, der Geist der Mystik und Reformation, das tiefste Leben unserer Sprache aus Mangel an Sprachkenntnis nur wenig vertraut ist, der wird gerade die großen deutschen Kräfte unserer neuen Zeit auch nicht würdigen, und dem mittelalterlichen Philologen, dem das überreiche Spiel der geschichtlichen Mächte, wie die Neuzeit es zeigt, fern liegt, dem wird auch unsere alte Sprache und Literatur nie volles Leben gewinnen".

Mit gleicher Beherrschung umspannte er selbst fast alle Gebiete seiner Wissenschaft, wenn er auch nicht überall produktiv war. Mitten in die Welt der Tatsachen griff er als Forscher; im Ringen mit dem Material erprobte er die Methoden. Alles, was er scheinbar spielend leistete, ist herausgewachsen aus ernstester und stets auf den solidesten Grundlagen aufgebauter Arbeit.

Unbekümmert um den in seiner Jugendzeit mit Lebhaftigkeit geführten Streit über die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die er später als Arbeitshypothese gelten ließ, knüpfte er in seinen ersten grammatischen Arbeiten lieber an die Hinterlassenschaft Jakob Grimms. Der Grimmschrank der Berliner Bibliothek erschloß ihm seine Schätze und wurde für unendlich mühvolle Nacharbeit bei der Fortsetzung des von Scherer begonnenen Neudrucks der Grimmschen Grammatik genutzt. Modernen Methoden keineswegs verschlossen, so daß er gelegentlich für ein akzentuelles Einzelproblem selbst den naturwissenschaftlichen Apparat

und das Experiment heranzog, war er doch mißtrauisch gegen alle begrifflichen Tifteleien, die die geschichtlichen Tatsachen nur zu leicht vergewaltigen. Das große Problem der Entstehung unserer Schriftsprache erschien ihm in einem ganz anderen Lichte als dem Grübler Hermann Paul, dessen abstrakte Art ihm überhaupt unbehaglich war. Hatte Paul auf Grund allgemeiner Erwägungen eine mittelhochdeutsche Schriftsprache kurzerhand geleugnet, so konnte Roethe in der Göttinger Abhandlung über die 'Reimvorreden des Sachsenspiegels' die überraschende Tatsache aufzeigen, daß der Niederdeutsche Eike von Repgow, sobald er in Versen schreibt, sich der hochdeutschen Sprache bedient, eben weil sie eine Schriftsprache war; er konnte auch zeigen, daß das in der Natur der Dinge lag, daß es eine ganz natürliche Folge der überragenden literarischen Kultur der Hochdeutschen während des Mittelalters ist, und er ließ sogar das bei dem Stand der Vorarbeiten zur Zeit noch nicht lösbare Problem auftauchen, ob nicht etwa auch neben oder vor der niederdeutschen eine hochdeutsche Redaktion selbst der Prosa des 'Sachsenspiegels' liegt.

Sorgsam achtete er auf die äußere Form der Literaturwerke: schon der 'Reinmar von Zweter' enthält feine metrische Beobachtungen, deren Verfolgung Roethe sich auch weiterhin angelegen sein ließ; wertvolle stilistische und sprachwissenschaftliche Bemerkungen knüpfen etwa an Goethische Prosa. Als Berliner Akademiker hat er Grimmsches Wörterbuch, Rechtswörterbuch, Idiotika, Sprachatlas liebevoll betreut.

Roethes ganze Liebe gehörte doch immer der Literaturgeschichte. Er hat sie in ihren Tiefen und Höhen durchmessen, von ihren unscheinbaren Anfängen bis in die neueste Zeit, schon als Student von geradezu erstaunlicher Belesenheit. An Scherers aufrichtig bewunderter Gesamtdarstellung fand er zu bemängeln, daß die künstlerische Geschlossenheit erkauft ist durch ein kühnes Dahinschreiten über ragende Gipfel mit bewußter Vernachlässigung des Lebens und Webens in den Tiefen. Erich Schmidts größeres positives Literaturwissen hat er rühmend hervorgehoben, für die Quellenkunde des ausgehenden Mittelalters selbst als Berliner Akademiker erst die Hilfsmittel vorbereitet.

Auch sein Streben galt in erster Linie der Erfassung der schriftstellerischen Persönlichkeiten. An die Arbeit über Reinmar schließt sich die große glänzende, über hundert Schriftsteller meist aus dem 13. bis 15. Jahrhundert umfassende Porträtgalerie in der 'Allgemeinen Deutschen Biographie', bei der man immer wieder staunt, mit welch scharfer Beobachtungsgabe aus oft trümmerhafter Überlieferung bei jedem die charakteristischen Züge erfaßt und mit welch schöpferischer Phantasie sie zum lebensvollen Bild gerundet sind. Roethe besaß viel von jener divinatorischen Kraft im Erfassen einer Persönlichkeit, die er Lachmann nachrühmte, nur daß ihm überdies auch die schöne Gabe im hohen Maße zu eigen war, das Erforschte und Erschaute in anschauliche Darstellung umzusetzen. Wenn er gelegentlich bemerkt hat, die wissenschaftliche Kraft, sich in die Seele des Dichters zu versetzen, offenbare sich nirgends zugleich demütiger und entschlossener als in der kritischen Ausgabe, „der philologischen Höhenleistung“, so hätte man dies Wort, das eine leichte Ungerechtigkeit gegen seine eigenen Arbeiten einschließt, nicht mißdeuten sollen. Aber „der Prüfstein des Philologen“ ist sie gewiß. „Wer den Buchstaben nicht ehrt, dem wird auch der Geist nicht lebendig“.

An der Hand der Abhandlung über die 'Nibelungias' läßt sich seine philologische Eigenart am leichtesten gegen die des von ihm bewunderten Meisters stellen. Mag es ihm gelungen sein, die schwierigen literarhistorischen Probleme, die uns das Hauptwerk unserer alten nationalen Heldensage stellt, der endgültigen Lösung näher zu bringen oder nicht, besonders glänzend ist gerade hier die Kunst geübt, aus der Beobachtung der poetischen Technik, und diesmal gar einer Technik, die uns nur in Spiegelungen erscheint, vorzudringen zu den Menschen, die sie übten, zu Dichtern von Werken, die für uns verloren sind. Die Gestalten des lateinischen Nibelungiasdichters, des Verfassers der alten 'Not', des Meisters Konrad werden von ihm beschworen: sie gewinnen Leben und Blut, mit scharf umrissenen Zügen steigen sie empor aus den Nebeln des Totenreichs.

Analyse und Synthese gingen bei Roethe stets Hand in Hand; jene war ihm nirgends Selbstzweck, und wenn er etwa die dra-

matischen Quellen von Schillers 'Tell' untersucht, so führt ihn das auch sofort zu einer neuen schärferen Beleuchtung von Schillers Eigenart, die auch dem zusammenfassenden Artikel in der 14. Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons zugute gekommen ist, der, obwohl im knappen, durch den Zweck der Enzyklopädie geforderten Tatsachenstil geschrieben, durch eine Reihe höchst treffender und fördernder Urteile überrascht.

Mit Werturteilen hat Roethe nie gekargt, den gerade für den Literarhistoriker gefährlichen Relativismus des Satzes „Alles verstehen heißt alles verzeihen" sich in seiner männlichen Art nicht zu eigen gemacht. Die philologische Schmiegsamkeit, die er in sehr hohem Maße besaß, wurde ihm nie zur Schwäche. Er hielt nicht hinter dem Berge, sondern sagte stets ehrlich, und dort, wo er sich im Gegensatz gegen konventionelles Gerede fühlte, auch mit der ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit, was ihm an den von ihm behandelten Gestalten gefiel und mißfiel; er begründete es auch, versteht sich, und gerade dadurch, daß er nie seine eigene Persönlichkeit auslöschte, gab er seinen Charakteristiken jene packende Nähe und Wärme, die sie von dem zuweilen etwas kühlen Objektivismus Scherers oder auch der mit einem ganz leichten Einschlag von Skepsis gemischten weltmännischen Grazie Erich Schmidts bemerkenswert scheidet. Nur mit einer Schale eigenen warmen Bluts vermag die Magie des Historikers die Gestalten der Vergangenheit ins Leben zurückzurufen. Die hingebende Liebe zu allem Schönen, Guten und Großen bildet bei Roethe immer den Grundton und übt ihre wohltuende Wirkung.

Die zahlreichen Einzelporträts, die wir Roethe verdanken, ruhen — das darf man nicht übersehen — auf dem großartigen Hintergrunde eines durchaus einheitlich geschauten Gesamtbildes deutscher Literaturentwicklung, wie es sich dem Forscher immer lebendiger, immer anschaulicher darstellte. Mit Beziehung darauf wählte er auch seine Maßstäbe. Er ist mit einer großen zusammenfassenden literarhistorischen Darstellung, wie man sie wohl von ihm erwartete, nicht vor die Öffentlichkeit getreten. Der Artikel 'Deutsche Literatur' bei Brockhaus gibt nur eine Skizze. Aber schon die Göttinger Festreden: 'Die deutschen Kaiser und die deutsche Literatur' und 'Vom literarischen Publikum in

Deutschland', die Berliner Rede: 'Deutsches Heldentum' und schließlich auch der während des Weltkrieges gehaltene Vortrag: 'Von deutscher Art und Kultur' lassen einigermaßen erkennen, in welcher Weise sich ihm die Synthese vollzog.

Auch ihn leitet der Müllenhoff-Scherersche Gedanke, mit den Mitteln des Philologen zu einer wissenschaftlichen Charakterologie des deutschen Volkes vorzudringen und ein nationales Gesamtporträt zu geben. Die schöpferischen Individuen schaltet er dabei nicht aus; ja, die Frage nach dem Verhältnis von Volk und Individuum steht für ihn überall im Hintergrund. Für eine solche Betrachtung ist beispielsweise Hans Sachs nicht nur Produkt, sondern zugleich lebendigster Ausdruck der Kultur seines Jahrhunderts, an der er schaffend teilnimmt. „Die innere Geschichte unserer Nation wird durch den Wandel der Ideale heller beleuchtet als durch die Masse realer Tatsachen".

Mit glücklicher Wahl des Themas skizziert die Rektoratsrede vom Jahre 1902 die Geschichte des deutschen literarischen Publikums, die Förderung der literarisch Aktiven durch die Passiven. Sie zeigt, wie im Wechsel der Zeiten — Scherers Gedanke von einer Wellenbewegung in der deutschen Literaturgeschichte spielt leicht hinein — das Publikum dort als breite Masse auftritt, die auch Schriftsteller fordert oder doch wenigstens begünstigt, die den Masseninstinkten dienen, hier aber zu einem engen aristokratischen Kreis sich zusammenzieht, für den die Größten unseres Volkes Werke von ewig leuchtender Schönheit schaffen. Denn das lehrt die Geschichte, so wird nachdrücklichst hervorgehoben, daß immer nur auserlesene Geister das Höchste schätzen wie leisten; abzulehnen ist die romantische und demokratische Irrlehre, daß das Volk dichte, daß es überhaupt je schöpferisch sei. Aber die Masse ist denn doch belehrbar, erziehbar; langsam läßt sie sich emporziehen aus den Niederungen, in denen sie nach ewigen Gesetzen lebt: der 'Faust', der um 1790 noch ganz unverstanden blieb, findet heut ein breites Publikum; langsam haben sich weite Kreise des deutschen Volkes hinaufgearbeitet zu der einsamen Höhe, auf der am Ende des 18. Jahrhunderts Goethe stand. In dieser Einsicht liegt etwas Tröstliches, auch in den trübsten Zeiten noch Hoffnung Weckendes.

Nach Anschauung streben alle literarhistorischen Arbeiten Roethes. Das Bestreben, Menschen oder ganze Zeitströmungen auf abstrakte Formeln zu bringen, wie es heut Mode ist und sich auch Goethe gegenüber ausgewirkt hat, lag ihm bei starker künstlerischer Veranlagung ganz fern. Der Erneuerung Hegelscher Geschichtskonstruktionen stand er entschieden ablehnend gegenüber, obwohl er natürlich Hegels Bedeutung und seinen Einfluß gebührend einzuschätzen wußte. Auch er hegte, das „gesunde Mißtrauen" gegen einen Aufbau der Literaturgeschichte auf philosophischer Grundlage, das er Erich Schmidt in seiner herzlichen Gedächtnisrede nachgerühmt hat. Etwa den Gegensatz von Klassik und Romantik als historisch gegebener Erscheinungen umzusetzen in die Begriffe „Vollendung" und „Unendlichkeit" wies er schroff zurück, den bedingten Erkenntniswert solcher Aperçus und der auf sie gegründeten Konstruktionen vielleicht unterschätzend. „Einer Definition entzieht sie sich", heißt es kurzweg von der Romantik, von der wir dann ein um so lebenswärmeres Bild erhalten, freilich ohne den theoretisierenden Friedrich Schlegel und seinen Jenaer Kreis.

Roethes schriftstellerische Tätigkeit hat notgedrungen gelitten unter den Pflichten des akademischen Lehramts, einer immer stärker anwachsenden Verwaltungstätigkeit und der organisatorischen Mitarbeit an den großen wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademieen Göttingen und Berlin. Viele seiner Arbeiten sind durch äußere Anlässe hervorgerufen worden. Wer möchte die schöne Säkularstudie über Brentanos 'Ponce de Leon' missen, aus der uns das Bild des warmherzigsten Romantikers lebensvoller entgegentritt als aus irgendeiner anderen Veröffentlichung über ihn! Wer die Jubiläumsarbeit über die Anfänge der 'Göttingischen Gelehrten Zeitungen' mit den ergötzlichen Schilderungen der wechselnden ersten Redaktoren und Münchhausens und Hallers hell leuchtenden Gestalten! Man erkennt doch deutlich, wie gerade die Themata, an denen Roethes Herz hing, lange zurückgehalten wurden: sie werden eigentlich erst in der Berliner Zeit angeschlagen; langsam sind die ihnen geltenden Ausführungen ausgereift.

Göttingen und Berlin sind die Etappen von Roethes akademischer Laufbahn. Ein herrliches Schauspiel, wie rasch und sicher der jugendliche Dozent, dessen angeborene Lebhaftigkeit eigenartig absticht von der etwas steifen Vornehmheit der Georgia Augusta, hineinwächst in seinen Beruf, sich zum hinreißenden akademischen Lehrer entfaltet und seine Tätigkeit immer reicher, immer fruchtbringender zu gestalten weiß! Noch heut ist es mir in der Erinnerung eine wahre Herzensfreude, daß ich das als stiller Beobachter wenigstens zum Teil miterleben durfte. Im Sturm erobert er sich die Achtung und Liebe älterer Kollegen wie Lagarde, Weiland, Leo, Wilhelm Meyer, Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf. Gegen alle Göttinger Tradition erhält er nach nur zweijähriger Wirksamkeit als Privatdozent das literarhistorische Extraordinariat Karl Goedekes, dem er einen schönen Nachruf gewidmet hat, und mit der gleichen Selbstverständlichkeit wird er, kaum dreißigjährig, nach abermals zwei Jahren in das Ordinariat Wilhelm Müllers berufen, den älteren Kollegen Moritz Heyne an Einfluß auf die Studentenschaft bald weit überflügelnd. Als Mitglied der Sozietät der Wissenschaften, als der neben Wilamowitz eindrucksvollste Redner der Universität bei festlichen Gelegenheiten bewährt er Gaben und Wissen.

Stärker und reicher noch als in den friedlichen sechzehn Göttinger Jahren entfaltete sich seine unermüdliche Tätigkeit, als er 1902 eintauchte in die eigenartige und für ihn wie geschaffene Atmosphäre des akademischen Berlin, in der um die Jahrhundertwende die wundervolle Verbindung friderizianischer Tradition mit den Idealen der Goethezeit, die Vermählung des Geistes von Potsdam mit dem von Weimar aus den Tagen Humboldts noch fortwirkte; heut gehört das vielleicht auch schon der Geschichte an. In Kolleg und Seminar drängten sich nun die Schüler um ihn. Mitglied und nach Vahlens Tod ständiger Sekretär der Preußischen Akademie der Wissenschaften mit ihren stolzen Traditionen, konnte er seine starke organisatorische Kraft zumal bei den großen von ihm auf der Posener Philologenversammlung (1912) skizzierten Aufgaben der von Kaiser Wilhelm II. ins Leben gerufenen 'Deutschen Kommission' bewähren. In der stattlichen Reihe der 'Deutschen Texte des Mittelalters' trägt

jeder einzelne Band die Spuren der intensiven Mitarbeit Roethes. Jeder neuen an ihn herantretenden, mit seinen Ämtern verbundenen Verpflichtung widmete er sich mit der gleichen peinlichen, keine Arbeit beiseite schiebenden, bis an die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit gehenden Gewissenhaftigkeit.

„Mich stört das Stück Fichte, das in ihm steckt", hat einmal David Friedrich Strauß von Heinrich v. Treitschke gesagt, der Nachfahr einer wohlmeinenden, menschenfreundlichen, im Grunde schwächlichen Aufklärung. Auch in Gustav Roethe steckte ein Stück Fichte. Selbst den oberflächlichsten Beurteilern hat sich der Vergleich aufgedrängt. Daß wissenschaftliche Arbeit sittliche Kräfte fordere, mehr noch als Schärfe des Verstandes und eine schöpferische Phantasie, das ist Roethe nie müde geworden, seinen Studenten einzuschärfen. „Die wahrhaft 'fröhliche Wissenschaft'", lehrte er sie, „baut sich nur auf dem Untergrund der strengen Arbeit auf, die endlich schöpferisch wird". Er war auch ihnen gegenüber nicht geneigt, Konzessionen zu machen. Er war ihnen ein strenger Lehrmeister, der Hohes von anderen forderte, weil er an sich selbst die höchsten Ansprüche stellte. Aber wer ihn näher kennen lernte, der wußte auch, wie grundgütig er war. Welche Opfer an Zeit und Kraft hat der Vielbeschäftigte seinen Schülern gebracht! Und wie heiter konnte er nach getaner Arbeit mit den Heiteren sein! Sein Lächeln hatte einen ganz eignen Zauber, wie nur bei kindlichguten Menschen. Die sich seiner in guten Stunden erfreuen durften, werden es nie vergessen.

In Göttingen hatte er sein Haus gegründet, in Berlin weitete es sich aus. Grüßte dort an schönen Sommertagen die am Hainholzweg vorübergehenden Bekannten vom hochgelegenen Gartenplatz ein liebliches kleines Mädchen mit freundlichen Augen über das Mäuerchen, so wuchs in Charlottenburg-Westend eine stattliche Kinderschar frohgemut und tüchtig heran. Den Segen einer beglückenden Ehe, eines harmonischen Familienlebens hat unser Freund so dankbar und herzlich empfunden wie einst Dr. Martin Luther. Ohne den stillen Frieden seines echt deutschen Heims, das ihn mitten im aufgeregten Meer der Weltstadt als sicherer Port umfing, ist seine angestrengte Wirksamkeit schlechterdings nicht zu denken.

In den hellen Tag dieses arbeitsfrohen Lebens haben das Unglück und die Schmach des Vaterlandes tiefe Schatten geworfen. Schon in die wuchtige Kaisergeburtstagsrede des Jahres 1906 zuckt eine Ahnung kommender schwerer Zeiten. Der Redner weist auf das Anwachsen der revolutionären Bewegung in Rußland; er gedenkt der überreizten Begehrlichkeit irregeleiteter Massen und wie ihre Herrschaft Kultur und Freiheit mit den schwersten Gefahren bedroht. Noch schienen damals Deutschland und Preußen gegen solche gefeit.

Im Kriege zog auch Roethe die Uniform seines preußischen Garderegiments an und erfüllte als „grauhaariger Hauptmann" still und freudig seine Pflicht. Warmherzig verteidigte er gegen die Schmähungen der Feinde „deutsche Art und Kultur". Da wurde ihm der frohe Glaube an sein Volk auf die furchtbarste Weise erschüttert. Alles brach jäh zusammen in unserm Staat, was er geliebt, worauf er stolz gewesen.

Schwarz=Rot=und=Gold glänzt nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sank herab, entweiht.

Daß doch noch selbst der marklose Monsieur Bergeret, der in Anatole Frances 'L'orme du mail' seine Republik rühmt vor der Monarchie, weil sie so bescheiden ist: „elle renonce même à l'estime, il lui suffit de vivre"[1]), für Volksgenossen ein nachahmenswertes Vorbild werden würde, das hatte er sich wahrlich nie träumen lassen.

Mit schneidender Verachtung schaute er auf die, die jetzt ihre Überzeugungen wechselten wie ein Kleid, verbrannten, was sie gestern noch angebetet hatten, und neuen, über Nacht geborenen Göttern Altäre bauten. Bitter wiederholte er das Wort des Dichters:

Man kann den Menschen gar so schlecht nicht denken,
Daß man nicht eines Tags sich sagen müßte:
Du dachtest noch zu gut.

Trauernd sprach er über „deutsche Treue"; er beklagte mit zuckenden Lippen, „daß die adligen Vorzüge der Ehre und Treue seit dem Siege jener Revolution der Deserteure und Meuterer,

---

[1]) 'Deutsches Heldentum' (1906) S. 27.

deren armseliger Triumph durch die Nationalversammlung in der Hauptsache bestätigt wurde, anscheinend hoffnungslos verloren gegangen sind".

In der schwankenden Zeit wahrte er die staete. Er ließ sich auch nicht übermannen von Schmerz und Ekel; er verdoppelte nur seine Tatkraft, um dem Niedergang des Nationalgefühls entgegenzuarbeiten. Neue Aufgaben wuchsen ihm zu. Politiker wollte er nicht sein; mißmutig hatte er sich immer abgewandt von den „auf den Claven des Staats" pfuschenden Berliner Kollegen; aber die Überzeugungen, die ihm Leben und Wissenschaft gegeben und befestigt hatten, zu bekennen — jetzt erst recht —, das erschien ihm als ernste sittliche Pflicht. Hatte er schon während des Kriegs sich über die gewohnten Kreise hinaus an ein breiteres Publikum gewendet und etwa Luthers großes Bild, sehr zur rechten Zeit, lebendig werden lassen, so rief er nun den Aufrechten in allen Teilen Deutschlands die alte fromme Mahnung zu: „Verzage nicht, du Häuflein klein!"; er suchte durch seine feurige Beredsamkeit erzieherisch zu wirken: bald hier, bald dort hielt er deutsche Reden. Dazwischen ließ er auch wohl als Literarhistoriker glücklichere vergangene Zeiten aufleben, so in der mit besonderer Liebe geschriebenen Würdigung des treuen Märkers Theodor Fontane. Fast fieberhaft mutet solche Tätigkeit an.

Daß der giftige Haß der Schlechten an ihm emporzuzüngeln begann, konnte ihn nicht beirren: der blieb ohnmächtig gegenüber seiner Reinheit und menschlichen Größe.

Feiger Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

In dieser Zeit ist die Beschäftigung mit Goethe ihm immer wieder Trost und Heilquell gewesen für sein tiefverwundetes Herz. Ihn hat er vor allen deutschen Dichtern und Denkern geliebt, in ihm stets die reichste und vielseitigste Entfaltung deutschen Wesens bewundert. Goethe nachzuerleben in all seinem Reichtum und seiner ganzen Größe war von Anfang an sein Bestreben.

Wenn er dem Wandel des Heldenideals durch die Jahrhunderte der deutschen Literaturgeschichte nachging, so sah er, wie im Wehen des Sturmes und Dranges der neue Held geboren wird, der Held-Schöpfer, in dem sich das heroische Kraftgefühl des ganzen vollen Menschen ausspricht, den die Griechen, Shakespeare, Rousseau und Voltaire befreit haben, stark genug, sich zu erweitern zu einer Welt: das Heldenideal der Klassiker und Romantiker, in dessen Banne wir noch immer stehen. Aber in Goethe, der mit der Selbststeigerung die Selbstzucht verbindet, fand er es am schönsten umgesetzt in Leben und Werke. „Ein jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet“.

Roethe hat sich auch in der wissenschaftlichen Arbeit, die er Goethe widmete, in erster Linie als Philolog gefühlt. Er hat für unsere weimarische Sophienausgabe 1905 ein paar Gedichte, die 'Novelle' und das 'Mädchen von Oberkirch' herausgegeben, und er hat an dies Fragment eine tiefschürfende, den Plan scharfsinnig herstellende und weiterhin Goethes ganzes Verhältnis zur französischen Revolution aufrollende, dem meist unterschätzten Ernst der Goethischen Revolutionsdichtungen in Prosa zu ihrem Recht verhelfende Studie angeknüpft.

Mit philologischen Methoden versuchte er in die ungelösten biographischen Probleme einzudringen; er sah sie in der Zeit des Übergangs von Frankfurt nach Weimar und um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Indem er Scherers genial tastende Versuche kongenial erneuerte, suchte er in einer eindrucksvollen Akademieabhandlung die Anfänge des 'Urfaust', den „Faust in Prosa“, zu rekonstruieren, überzeugt, daß der lebendige Irrtum fruchtbarer ist als das tote „Non liquet“. Die Erkenntnis, daß der gegen Gott und Menschen revoltierende Teufelsbündler nach

dem ursprünglichen Plan, wie in den alten Faustbüchern und -Dramen, zur Hölle fuhr, auch im Sturze noch titanisch-heldenhaft, ist für das Verständnis des jungen Goethe in der Tat von entscheidender Wichtigkeit. Daß auch der 'Tasso' noch in seiner letzten Gestalt als „Tragödie" im engsten Sinne des Wortes aufzufassen ist, gehört in den gleichen Zusammenhang, und in einer unvergessenen Rede hier in Weimar hat uns Roethe — das Problem sogleich in einen größeren Zusammenhang stellend — gezeigt, daß Goethe im 'Urmeister' dem Helden noch eine künstlerische Mission gab, ihn vom Dilettanten zum Schauspieler und Theaterleiter, ja zum Reformator der deutschen Bühne fortschreiten lassen wollte: auch damit bedeutsame Perspektiven eröffnend für Goethes eigene Lebenspläne in der für sein Leben entscheidendsten Epoche.

Einer seiner schönsten Vorträge gilt 'Dichtung und Wahrheit', gibt dem Werke seinen Platz in der gesamten literarischen Entwickelung, betont nachdrücklich, daß Goethe keine Memoiren, sondern ein Geschichtswerk großen Stils schreibt, zeigt im einzelnen, mit welcher Kunst der Autobiograph, indem er jedem Buch seine besondere Stimmung verleiht, sich selbst inmitten der farbigen Umwelt darstellt, der er seine Entwicklung verdankt. Noch eine Rezension aus der letzten Lebenszeit hebt hervor, was unsere wissenschaftliche Historiographie nicht bloß den Romantikern, was sie auch den Klassikern und insbesondere Goethe verdankt.

Längst nicht die gebührende Beachtung scheint mir das engverwandte und auch mit der Göttinger Arbeit über die Revolutionsdramen innerlich verbundene Buch über 'Goethes Campagne in Frankreich' gefunden zu haben, eine wissenschaftliche Frucht des Weltkriegs, begonnen in der Champagne, mitten unter der zerstörenden Arbeit der Kanonen; es trägt äußerlich die rührenden Spuren der Jahre unserer schwersten wirtschaftlichen Not. Wenn in Deutschland das Publikum nicht noch gar so eng wäre, das liebevolle Vertiefung in Goethes schriftstellerische Taten, wie unsere Gesellschaft sie anstrebt, hinreichend zu würdigen und von dem endlos wiederholten, schalen Geschwätz der Tagesschriftsteller zu scheiden weiß, so müßte sich diese pfadweisende Studie, die uns nach Philologenart den Schriftsteller

bei der Arbeit belauschen läßt, einer ungleich größeren Verbreitung erfreuen. Wie wird uns hier die meist unterschätzte 'Campagne' als Kunstwerk nahegerückt! wie einleuchtend gemacht der Vorteil, den die Tagebuchform bot, wie eindringlich das Steigen und Fallen der Handlung, das strenge Durchhalten der Rolle des uneingeweihten Privatmanns, die Technik der Wirtshausgespräche, die Verwendung der Vorzeichen, der Ausblicke, „die die Darstellung ermöglicht, ohne sie aufzuhalten"! Ernste Wahrheitsliebe verschweigt uns auch nicht die Mängel der Darstellung: das Versagen im Landschaftlichen, den Mangel an packender Kraft bei manchmal sehr starken Ausdrücken, den Irrtum „nicht nur menschlicher, sondern auch künstlerischer Schwäche", aus dem heraus Goethe das Widerwärtige durch milde Behandlung erträglich machen möchte, den Widerspruch zwischen der freien, hellen Darstellung und dem trostlosen Verkommen des Preußenheeres und vieles sonst, was ich hier nicht ausführen kann. Wir lernen in dem krönenden neunten Kapitel 'Goethe und der Krieg' das ganze Werk in seiner Bedeutung für Goethe selbst verstehen, als eine Notwendigkeit seines künstlerischen Schaffens, eine Befreiung von innerem Druck, als „Dank an das geistige Deutschland, das ihm den Glauben an die Zukunft seines Volkes gerettet". Mit ebensoviel Freimut wie zarter Einfühlung ist die „Krisis schwerer Umbildung" gewürdigt, die diese „Friedensnatur" durchzumachen hatte, als sie 1789 in die fast ein Menschenalter füllende Periode der Revolutionen und Kriege geriet, das Ringen Goethes mit der eigenen kleinstaatlich-engen Einstellung und der Nachwirkung des erkältenden Aufklärungsgeistes, ist endlich auch das viel kritisierte Verhalten des Dichters von 1806 bis 1815 verständlich gemacht: aus seiner südwestdeutschen und reichsstädtischen, durch die „fritzische" Gesinnung nur zeitweilig überdeckten, in Thüringen kaum geminderten Abneigung gegen das auf die Kleinstaaten drückende Preußen mit dem seit 1790 sinkenden Vertrauen auf die Kraft des friderizianischen Staats und der sich steigernden Bewunderung für Napoleons Genie. Nur einmal hat Goethe, der ewig Werdende, an dem Feuer eines verwandten Geistes sich entzündend, auch für die Poesie des Krieges und das Ethos nationaler Befreiungskämpfe einen

hinreißenden dichterischen Ausdruck gefunden: in dem Euphorion der Helenadichtung:

Krieg ist das Losungswort,
Sieg und so klingt es fort!

Die schöne zusammenfassende Charakteristik des Dichters, die uns Roethe am 28. August 1924 gab, ist noch in Ihrer aller Erinnerung. Sie rückt den Großmeister deutscher Lehrdichtung in den Vordergrund. Sie gipfelt in dem Bilde Goethes als des großen schöpferischen Helden, wie es Carlyle gesehen hat:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

Wir dürfen diese Verse heut auf den entschlafenen Freund anwenden, ihn selbst, da nun sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, mit Fug und Recht auch wohl eine Goethische Natur nennen.

Nach Erich Schmidts Tode ist er in den Vorstand unserer Gesellschaft eingetreten; es war bei seiner überragenden Bedeutung und bei seiner Befähigung für Verwaltung und würdige Repräsentation nur selbstverständlich, daß wir ihn 1922, als der greise Bürklin zurücktrat und bald darauf starb, zum Präsidenten wählten. Vier kurze eindrucksvolle Jahre hat er als solcher gewirkt und sich um die Gesellschaft in ihren schwersten Zeiten unendliche Verdienste erworben. Er ist der tätigste ihrer Präsidenten gewesen, unermüdlich in der Fürsorge auch für die kleinsten Einzelheiten. Dankbar bezeuge ich es heut: es war eine Freude und ein Stolz, mit ihm zu arbeiten!

Wer plötzlich und in voller Kraft aus einem tätigen, fruchtbaren Leben abgerufen wird, hinterläßt „unendliche Sehnsucht“. Aber es käme mir als des Verstorbenen nicht würdig, es käme mir als zu klein und zu egoistisch vor, wollten wir klagen. Altgermanische Totenklage wandelte sich in ein Preislied. Dürfen wir ihn nicht glücklich preisen? Auf Höhen ist er durchs Leben geschritten, ein rüstiger, ein unermüdeter Wanderer, stolz herunterblickend auf die Tiefen, in denen die gemeine Selbstsucht wohnt und die Niedertracht. Dürfen wir es nicht als ein Symbol hinnehmen,

daß er auf lichter Bergeshöhe den Tod gefunden hat, schnell, leicht, ohne Schmerzgefühl? Zu früh, will es uns bedünken; aber wer heißt uns das Leben nach Jahren und Tagen zählen? Ist nicht für ein rechtes Leben jeder Augenblick ein Repräsentant der Ewigkeit?

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige! . . .
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Ein langes Krankenlager, ein Strohtod wäre für Gustav Roethe kein Abschluß gewesen, den wir wünschen könnten.

Er ist ein Kämpfer gewesen, der das Leben gewonnen, weil er es einsetzte; nun fand er den Frieden. Auf dem stillen Begräbnisplatz am Rande der brausenden Weltstadt haben wir, was sterblich an ihm war, bestattet, und wenn der sanfte Abendwind durch die Baumwipfel über seinem Grabe weht, dann möge der Friede auch in die Herzen derer einziehen, die am heißesten um ihn trauern.

Die Naturerkenntnis im Weltbild Goethes

Von Hans Wohlbold (München)

> Die deutsche Nation strebt mit ihrem ganzen Wesen nach Religion, aber ihrer Eigentümlichkeit gemäß nach Religion, die mit Erkenntnis verbunden und auf Wissenschaft gegründet ist. ... Wiedergeburt der Religion durch die höchste Wissenschaft, dieses eigentlich ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen.
>
> Fr. W. J. v. Schelling.

In einem der bedeutendsten Gedichte des 'West-östlichen Divans', dem 'Vermächtnis altpersischen Glaubens', hat Goethe das Verhältnis des Menschen zur Natur in einer für unser Bewußtsein weit entlegenen Vergangenheit geschildert. Dieses Verhältnis war nicht nur ein äußeres und triviales, so wie in der Gegenwart, sondern in einer innerlichen, tief religiösen Art fühlte der Mensch sich einst der Natur verbunden. Er bestellte die Erde, und zugleich hob er in Andacht die Hände der Sonne entgegen, anbetend neigte er sich vor ihren lebenspendenden Liebeskräften, die sie heruntersendet und die das Licht der Ewigkeit in die Finsternis und in die Vergänglichkeit des irdischen Daseins tragen. Nicht nur für den Menschen leuchtet sie. Wenn er sein Feld bebaut, wenn er das Wasser in Kanäle faßt, so empfindet er sein Tun als religiöse Handlung. Denn nicht deshalb nur lebt er auf der Erde, daß er Nutzen aus ihrem Ertrage zieht, nicht nur aus Egoismus pflügt er den Acker, sondern jeder Spatenstich ist ihm ein Dienst am Höchsten, ist eine rituelle Tat. Es ist die Bestimmung des Menschen, daß er alles Unvollkommene auf der Erde so umarbeitet, daß er

es rein und reif macht, das Licht der Höhe zu empfangen und aufzunehmen. Als Mittler steht er zwischen Himmel und Erde, und nur wenn er sich dessen bewußt bleibt und so handelt, wie es seiner irdischen Sendung entspricht, kann und will die Sonnengottheit das „heilige Licht" heruntertragen.

Goethe selbst hatte ein ganz ähnliches Verhältnis zur Natur. Wir brauchen nur an eine Erzählung aus seiner Kindheit zu erinnern, die sich in 'Dichtung und Wahrheit' findet. Aus Stücken seiner Mineraliensammlung, welche „die Welt im Gleichnis vorstellen" sollten, baute er eine Pyramide auf, und ein Räucherkerzchen, das er auf ihre Spitze stellte, entzündete er mit Hilfe eines Brennglases, mit dem er die Strahlen der Morgensonne auffing, als diese eben über die Dächer der Nachbarhäuser emporkam. Die Grundstimmung gegenüber der Natur ist hier die gleiche wie in jenem Gedichte des 'Divans', wenn sie sich auch erst nur noch naiv und in kindlicher Einfalt äußert. Sie wurde später vertieft, und sie wurde immer bewußter, je mehr Goethe sich in die Natur einlebte, je mehr er versuchte, sich über sein Verhältnis zu ihr und damit über das Verhältnis des Naturganzen zum Göttlichen klar zu werden. Was er darüber an Erkenntnis und an Einsichten gewann, was er von der Natur als dem „Meister aller Meister" lernte, das ist für seine Weltanschauung und seine Lebensführung von größter Bedeutung gewesen. Und wenn es schließlich in den naturwissenschaftlichen Schriften, in der 'Metamorphose der Pflanzen', in der 'Farbenlehre' und den zahlreichen größeren und kleineren Aufsätzen, die er zu den verschiedensten Zeiten schrieb, einen Niederschlag fand, so hat er damit der Nachwelt etwas übergeben, was wie ein Pfund ist, mit dem sie wuchern muß. Deutlicher als in anderen Schöpfungen des Dichters schließt sich uns sein Wesen und sein Wollen in den naturwissenschaftlichen Schriften auf. Ohne sie kann er nie ganz verstanden werden. Andererseits liegt aber gerade hier der Mittelpunkt, von dem aus Goethe für das deutsche Geistesleben und damit für die Menschheit überhaupt fruchtbar gemacht werden muß.

In der Geschichte der Naturwissenschaften nehmen Goethes Forschungen, ebenso wie unter seinen übrigen Werken, in mehr-

facher Hinsicht eine besondere Stellung ein. Und wenn es schon wahr ist, daß Bücher ihre Schicksale haben, so ist gerade das Schicksal dieser Bücher recht merkwürdig.

Goethe selbst legte seinen naturwissenschaftlichen Schriften eine große Bedeutung bei. Die 'Farbenlehre' namentlich hat er überhaupt als sein wichtigstes Werk bezeichnet. Aber nur in einem sehr kleinen Kreise fand er Zustimmung und Anerkennung. Vor allem die Naturforscher, die er für sich gewinnen wollte, erklärten seine Anschauungen für falsch.

Über die Farbenlehre ist dieses Urteil bis zur Gegenwart unverändert geblieben. Die morphologischen Schriften haben scheinbar ein besseres Schicksal gehabt. Bedeutende Naturforscher wollten in ihnen eine „Vorahnung" der späteren Darwinistischen Theorie finden, und insbesondere Haeckel hat den Dichter zum Kronzeugen für dieselbe aufgerufen. Schon Goethe soll über die Entwicklung der organischen Natur ähnlich gedacht haben wie Darwin. Nur kam er nicht über eine erste Ahnung dessen hinaus, was dann die exakte Naturforschung im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts klar erkannt und bewiesen hat. Damit gewinnen Goethes Darstellungen einen gewissen historischen Wert, doch sind auch so ihre Ergebnisse für spätere Zeiten nicht mehr von größerer Wichtigkeit. Sie sind dies schon aus dem Grunde nicht, weil Goethe schließlich doch eben nur ein Dilettant war. Und dazu war er auch noch ein Dichter. Er trug seine poetische Phantasie in das Naturleben hinein, und was sich dadurch ergab, mag oft sehr anmutig sein, aber für die ernste und exakte Forschung, die nur Tatsachen gelten lassen kann, ist eine poetisierte Natur ohne Bedeutung. Dieses immer wiederkehrende Urteil der Fachleute hat, wenn seine Härte auch durch eine wohlwollende Gebärde, eine Verbeugung vor dem großen Dichter, verbrämt wurde, weitere Kreise immer wieder davon abgehalten, dieser Seite des Goethischen Lebenswerkes Teilnahme zuzuwenden. Rudolf Steiner hat bereits vor mehr als vierzig Jahren Wesen und Bedeutung desselben dargelegt. Die Wissenschaft hat dazu geschwiegen, und der Gegensatz zwischen Goethe und den Naturforschern hat sich im Laufe der Zeit nur noch mehr verschärft.

Dies konnte auch gar nicht anders sein; denn in der Gegenwart ist die naturwissenschaftliche Vorstellungsart von den Anschauungen Goethes weiter entfernt als je. Gerade dann jedoch, wenn man die Folgeerscheinungen der heutigen naturwissenschaftlichen Weltanschauung überblickt, erscheint die Frage als berechtigt, inwieweit die ablehnende Stellungnahme der Naturforscher objektiv richtig und bindend ist. Hat die herrschende Anschauung, deren Bedeutung doch schließlich immer nur eine relative sein kann, überhaupt das Recht, über Goethe den Stab zu brechen? Was sie zutage gefördert hat, das sind Theorien. Sie beanspruchen absolute Alleingültigkeit. Aber vielleicht kann man die Natur auch ganz anders betrachten, als es nun gerade das Dogma der Gegenwart vorschreibt.

Der Vater der neueren Naturforschung ist Baco von Verulam.

Aller Streit und alle Not, so behauptet dieser, kommt daher, daß die Menschen um die Erhaltung des Daseins kämpfen müssen. Sie sind den Zufällen des Naturgeschehens preisgegeben, bei jedem Schritt von Gefahren bedroht. Es gibt nur ein einziges Mittel, durch das sich der Mensch allmählich im Kampf ums Dasein behaupten, sich von dem Naturzufall befreien kann, so daß ihm Zeit und Möglichkeit dazu bleibt, sich zur Humanität, zur Veredlung der Persönlichkeit und zur sozialen Harmonie zu bilden. Dieses Ziel ist zu erreichen durch das „regnum hominis“, die Herrschaft des Menschen über die Natur. Naturbeherrschung führt zur irdischen Glückseligkeit. Und diese ist alles, was der Mensch verlangen kann. Naturforschung hat damit ein fest umschriebenes Ziel. Erkenntnis in einem höheren Sinn bedeutet nichts. Die Wissenschaft soll ausschließlich im Dienst, wie wir heute sagen würden, des Wirtschaftslebens arbeiten. Sie hat nur insofern Wert, als sie technische Möglichkeiten findet. Technische Vollkommenheit befördert das Wohlleben, und auf dem Boden einer vollkommenen technischen Zivilisation wird sich dann das geistige Leben ganz von selbst entwickeln. Diese Auffassung entspricht durchaus dem noch jetzt geltenden Ideal. Auf seine Verwirklichung kommt es der Naturwissenschaft seit vierhundert Jahren an. Für sie ergab sich zunächst als Aufgabe die Feststellung und

Erforschung der gesetzmäßigen Zusammenhänge im Naturgeschehen, so wie dieses sich in der anorganischen Natur aus Ursache und Wirkung vollzieht. Sie ging aus von der Sinneserfahrung. Diese, die „mera experientia“, wie Baco von Verulam es nennt, liefert die Beobachtungsinhalte, die in Verbindung mit dem Experiment die alleinige Grundlage der Forschung zu bilden haben. Absolut richtig sind die Einsichten in die Naturgesetzmäßigkeit, soweit sich ihr Ablauf berechnen läßt. Da aber nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Naturgeschehens in mathematische Formeln zu bringen ist, so war es notwendig, ein besonderes naturwissenschaftliches Weltbild zu konstruieren, das nur aus mechanischen Bewegungsvorgängen besteht.

Was wir sehen, hören, tasten, dies ist — so wird angenommen — nicht die wirkliche Natur. Es sind nur subjektive Eindrücke. Unsere Sinnesorgane täuschen uns Naturqualitäten vor, Licht und Farbe, Wärme und Klang. Sie sind scheinbar etwas ganz verschiedenes. Hinter ihnen gleichsam und als ihre objektive Ursache gibt es eine qualitätslose Welt, die im strengen Sinne allein „wirklich“ ist. Sie ist finster und stumm, dort existieren nur Bewegungen kleinster Entitäten, der Moleküle, Atome, Elektronen oder, wie man neuerdings annimmt, Schwingungen in einer unerfahrbaren Substanz oder Nichtsubstanz, dem Äther.

So versucht die Naturwissenschaft die Vielheit der Phänomene, die Vielheit der Qualitäten auf eine allgemeine Naturursache zurückzuführen, und sie verbindet dann mit dieser physikalischen Theorie den einflußreichsten Gedanken, den sie im neunzehnten Jahrhundert gefunden hat, den der Entwicklung aller Organismen von einfachen zu komplizierteren Formen und schließlich bis zum Menschen. Auch die Einheit der lebendigen Natur soll auf diese Art bewiesen sein, und es handelte sich nur noch darum, nun auch den Abstand zwischen den Organismen und den Anorganen zu überbrücken. Die Chemie erklärte zunächst — es geht das schon auf eine frühere Zeit zurück —, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den Substanzen des lebenden Körpers und den mineralischen Stoffen

nicht bestehe. So blieben noch die dem Organismus eigentümlichen Erscheinungen, die Lebensvorgänge im engeren Sinne, und dazu das, was man als das Geistig-Seelische besonders beim Menschen bezeichnet. Alles das, was eben die Pflanze vom Mineral, das Tier von der Pflanze, schließlich den Menschen vom Tier unterscheidet, sollte nichts weiter sein als die Wirkung eines besonderen Chemismus oder molekularer Vorgänge im Gehirn, im Nervensystem oder sonst irgendwo. Wir brauchen dies ja nicht weiter im einzelnen auszuführen; aber es erschien uns doch unerläßlich, wenigstens zunächst einmal auf die Hauptzüge des naturwissenschaftlichen Weltbildes hinzuweisen, die man sich immer erst vor Augen halten muß, wenn man sich darüber klar werden will, was eigentlich Goethes Naturanschauung gerade für die Gegenwart zu bedeuten hat. Aus diesem Weltbild und auf Grund desselben wird ja Goethe zurückgewiesen.

Dieses Weltbild soll „Monismus" sein. Es wird tagtäglich in allen Gazetten als die höchste Errungenschaft exakten und vorurteilslosen Denkens gepriesen. Aber dabei wird verschwiegen, daß dasselbe ganz ausschließlich auf Theorien aufgebaut ist, auf Annahmen, die, unbewiesen und unbeweisbar, zum Teil in sich selbst völlig unmöglich sind. Die Einheit der Welt wird dadurch hergestellt, daß man die wesentlichen Unterschiede leugnet oder sie für nebensächlicher Natur erklärt. Man überträgt eine Geschehensart aus dem Gebiet, in dem sie beobachtet wird, ohne Berechtigung in ein anderes, in dem sie nicht gelten kann, weil dort offensichtlich die Dinge ganz anders verlaufen, und dies geschieht nicht nur einmal, sondern immer wieder. Es ist zu bedenken, daß sich auf diesem naturwissenschaftlichen Weltbild das Denken der heutigen zivilisierten Welt aufbaut, auf einem Weltbild, das mit der Wirklichkeit keinen Zusammenhang hat. Es ist mystisch. Die Naturforscher leben in einer ersonnenen Welt, sie bewegen sich in erträumten Bildern, die allerdings in sich ein geschlossenes System bilden. Darauf beruht ihre praktische Bedeutung, beruht die Errechenbarkeit der Phänomene und die Anwendbarkeit für die Technik. Aber dieses Weltbild kann niemals die Grundlage einer Welt-

anschauung sein; denn eben das „Anschaubare" fehlt ihm. Der gespenstige Tanz von Elektronen vermag nicht zum Erlebnis und nicht zum Seeleninhalt zu werden, von ihm aus läßt sich nicht der Weg zum ewigen Geiste, der in der Stoffeswelt wirkt, finden. So hat die naturwissenschaftliche Vorstellungsart mit ihren Folgen, die sich auf allen Lebensgebieten geradezu aufdrängen, seelenverödend und geisttötend gewirkt, indem sie die Wirklichkeit auslöschte. Auf der einen Seite verliert sie die Natur. Denn das Erlebnis, von dem sie ausgeht, erweist sich für sie als Trug der Sinne. Ihre wahre, qualitätslose Welt ist finster und stumm. Aber auch das Ich des Menschen mit seinen Gedanken, Gefühlen und Willensimpulsen ist nach dieser Auffassung ein Nichts. Außerhalb dieses Weltbildes stehen die moralischen Gesetze, steht das Menschenwesen mit seinen Idealen, dem Wahren, Guten und Schönen, stehen die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Das Leben wird sinnlos in einer Welt, die mit der ersten Bewegung im Kant-Laplaceschen Urnebel ihren Anfang nimmt und schließlich im Wärmetod zugrunde geht. Der Mensch findet in ihr nichts, das zu einer tragenden Kraft für sein Streben nach Erkenntnis seiner selbst und dessen, was außer ihm ist, werden könnte.

Das alles soll sine ira gesagt sein. Aber es muß ausgesprochen werden, und man muß auf die Tatsache hinweisen, die vorliegt, wenn die Naturforschung der Gegenwart glaubt, Goethe ohne weiteres ablehnen zu können. Denn so unwirklich und in sich unmöglich das Weltbild der Naturwissenschaft mit allem, was aus demselben folgt, ist, so notwendig erscheint es, ein anderes an seine Stelle zu setzen.

Allerdings: die Naturwissenschaft hat ein ungeheueres Material an Tatsachen gesammelt. Mit erstaunlichem Fleiß, mit großem Können und einem eben so großen Aufwand an Scharfsinn hat sie in Einzeluntersuchungen nahezu alles, was es an äußeren Tatsachen gibt, erforscht und dargestellt. Aber das, was sie so an den Tag förderte, ist zunächst nur Rohmaterial. Sie hat es mit einem Netzwerk von Hypothesen durchflochten. Was an deren Stelle treten muß, das ist der große, zentrale Gedanke, die beherrschende Idee, unter die das ganze

Material gestellt werden müßte. Erst dadurch kann sich ein neues Weltbild ergeben, das nun nicht mehr losgelöst von der Wirklichkeit ist, sondern das ihr gerecht wird, das Weltwesen und Weltsinn durch die Formen, in denen diese sich in der Erscheinung darstellen, deutet, indem es die Phänomene in eine lebendig harmonische Beziehung zueinander setzt. Bedeutende Naturforscher der Gegenwart geben in neuester Zeit zu, daß die Wissenschaft vor dem Chaos steht. Nur will man noch nicht einsehen, daß der Ideengehalt, welcher der Naturwissenschaft fehlt, bei Goethe zu finden ist. Durchdringt man das vorliegende Tatsachenmaterial mit den Ideen Goethes, so hat man damit den Anfang einer neuen, der kommenden Wissenschaft gefunden.

Am 23. November 1795 schrieb Schiller an Goethe: „Seien Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debütiert, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß sich gemacht, Ihre optischen Entdeckungen unter dem Namen unsers Professor Voigts oder eines ähnlichen Kathederhelden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung selbst als an der Person, von der sie herrührt, daß diese Philister sich so dagegen verhärten." Wie richtig Schillers Ansicht ist, daß Goethes Bedeutung als Künstler, daß das, was er als Dichter geleistet hat, es war, was die Philister gegen ihn verhärtete, das ergibt sich unter anderem ganz besonders deutlich aus einer Rede, in der Helmholtz achtundfünfzig Jahre später seine Zeitgenossen über die Farbenlehre und die Ursache ihrer Unzulänglichkeit aufgeklärt hat. Der berühmte Physiker erklärt, wie es kam, daß „der Dichter eine andere Betrachtungsweise als die physikalische in die Naturforschung einführen wollte," und er sagt: „In der Dichtung kommt es immer nur auf den 'schönen Schein' an, der das Ideal zur Anschauung bringt; wie dieser Schein zustande kommt, ist gleichgültig. Auch die Natur ist dem Dichter sinnbildlicher Ausdruck des

Geistigen. Die Physik sucht dagegen Hebel, Stricke und Rollen zu entdecken, welche, hinter den Kulissen arbeitend, diese regieren, und der Anblick des Mechanismus zerstört freilich den schönen Schein. Deshalb möchte der Dichter gern die Stricke und Rollen hinwegleugnen, sie für die Ausgeburten pedantischer Köpfe erklären und die Sache so darstellen, als veränderten die Kulissen sich selbst oder als würden sie durch die Idee des Kunstwerkes regiert. Auch liegt es in Goethes ganzer Richtung, daß gerade er unter allen Dichtern gegen die Physik polemisch auftreten mußte. Andere Dichter, je nach der Eigentümlichkeit ihres Talentes, achten entweder in der leidenschaftlichen Macht ihrer Begeisterung nicht auf das störende Materielle, oder sie erfreuen sich daran, wie auch durch die widerstrebende Materie der Geist sich Wege bahnt. Goethe, nie durch eine subjektive Erregung über die umgebende Wirklichkeit geblendet, kann nur da behaglich verweilen, wo er die Wirklichkeit selbst vollständig poetisch gestempelt hat. Darin liegt die eigentümliche Schönheit seiner Dichtungen, und darin liegt auch gleichzeitig der Grund, warum er gegen den Mechanismus, der ihn jeden Augenblick in seinem poetischen Behagen zu stören droht, kämpfend auftritt und den Feind in seinem eigenen Lager anzugreifen sucht." Am Ende dieses Vortrages 'Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten' findet sich dann der Satz: „Dieselbe Eigentümlichkeit, welche ihn auf dem einen Feld zu glänzendem Ruhm emportrug, bedingte sein Scheitern auf dem anderen."

Der Vortrag — Helmholtz hielt ihn 1853 in Königsberg — ist seither oft abgedruckt worden, „als ein Beispiel dafür", sagt ein neuerer Herausgeber in seiner Einleitung, daß Helmholtz sich in seinen Ausführungen als „echter Vertreter deutscher Geistesart" erweist und daß er hier „wissenschaftliche Erkenntnisse von ewiger Geltung . . . in mustergültiger Klarheit und schöner, gedankentiefer Sprache" vorgetragen hat. Es sind mehr denn siebzig Jahre vergangen, seitdem Helmholtz den tieferen Grund der antimechanischen Naturanschauung Goethes darin fand, daß der Dichter die Wirklichkeit der Welt als Störung seines poetischen Behagens empfunden hat. Unseres Wissens hat bis-

her noch kein „Vertreter deutscher Geistesart“ Protest gegen diese Philisterweisheit erhoben, die, streng genommen, einer Verunglimpfung Goethes gleichkommt. Wir aber führen diese Stelle deshalb an, weil sie insofern ganz besonders charakteristisch ist, als sie tatsächlich den Kern des ganzen Problemes berührt. Denn immer wieder erhebt man den Vorwurf gegen Goethe, er habe die Natur nicht „wissenschaftlich“, sondern als Künstler betrachtet. Und dies ist auch richtig. Aber man muß sich über das Wesen echten Künstlertums zunächst einmal klar sein. Dann wird man erkennen, daß gerade das, was so als Einwand in den Vordergrund gestellt wird, in Wirklichkeit Goethes großes Verdienst um die Wissenschaft ist, daß die Wissenschaft, indem sie zur Kunst erhoben wird, nicht verlieren, sondern nur gewinnen kann.

Es gibt noch ein anderes Verhältnis zur Kunst als das, nach welchem der Künstler nur zur Steigerung seines Wohlbehagens schafft.

Im ‘Winckelmann’ sagt Goethe: „Indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Taten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor. Denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist.“

Nimmt man im Sinne des hier Gesagten das Kunstwerk als Ausdruck einer „idealen Wirklichkeit“, so kann man die Bedeutung und das Wesen naturwissenschaftlicher Begriffe, die von Goethe künstlerisch konzipiert sind, erst richtig ermessen.

Auf der italienischen Reise, in einem bedeutenden Abschnitt seines äußeren Lebens wie seiner inneren Entwicklung, hat Goethe die Urpflanze entdeckt. Er wurde, wie er sagt, „die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation gewahr“. Zwei Grundideen der Pflanzenbildung vor allem sind es, die er findet. Alle Pflanzen sind „nach einem Muster gebildet“, das er die „Urpflanze“ nennt, sie liegt den verschiedenen Pflanzenarten als gemeinsame Idee zugrunde. Und außerdem ist auch in allen einzelnen Organen der Pflanze nun wieder ein „Proteus verborgen“, auch ihnen liegt etwas Allgemeines, Ursprüngliches zugrunde; denn „vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt“. In einem wie in dem anderen Fall, bei der „Urpflanze“ sowohl als bei dem Blatt, handelt es sich um die Metamorphose eines ursprünglichen, ideellen Prinzips. Alle Einzelpflanzen sind Metamorphosen der Urpflanze, und alle differenzierten Pflanzenorgane sind metamorphosierte „Blätter“. Die Worte, die Goethe anwendet, sind, abgesehen von dem Worte Urpflanze, auch in der Botanik gebräuchlich, und darauf vor allem sind die durch Haeckel und andere veranlaßten Mißverständnisse der Naturanschauung Goethes zurückzuführen, die mit ihrer scheinbaren Zustimmung mehr Unheil angerichtet haben als die glatte Ablehnung der Farbenlehre durch die Physiker. Die Biologen haben ihre eigenen Begriffe in Goethes morphologische Ansichten hineingetragen und diese dadurch, wenn auch in gutem Glauben, gefälscht.

Die Bezeichnung „Urpflanze“ allerdings findet sich nur bei Goethe, und die Botanik hat das Wort nicht übernommen. Aber auch ihm hat Haeckel einen ganz anderen Sinn untergelegt als den, welchen es bei Goethe hat. Haeckel versteht unter der Urpflanze die erste, primitive Pflanze, die überhaupt auf der Erde erschien und von der die anderen höheren Gewächse abstammen sollen, die sich aus ihr im Laufe langer Zeiträume entwickelt haben. Auch andere haben sich dieser falschen Deutung eines ganz anders gemeinten Begriffes angeschlossen, selbst Kalischer meint, Goethe hätte „eine allen Pflanzen gemeinsame reale Stammform“ mit dem Worte bezeichnen wollen. Aber in Wirklichkeit ist die Urpflanze weder

die einfachste Pflanzenform noch ist sie eine Abstraktion — so meint z. B. Kerner von Marilaun —, sondern sie ist eine Idee.

Allen Pflanzen — wir sehen vorerst von den Tieren ab — liegt eine ursprüngliche Idee zugrunde, ein „Modell", wie Goethe auch sagte. In ihm hat man den Schlüssel, mit dem „man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden" kann, die „konsequent sein müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben." Goethe geht von der Frage aus, wie es komme, daß man Gebilde von ganz verschiedenem Aussehen mit dem gleichen Namen, eben als „Pflanze" bezeichnet. Nach der Meinung der modernen Sprachkritik ist die „Pflanze", die in Wirklichkeit nicht existiert, ein abstrakter Begriff. Sehen können wir nur Repräsentanten einzelner Pflanzenarten, und diese fassen wir dann in einem gemeinsamen Begriff zusammen, dem außerhalb unseres Denkens keine Realität zukommt. Es ist ein Wort, ein Name — „Schall und Rauch". Denn es gibt nur Individuen, die in der Wirklichkeit existieren. Nach Goethes Erfahrung — um eine solche handelt es sich durchaus — ist die „Pflanze" etwas ebenso Reales wie etwa eine bestimmte Rose oder ein Eichbaum. Nur entspricht sie einer höheren Wirklichkeit als die einzelne Erscheinung; deshalb läßt sie sich nicht sehen oder tasten. Aber sie kann doch „geschaut" werden — mit den „Augen des Geistes", wenn der Mensch sich nur zur Höhe dieses Schauens erhebt. Sie ist ein Urbild, ein Typus, eine Entelechie — wie man es nennen will —, etwas, das selbst nie Erscheinung werden kann, das aber in sich den Drang trägt, sich zu manifestieren. Es ist nicht Gestalt und möchte doch immer Gestalt werden. Wenn die Pflanze Form geworden ist, so ist sie erstarrt und verfestigt, sie ist ein abgeschlossenes Gebilde, in dem ein Werdeprozeß sein Ende gefunden hat. In gewissem Sinne — wenn man das Wort hier nicht mißversteht — ist sie tot, insofern sie ein Gewordenes ist. Lebendig ist sie im Werden, in den Bildekräften der Organisation, die das Sein nur erst als Möglichkeit in sich tragen. Diese Idee der Pflanze ist nicht den Sinnen zugänglich, aber

sie kann doch nun Erlebnis werden und ist als solches ebenso real wie die sichtbare Gestalt. Sie erschließt sich der Vernunft, so wie die Form und ihre Gesetze den Sinnen und dem Denken. Die Erkenntnis des Höheren, Wesenhaften der Organisation ergibt sich, wenn man vom Sein zum Werden fortschreitet. Die Einzelpflanze ist Bild, die Urpflanze, die Idee ist Urbild, und dieses ist beweglich. Das wahrgenommene Bild bleibt in der Vorstellung. Es wird vom Gedächtnis aufbewahrt. Zunächst hält die Erinnerung es so fest, wie es in der Erscheinung ist. Die Phantasie kann es beweglich machen, kann die Form gleichsam aus der Erstarrung befreien, sie verwandeln. Die Phantasietätigkeit wird zunächst vielleicht ein subjektiver Akt sein, so daß sie die „Gestaltung, Umgestaltung" willkürlich vornimmt, ohne daß dem ein objektiver und in höherem Sinne realer Vorgang zugrunde liegt. Aber es ist auch denkbar, daß sich das Vorstellungsbild im Bewußtsein gleichsam objektiviert und seine Eigengesetzlichkeit darlebt. Es bleibt nicht starr, sondern es wird belebt, und das Feld der Phantasie, in dem dies geschieht, ist nur der Schauplatz eines wirklichen Geschehens, das sich niemals in der Natur, sondern nur im menschlichen Bewußtsein vollziehen kann. Die „Phantasie" — wenn wir diese Bezeichnung für das schöpferische Tun beibehalten wollen — entbindet dann gleichsam aus dem Sinnenbild eine höhere Wirklichkeit, die Leben gewinnt. Einen analogen Vorgang, der ein Zwischenstadium darstellt, beschreibt Goethe folgendermaßen: „Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixieren, hingegen dauerte sie so lange als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht."

In dem dargestellten Fall geht das Vorstellungsbild in das Werden über, die im Auge erlebte Form, die sich verwandelt,

steht zwischen dem Erlebnis des Äußeren und der gestaltenden Phantasie in der Mitte, gleichsam dort, wo sie noch nicht Idee, aber doch auch nicht mehr nur Erscheinung ist, zwischen Bild und Urbild, Natur und Geist, und hier enthüllt sich schon die Beziehung, die zwischen der tätigen Phantasie des Künstlers und der Erkenntniskraft schöpferischer Wissenschaft besteht. Die Natur wird bereits bis zu einem gewissen Grad aus der Sphäre des Starren, aus dem Bereich der Gesetzmäßigkeit, die vor dem forschenden Verstand liegt, heraus und in die Freiheit der produktiven Kraft gehoben. „Ich habe die Vermutung," sagt Goethe von den griechischen Künstlern, „daß sie nach den Gesetzen verfahren, nach welchen die Natur selbst verfährt und denen ich auf der Spur bin." Er denkt dabei nicht an die „Naturgesetze", von denen die Wissenschaft spricht. Diese verfolgen Beziehungen anorganischer Art nach Ursache und Wirkung. Sie selbst sind ursächlich verstanden. Der Naturforscher sucht immer nach Ursachen eines jeden Geschehens. Sind solche im Felde der Erfahrung nicht zu finden, so werden sie hypothetisch konstruiert — als Stoffe oder als Kräfte. Auch eine Lebensursache nimmt beispielsweise der Vitalismus an, eine hypothetische „Lebenskraft", die nach der Analogie anderer ebenso wenig realer Kräfte wie etwa der „Schwerkraft" konstruiert wird, die angeblich bewirken soll, daß schwere Gegenstände zur Erde fallen. Goethe sucht niemals die Ursachen eines Phänomens, sondern die Bedingungen, unter denen es auftritt. Das ist etwas wesentlich anderes. Es ist nicht gesagt, daß für alles eine „causa" existiert. Denn in letzter Linie gibt es ein Geschehen, das nicht von irgendwoher bedingt oder geschoben sein muß, sondern das sich durch sich selbst vollzieht. Man fragt, was die Ursache des Lebens sei. Je nachdem der Biologe Mechanist oder Vitalist ist, wird er chemische Vorgänge, Schwingungen, Lebenskräfte oder vielleicht Lebensatome — auch dies gibt es — hinter die Kulissen des Lebendigen konstruieren. Seine Antwort ist falsch, weil schon die Fragestellung verfehlt ist. Es hat keinen Sinn, nach einer Ursache des Lebens zu fragen. Ein abstraktes „Leben" gibt es nicht. Hält man sich an die Tatsachen, so kann die Frage nur so gestellt werden,

daß man konstatiert, wodurch sich zeigt, daß ein Wesen lebendig ist und unter welchen Bedingungen Organismen auftreten.

Die Pflanze hat, so wird angenommen, ebenso wie das Tier und der Mensch, zwei verursachende Faktoren, als deren Ergebnis sie sich darstellt. Sie ist ein Produkt aus den Vererbungskräften und aus dem, was man im weitesten Sinne des Wortes ihr Milieu nennt, aus allem, was von außen an sie herankommt, Klima, Nahrung usw. In ihr wirkt also die Vergangenheit und die Gegenwart. So ist sie streng gefesselt durch das Gesetz. Auch der Mensch ist ein Produkt aus Vererbung und Milieu, sowohl körperlich als seelisch-geistig. Die naturalistische Schule der modernen Literatur hat die unerbittlichen Folgerungen dieser furchtbaren Theorie gezogen. Sie verneint den Begriff der menschlichen Freiheit und kennt nur Schicksal und Notwendigkeit. Beides wirkt, wenn es auch erst vom Menschen bewußt erlebt wird, in der ganzen Natur.

Goethe befreit das Denken von diesem Begriff des „Gesetzes", der durchaus alttestamentlich ist. Er stellt in die Notwendigkeit die Freiheit hinein und hebt dadurch das Geschehen über Raum und Zeit hinaus. Schicksal und Gesetz, Vererbung und Milieu ergeben nicht ein Unabänderliches und ein Letztes, sie sind nur das Material, in dem sich die Idee realisiert, dem sie sich „einbildet". Sie ist überzeitlich und überräumlich, aber sie wird in Raum und Zeit Gestalt, ob man dabei nun im engeren Sinne an die Form des Stoffes oder aber an Lebens- und Schicksalsgestaltung, wie der Mensch sie bewußt unternimmt, denkt. In der Auffassung der Naturwissenschaft wird nur Vergangenheit und Gegenwart wirksam gedacht. In einem geistgemäßen Naturanschauen, wie Goethe es hatte, sieht man auch die Zukunft wirksam. Eine Idee hat unzählige Möglichkeiten, sich zu verwirklichen. In jedem Augenblick wirkt die Ewigkeit. Die Idee ist das vollkommene Bild irgendeines Geschehens. Die Verwirklichung der Idee ist das Ideal. Es ist also die Urpflanze die ideale, schlechthin vollkommene Pflanze. Sie war als solche nie da, sie steht als ein leuchtendes Bild in der fernsten Zukunft. Die Pflanze, indem sie sich nach der Urpflanze zu formen sucht, nimmt zur Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft

in sich herein. Das ist der Sinn einer Erkenntnis, die nicht nur das Sein, sondern die auch das Werden erfassen will. Sie erstreckt sich nicht nur auf die äußere Form, sondern auf die gestaltende Kraft, deren letzter Ausdruck diese ist. Die Natur verhält sich, unbewußt gestaltend, zur Erscheinung wie der bewußt schaffende Künstler zum Kunstwerk. Wissenschaft, insofern sie die der Natur immanente Idee zum Erlebnis werden läßt, ist Kunst.

Goethes Einstellung gegenüber der Natur ist tiefster Ausdruck seines Wesens. Sie gehört zu ihm; ohne sie wäre er nicht das, was er eben ist. Man kann ihre Voraussetzungen etwa zum Pantheismus, zum Spinozismus, zu gewissen Überzeugungen Schellings in Beziehung bringen. Aber dann muß man sich immer gegenwärtig halten, daß Goethe von niemandem und von nichts abhängig war. Wo er einer Weltanschauung zustimmt, geschieht dies, weil er in ihr etwas fand, das seinem eigenen Denken und Empfinden verwandt war. Deshalb können Bejahung oder Verneinung eines andern nur die Bedeutung haben, daß sie aufklärend in bezug auf sein eigenes Wollen wirken. Keiner Anschauung, die von außen an ihn herankam, hat er sich ganz ergeben. Aber er sah, was ihm davon verwandt war, und assimilierte es, ließ sich durch das Fremde sich selbst bestätigen.

Sein Verhältnis zur Natur in der Zeit bis zur italienischen Reise hat er selbst pantheistisch genannt, ohne daß man dieses Wort im strengen Sinne so deuten müßte, wie es gewöhnlich gebraucht wird. Er fühlte sich als geistiger Mensch mit dem Geist des Alls, mit der Weltseele, wie Schelling, oder mit der göttlichen Substanz, wie Spinoza es nannte, eins und wesensgleich. Spinoza stand ihm ganz besonders nahe. Es ist bekannt, daß Herder in der Zeit, in welcher sich Goethe besonders stark zu Spinoza neigte, den größten Einfluß auf ihn hatte.

Alles ist für Spinoza nur Attribut der einen Substanz. Sie ist Ausdehnung und Denken. Dem einen ist der Mensch als natürliches Wesen mit seinem Körper, dem anderen als geistiger Mensch mit seinem Denken zugehörig. Er ist ein Teil der Natur wie des Geistes. Als Eigenwesen von der ewigen Substanz und

ihren Attributen abgesondert, muß er danach trachten, sich ihr wieder zu verbinden. Gibt er sich dem Göttlichen ganz hin, so daß er sich selbst als Ich auslöscht, so fließen die göttlichen Gedanken in sein Denken ein. Er denkt nicht selbst, Gott denkt durch ihn und in ihm. Auch für Spinoza ist, wie für Goethe, die Natur weder Kern noch Schale. Materie und Geist sind eins. So ist die Natur göttlich, sie ist Gott selbst, und der Mensch ist als ein Teil der Natur auch ein Teil Gottes. Deshalb ist ihm auch, wenn er sich als Einzelwesen von seinem Ursprung getrennt hat, „sich aufzugeben Genuß".

Goethe ging von der gleichen pantheistischen Grundstimmung aus wie Spinoza und fühlte sich deshalb zu diesem so stark hingezogen. Er blieb auch bis ins Alter seinem „Herrn und Meister", wie er ihn einmal nannte, treu. Unter allen Philosophen stellte er gerade ihn am höchsten, ohne sich jedoch unbedingt mit ihm zu identifizieren. „Denke man aber nicht," sagt er, „daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere, denkt, ... hatte ich schon allzu deutlich eingesehen."

An einem ganz bestimmten Punkte müssen sich Goethes Wege von denen Spinozas scheiden. Dessen Philosophie ist ganz und gar unpersönlich. Das Ich hat für sie keine Bedeutung, es sei denn als ein Hindernis der Erkenntnis. Der Mensch muß es ganz hingeben an das Göttliche, es, wie wir oben sagten, gleichsam auslöschen. Aber für Goethe bleibt doch die Persönlichkeit „höchstes Glück der Erdenkinder". Wohl vertraut auch er sich zunächst dem All, aber dort liegt ihm alles daran, „sich im Grenzenlosen zu finden" — zu finden, nicht zu verlieren! Und so ist es begreiflich, daß er einen Weg finden muß, der ihn über den Spinozismus hinausführt.

In dem Prosahymnus 'Die Natur', der Ende 1782 oder Jan. 1783 im 'Journal von Tiefurt' erschienen ist und den Goethe zwar nicht verfaßt, aber sicher inspiriert hat, sieht er den Ausdruck seiner Naturauffassung zu jener Zeit. Aber zugleich nennt er ihn gegenüber dem Kanzler v. Müller einen Komparativ, „der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ

zu äußern gedrängt ist", weil demselben die Erfüllung fehlt: „die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur, der Begriff von Polarität und von Steigerung."

Dieser „Superlativ" wird erst in Italien erreicht, als Goethe die Pflanzenmetamorphose entdeckt. An seiner Spinoza nahestehenden Grundanschauung hält er auch jetzt noch fest. Sie bleibt für alle Zeiten gültig. „Natur hat weder Kern noch Schale." Erscheinung und Idee sind nicht zwei verschiedene Dinge, sie sind Aspekte des Einen Göttlichen, das allem Dasein zugrunde liegt. Ist der Mensch einerseits Stoff vom Stoff der Natur, so offenbart sie ihm andererseits ihr Wesen, indem „ein Geist zum andern Geist" spricht. Aber nunmehr, in dieser zweiten Phase seiner Naturauffassung, in der früher nur Geahntes zur Klarheit und zur Reife kommt, erkennt Goethe im Konkreten das Verhältnis, in dem die Erscheinung zur Idee steht, er sieht, wie die Natur im einzelnen physiognomischer Ausdruck der Idee ist. Das Vergängliche ist Gleichnis des Ewigen. Aus dieser Einsicht ergibt sich nicht nur die Stellung des Menschen zur Natur und in ihr, sondern damit auch seine Bestimmung im Weltganzen, sei er nun Künstler oder Wissenschaftler.

Die materielle Welt ist zunächst Erscheinung. Sie ist hervorgegangen aus göttlichen Kräften, aus Gestaltungskräften, die in der Form wie verzaubert liegen. Der Weltengeist ist, wie Plato sagt, am Weltenleib gekreuzigt. Wenn der Mensch die Naturformen durch seine Sinne wahrnimmt, so darf er dabei nicht stehen bleiben. „Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur," schreibt der Dichter im *'ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ'*, „du fühlest dich fähig, ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang, nachzudenken."

Der Mensch ist „auf den Gipfel der Natur gestellt". Die Idee als schöpferisches Naturwesen wirkt unbewußt und gestaltet sich in dumpfem Drange in der Erscheinung. Wieweit diese sie verwirklichen kann, wieweit sie Ausdruck des Urbildes im Abbild wird, das hängt von den äußeren Möglichkeiten ab. Im Menschen wird die Idee bewußt schöpferischer Gedanke, in ihm wird die in die Natur gebannte Idee gleichsam ent-

zaubert und aus den Schranken der Form erlöst. Die Natur drückt die Idee niemals restlos aus. Sie will eine Pflanze bilden. Aber, um ein Wort Schillers zu gebrauchen, die Sachen stoßen sich im Raume. Keine sichtbare Pflanze kann die Urpflanze sein. Jede ist nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Abbild derselben. Erst im Erkenntnisprozeß des Menschen wird die Urpflanze gleichsam neu geboren. Durch sein vernünftiges Denken fügt er zu der Natur etwas hinzu, was ohne ihn niemals da sein könnte. Wenn Goethe in Neapel die Urpflanze entdeckte, so ist das eine schöpferische Tat, nicht eine gedankliche Abstraktion. Eine besondere Art des Denkens ist dazu notwendig. Man muß die Pflanzen „unter einem Begriff sammeln" und die Anschauung „auf eine höhere Weise beleben". Das erste ist „Schweigen", das zweite „Tätigkeit". Der Beobachter muß nicht seine eigene Meinung in die Phänomene hineintragen, sondern diese selbst sprechen lassen. „Beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag: alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter." Die hier angedeutete Objektivität ist die erste Voraussetzung wirklichkeitsgemäßer Erkenntnis. Sie läßt im anschauenden Bewußtsein das Wesen des Beobachtungsobjektes gleichsam neu erstehen, so daß dann auf der nächsten Stufe das tätige Denken es ergreifen kann. Eines wie das andere liegt sowohl der Kunst als der Wissenschaft zugrunde; denn Kunst und Wissenschaft sind Ausdrucksformen wesenhafter Erkenntnis.

Heute allerdings neigt man dazu, sie als durchaus verschieden bedingt, ja als gegensätzlich anzusehen. Wissenschaft gilt als objektiv, Kunst als subjektiv. Der Naturforscher sucht das Erlebnis aus dem Wahrnehmungsinhalt zu eliminieren, er will eine Welt ohne das Ich, wie wir es oben darstellten, finden. Der

Künstler dagegen schafft gerade umgekehrt aus dem Ich heraus — so nimmt man gewöhnlich an —, seine Werke sind Phantasiegebilde, die mit ihrem „schönen Schein" — wir erinnern an Helmholtz — das ästhetische Bedürfnis des Betrachters befriedigen, der damit, wie der Philister meint, die „rauhe Wirklichkeit" vergessen soll. Aber wahre Kunst, so wie Goethe sie auffaßt, ist doch viel mehr als das.

Der Künstler verfährt nach den gleichen Gesetzen wie die Natur. Ebenso wie diese formt er dem Stoffe die Idee ein, und diese ist nicht ein Produkt willkürlicher Phantasie. Das wäre Phantastik. Die Idee ist Erlebnis. Der Künstler sieht im Zufälligen das Allgemeine, das die Erscheinung über ihre augenblickliche zufällige Form hinaushebt. Wie im Naturprodukt durchdringen sich im Kunstwerk Idee und Form. Es ist ja auch nicht nur eine photographisch treue Nachbildung des Objekts, sondern viel mehr. Dieses soll so dargestellt werden, wie es nicht ist, sondern wie es sein könnte, wenn es restlos das „Gottgewollte" darstellen würde. Der Künstler, der die Idee im Naturphänomen „wahrnimmt", bildet dieses so, wie es aus der Hand der Natur kommt, weiter, steigert es über das Gegebene hinaus. Je höher er als Künstler steht, desto mehr wird er fähig sein, das Werk der Idee anzunähern, so daß durch die Form der ewige Wesenskern sichtbar hindurchleuchtet. Wahrnehmung der Idee in der Wirklichkeit ist so die Voraussetzung wahrer Kunst ebenso wie echter Wissenschaft. Nur sind die Ausdrucksformen hier und dort verschieden. Der Wissenschaftler spricht die geschaute Idee aus, der Künstler bildet sie dem Stoffe ein. So ist das Resultat einmal — wenn wir hier insbesondere von der Naturwissenschaft sprechen — das Natursystem, die Weltanschauung, das andere Mal das Kunstwerk.

Es ist demnach nicht die Wissenschaft objektive, die Kunst subjektive Geistestätigkeit, sondern beide heben den Gegensatz von Subjekt und Objekt in einer höheren Einheit auf, indem sie das Naturschaffen fortführen. Es muß aber auch, im Gegensatz zur geltenden Ansicht, für eine so verstandene Wissenschaft nicht ein erdachter Welthintergrund, nicht das kinetische Weltbild der Physik Forschungsobjekt sein. Goethe, der die Idee

sucht, kann nur von der Sinneserfahrung ausgehen, welche die Qualitäten zeigt. Er hat „den Sinnen zu trauen". Wenn die Natur durch die Form spricht, so verstummt sie unbedingt im Spiel von Elektronen. Diese sagen uns nichts mehr. Sie lassen uns unberührt. Das soll gerade ihre Bedeutung sein. Aber es schneidet den Weg zum Erlebnis des Wesens, der Idee, ab.

Die Naturanschauung Goethes muß aber nicht nur gegen den Mechanismus, sondern ebenso auch gegen die spekulative Metaphysik abgegrenzt werden.

Die deutschen Naturphilosophen suchten ähnliche Ziele wie Goethe zu verwirklichen. Sie brachten seiner Naturanschauung sehr viel Verständnis entgegen. Einzelne von ihnen, wie vor allem Carus, stehen ihm sehr nahe. Im wesentlichen aber ist die naturphilosophische Strömung aus der Romantik herausgewachsen, und, abgesehen von Oken, der ganz seine eigenen Wege ging, waren ihre Vertreter in der Hauptsache von Schelling beeinflußt. Er hat das gemeinsame Ziel in seiner 'Naturphilosophie' formuliert. Dort sagt er: „Mit der Naturphilosophie beginnt, nach der blinden und ideenlosen Art der Naturforschung, die seit dem Verderb der Philosophie durch Baco, der Physik durch Boyle und Newton allgemein sich festgesetzt hat, eine höhere Erkenntnis der Natur." Die Natur selbst „soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein".

Also auch hier findet man das gleiche Bestreben wie bei Goethe, dem Baconismus eine geistgemäße Naturanschauung entgegenzustellen. Während aber Goethe vom Objekt ausgeht, will die romantische Naturphilosophie das wahre Weltwesen im Ich finden. Nicht die Sinneswelt ist das schlechthin Wirkliche, sondern die Idee, die der Mensch sich über sie bildet. Das sinnlichkeitsfreie Denken, die Spekulation hat höheren Erkenntniswert als die äußere Erfahrung. Wir brauchen hier nicht im einzelnen auf die Naturphilosophie einzugehen. Aber es soll wenigstens auf das, was sie von Goethe unterscheidet, hingewiesen werden. So wie das Denken des Baconismus vor der objektiven Welt zersplittert, so bleibt das der Naturphilosophen am Ich hangen. Wohl hatten auch sie sich das Ziel gesteckt, das Goethe verwirklichte, die Idee in der Erscheinung zu finden

und damit den Gegensatz zwischen Ich und Welt zu überwinden. Aber während Schelling oder Oken, Carus und zum Teil Steffens bis zu einem gewissen Grad hierbei Erfolg hatten, verfielen andere, weniger bedeutende Vertreter der Richtung bald in unfruchtbare Spekulationen, die mit der Realität nichts mehr zu tun hatten. Daran, an ihrem eigentlich romantischen Element, scheiterte die Naturphilosophie schließlich. Sie war allzusehr „Philosophie". Alle Philosophie ist ja in neuerer Zeit mehr und mehr in Mißkredit gekommen und nicht ohne ihre Schuld. Sie suchte Ideen vor der Erfahrung und unabhängig von ihr. Sie ist idealistisch und darum ebenso einseitig wie der Materialismus. Der extremste Idealismus sieht in den Wahrnehmungsinhalten nur Schein, so wie der Materialismus Ideen für Abstraktionen hält. Goethe allein fand die Synthese. Deshalb konnte er ebensowenig Philosoph sein wie Materialist. „Von der Philosophie habe ich mich immer frei gehalten," sagt er zu Eckermann, und zu Riemer: „Die abstrakten Wissenschaften, Philosophie und Philologie, führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik." Kurz und treffend hat Schiller in einem Briefe an Goethe (20. Februar 1802) von des Freundes „anschauender Natur" im Gegensatz zur „spekulativen Natur" Schellings gesprochen. „Sie nehmen sich von seinen Ideen", schreibt er dazu, „nur das, was Ihren Anschauungen zusagt, und das übrige beunruhigt Sie nicht, da Ihnen doch am Ende das Objekt als eine festere Autorität dasteht als die Spekulation, solange diese mit jenem nicht zusammentrifft. Den Philosophen aber muß jede Anschauung, die er nicht unterbringen kann, sehr inkommodieren, weil er an seine Ideen eine absolute Foderung macht."

Goethe ist kein Philosoph im gewöhnlichen Sinne, er ist Naturforscher. Zwischen Plato und Baco von Verulam, wenn wir diese beiden Persönlichkeiten als die charakteristischsten Vertreter des Idealismus und des Materialismus und infolgedessen als Gegenpole nehmen, steht er in der Mitte. Sucht man nach einer großen Persönlichkeit des Altertums, mit deren Zielen man das Goethes vergleichen kann, so wird man ihn am besten einen Aristoteliker nennen können, ohne daß damit der Begriff ver-

bunden ist, den dieses Wort etwa bei den Arabern oder bei den Scholastikern hatte. Man muß sich an das halten, was Goethe selbst über Aristoteles sagt: „Aristoteles steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht."

Denn Plato, so heißt es von ihm, „verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu tun, sie kennenzulernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so not tut, freundlich mitzuteilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder teilhaft zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag."

Plato nennt die Ideenwelt das *ὄντως ὄν*, das wahrhaft Seiende, die Erscheinungen sind *μὴ ὄν*, das Nichtseiende. Jenseits der Sphäre, dort wo die blaue Himmelskugel die Welt begrenzt, leben die ewigen Ideen in unberührter Reinheit, sie sind transzendent und wirklich, das „Diesseits" ist nur ein wesenloser Schatten des Göttlichen, Staub und Asche. Die moderne Baconistische Auffassung kehrt die Begriffe um. Am klarsten ist ihre geistnegierende Tendenz vielleicht im Marxismus ausgesprochen, der ja nichts anderes ist als die konsequente Übertragung Baconistischer Vorstellungen in die Lebenspraxis, wenn dort gesagt wird, daß das Geistesleben nur wie ein Rauch aus dem Wirtschaftsleben aufsteigt. Es ist nichts. Platonismus

würde den Menschen aus dem festen Boden entwurzeln, ihn ganz vergeistigen und seiner Erdenaufgabe entziehen wollen, die darin besteht, daß er „als Priester wagen" darf, „Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen". Die moderne Zivilisation sieht ihr Ideal im Ungeist, sie möchte alle Wissenschaft zur Technik und die Erde zu einer einzigen großen Fabrik machen. Goethe hält die Wage, und dadurch begründet er die Würde des Menschen, der sich erst dadurch in seiner wahren Natur und Aufgabe findet, daß er zugleich im Diesseits und im Jenseits leben kann. „Wem es nicht zu Kopfe will," schreibt er 8. April 1812 an Knebel, „daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung ... die notwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können, wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen."

Nimmt man in dieser Weise die Einheit Gott-Natur an, so ist damit auch die Frage nach den Erkenntnisgrenzen beantwortet. Sie können niemals absolut, sondern immer nur relativ sein. Wenn Natur weder Kern noch Schale hat, so ist es wirklich an jedem, der sich ihr naht, sich zu prüfen, ob er Kern oder Schale sei. Zwar ist jedem der Kern der Natur im Herzen; aber es kommt darauf an, wie weit er fähig ist, diesen in sich lebendig zu machen und wie weit er nur an der Oberfläche lebt. Wenn Kant und mit ihm die moderne Naturwissenschaft dem Menschen die Möglichkeit höherer Erkenntnisse abspricht, so verkennt er, daß der Mensch mit einem Teile seines Wesens immer in einer geistigen Welt steht, die ihm nicht verschlossen ist, wenn sein Sinn nicht zu, sein Herz nicht tot ist. In der Einleitung zur 'Farbenlehre' hat Goethe in Anlehnung an Worte Jakob Böhmes und unter Hinweis auf „die alte jonische Schule" die schönen, oft zitierten Verse geschrieben:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

In seinen Anmerkungen dazu weist Kalischer diesen Gedanken damit zurück, daß er sagt, „das Prinzip der alten jonischen Schule“ habe „durch Kant für immer seine Widerlegung gefunden“. So wird eine gleichsam ewige Gültigkeit des Kantischen Dogmas von den Erkenntnisgrenzen statuiert. Damit, daß dies allgemein von seiten der Wissenschaft geschieht, ist der Weg zu Goethe abgeschnitten und damit zugleich aber auch der Weg zu einer Entwicklung unseres Denkens über den gegenwärtigen engen Gesichtskreis hinaus.

Im Grunde ist ja allerdings die Naturwissenschaft in ihrem Kantianismus nicht konsequent; denn auch sie versucht die Erkenntnisgrenzen zu überschreiten, wenn auch auf ihre Art, wie wir das schon dargestellt haben. Kant hat ganz richtig eingesehen, daß die organische Natur in anderer Weise als die anorganische erforscht werden müßte. Nur glaubt er eben, zum Erfassen des Organischen fehle dem Menschen das Erkenntnisorgan. Der Verlauf der anorganischen Vorgänge ist für die sinnliche Anschauung gegeben. Sie können in allen Phasen und Bedingungen verfolgt werden. Der Verstand hat die Aufgabe, die Einzelelemente mit einander logisch zu verknüpfen. Er hat es nur mit der Erscheinungswelt zu tun. Dagegen ist die Welt der Ideen das Gebiet der Vernunft. Die Pflanze ist dem Verstand und der Anschauung, sofern diese Sinneserfahrung und Beobachtung ist, nicht restlos zugänglich. Darin liegt eben das Wesen des Lebendigen — wenn wir jetzt von höheren seelischen und geistigen Qualitäten hier absehen —, daß es außerhalb des gewöhnlichen wissenschaftlichen Forschungsbereiches liegt und infolgedessen durch die heut geltende naturwissenschaftliche Methode nicht erschlossen werden kann. Der Verstand kann über das Lebendige nichts aussagen. Er vermag nichts, als nur festzustellen, daß zwar im Organismus chemische und physikalische Vorgänge da sind, daß sie aber in anderer Weise als in der anorganischen Natur wirken. Deren gewöhnliche Gesetzmäßigkeit wird durch einen unbekannten Faktor durchbrochen. So ist es überall, wo Übersinnliches in die Erscheinungswelt hinein wirkt. Das Leben ist der diskursiven Anschauung nicht zugänglich. Die Frage ist nur, ob es damit überhaupt un-

erkennbar ist. Goethe stimmt dem Königsberger Philosophen in dem ersten Punkte zu, im zweiten nicht. Denn es gibt außer dem logischen, diskursiven Denken, das schrittweise von einer Tatsache zur anderen geht, noch ein intuitives, das nicht reflektiert, sondern sich unmittelbar in die Sache selbst versetzt oder, wenn man will, diese in sich hereinnimmt. Hier wird der Umweg über die Logik gleichsam übersprungen. Goethe hat dies in dem kleinen Aufsatz 'Anschauende Urteilskraft' (Naturwiss. Schriften 11, 54 f.) ausgesprochen. Er zitiert zunächst Kant. „Wir können uns", sagt dieser, „einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Teilen. — Hierbei ist gar nicht nötig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres diskursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte."

Darauf entgegnet Goethe: „Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten; allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, mutig zu bestehen." Das „Abenteuer der Vernunft" besteht eben in der „Teilnahme an den Produktionen" der Natur. Dabei liegt der Ton auf „Produktion", worunter das Tätige vor dem Fertigen, das Werden vor der Erstarrung im Sein verstanden wird. Goethe sagt zu Eckermann:

„Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze."

Der nach Erkenntnis strebende Mensch darf nicht bei der Form stehenbleiben, soviel sie auch zunächst bedeuten mag. Sie kann immer nur Ausdruck sein, durch den zum Wesen vorgedrungen werden muß.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.

Hier ist hingewiesen auf das Reich der „Mütter". Dort ist:

Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Kreatur.

Die Erscheinung ist Abbild, die Idee Urbild. Sie ist immer, wie das in dem Zitat aus Kant ausgesprochen wird, das Ganze. Der Verstand baut ein Ganzes aus seinen Teilen auf. So versteht er es logisch durch deren Zusammenwirken. Die Vernunft sieht das Ganze zuerst. Die Maschine ist aus Teilen zusammengesetzt, ihre Gesamtleistung ist das Resultat des Zusammenwirkens der Teile. Der Organismus ist zuerst als Ganzes da, die einzelnen Teile sind gemäß dem Ganzen, aus dessen Idee gebildet. In jedem Blatt wirkt die ganze Pflanze. Bei der Maschine wird ein Rad angetrieben, dieses treibt das nächste, ist die Ursache, daß dieses sich bewegt. Man versteht die Pflanze nicht, wenn man etwa die Blüte vom Blatt abhängig ansieht. Beide Teile, Blüte und Blatt, sind metamorphosierter Ausdruck eines sinnlich-übersinnlichen Gebildes, eben der Idee, die hier wie dort Form wird. Sie selbst ist ein Typus, eine Entelechie oder wie man es nennen will, der zuerst durch die Vernunft geschaut, erlebt werden muß.

Goethe sieht zunächst die Urpflanze als die allem Pflanzenwerden zugrunde liegende Idee. Dann untersucht er, auf welche

Weise diese als tätiges Prinzip oder als Bildekraft im einzelnen in der Pflanzengestalt wirkt oder, wie man auch sagen könnte, nach welchen Prinzipien sich das Pflanzenwerden als Ausdruck des Übersinnlichen vollzieht. Er sagt, die Pflanze sei immer und überall nur „Blatt". Damit tritt ein neuer Begriff auf. Alle Pflanzen sind Metamorphosen der „Urpflanze", die einzelnen Pflanzenorgane sind Metamorphosen eines Urorganes, des „Blattes". Auch das wird von der Botanik falsch gedeutet. Wenn sie sagt, das Staubgefäß ist ein umgewandeltes Blatt, so meint sie damit das Laubblatt. Dieses ist das primäre Organ, das durch irgendwelche äußere Bedingungen, etwa durch bestimmte Ernährungsprozesse, eine andere Form annimmt. Auch das „Blatt" ist für Goethe eine Idee. Er nennt wieder ein sinnlich-übersinnliches Gebilde „Blatt", weil er eben ein Wort haben muß, um etwas bis dahin nicht Ausgesprochenes zu bezeichnen. „Es verstehet sich hier von selbst," sagt er, „daß wir ein allgemeines Wort haben müßten, wodurch wir dieses in so verschiedene Gestalten metamorphosierte Organ bezeichnen und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten."

Das „ideelle" Blatt nimmt verschiedene Formen an: es ist Laubblatt, Kelchblatt, Fruchtblatt usw. Zwei Gestaltungstendenzen, die polare Gegensätze darstellen, wirken dabei. Die eine nennt Goethe Blatt im engeren Sinne, die andere bezeichnet er als Knoten. Blatt ist alles, was nach Ausbreitung, Knoten das, was nach Verdichtung strebt, was sich zusammenzieht, sich in sich verschließt, während das Blatt sich der Außenwelt hingibt. Man hat es also in „Blatt" und „Knoten" keinesfalls mit Naturformen, sondern mit Naturprozessen zu tun und zwar mit dem gleichen, was dann in der Farbenlehre Licht und Finsternis genannt wird. Denn auch Licht und Finsternis ist bei Goethe eine Idee.

Überall in der Welt wirken als uranfängliche Prinzipien polare Kräfte: Ausdehnung und Zusammenziehung, Einatmung und Ausatmung. Systole und Diastole sind „die ewige Formel des Lebens". Hier schon zeigen sich die tiefen Zusammenhänge der Farbenlehre mit Goethes gesamtem Naturbild.

Dreimal breitet sich die Pflanze aus, dreimal zieht sie sich auf sich selbst zurück; die Idee strömt, wenn wir dieses Bild gebrauchen dürfen, abwechselnd in die Erscheinung aus und sammelt sich in sich selbst. Es wirkt immer abwechselnd die Umwelt und das Wesen stärker, die Idee formt sich dem Stoffe ein und zieht sich wieder aus ihm zurück. Aber das Verhältnis der Idee zur Erscheinung ändert sich auf den drei Stufen, durch die hindurch sich die Pflanze entwickelt. Zur Idee der Polarität kommt eine weitere, die Goethe als „Steigerung“ bezeichnet hat. Von der Wurzel, die eigentlich nur den Untergrund bildet und die zur Erde gehört, denn auf ihr wächst die Pflanze, bis zur Blüte und zur Frucht drängt die Idee nach Manifestation. Sie will sich in der Form durchsetzen. Daher ist die Pflanze näher dem Boden, dort, wo sich die Materie stärker geltend macht, gröber, während sie in dem Maße, in dem sie in die Blüte übergeht, immer zarter und feiner wird. Die Blätter unten am Stengel sind dicker und in den Umrißlinien weniger ausgearbeitet, plumper in der Form, nach oben werden sie zierlicher, die Gestalt differenziert sich, die Größe des Blattes nimmt ab. Während sich im Kelch, der im Sinne der Metamorphosenlehre Goethes eine Verdichtung darstellt, die Substanz gleichsam verhärtet, wird sie zart und zierlich in den Blütenblättern, in denen sich nun auch noch aus dem neutralen Grün die Farbe frei macht, die nun wieder, so verschieden auch Blütenfarben sind, doch auf eine Polarität zurückzuführen ist. Blau und Gelb sind die Urfarben der Blüte; sie entsprechen dem chemischen Gegensatz von Base und Säure, die wieder — man lese das in der ‘Farbenlehre’ nach — mit dem zusammenhängen, was Goethe Systole und Diastole nennt, mit Verfestigung und Auflösung, so wie die Farben, die von der einen und der anderen Seite angeregt werden, zu Hell und Dunkel in Beziehung stehen. Alles läuft auf gewisse wenige, ursprüngliche Prinzipien hinaus, die aller Erscheinung zugrunde liegen.

Wir erachten es natürlich hier nicht als unsere Aufgabe, Goethes naturwissenschaftliche Anschauungen in ihren Einzelheiten wiederzugeben. Sie sind bei ihm leicht nachzulesen. Und dazu möchten wir anregen. Moderne Botaniker schreiben: „Die

Pflanze ist eine kleine chemische Fabrik". Hält man Goethes Pflanzenmetamorphose gegen eine solche Definition, so springt der Unterschied in die Augen. Goethe gibt ein lebendiges Bild des Lebendigen. Die Wissenschaft treibt das Leben aus und setzt an dessen Stelle eine dürre Abstraktion, weil sie die schaffende Naturkraft nicht kennt, während Goethe den Organismus mit dem schöpferischen Blick des Künstlers durchdringt und ihn in der Anschauung selbst belebt. Denn er „schaut an". Er bildet keine Theorie und phantasiert in die Objekte nichts hinein. Als Heinroth in seiner 'Anthropologie' sein Denken ein „gegenständliches" nennt, ist er darüber erfreut, und er definiert das, was gemeint ist, genauer: „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei." Nur der Künstler kann sich derart mit seinem Gegenstand identifizieren. Und indem er das tut, anstatt ihn von sich, wie es in der Wissenschaft für richtig gehalten wird, abzusondern und ihn nur von außen anzusehen, indem er sich in ihn einlebt, ihn mitlebt, empfindet er das Wesenhafte unmittelbar so, daß es, ohne äußerlich bewiesen zu sein, sich durch sich selbst und durch die Art, wie es erlebt wird, als wahr erweist. „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen ängst ausgebildet, unversehens, mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt." So wird Naturerkenntnis zur Religio, zur Wiedervereinigung des Menschen mit dem Geiste, von dem er sich geschieden hatte.

Ist gegenüber dem Organismus in der Vernunftanschauung gleichsam ein neues Erkenntnisorgan notwendig, so unterscheidet sich auf der anderen Seite auch Goethes Betrachtung der anorganischen Natur, genauer gesagt, seine physikalische

Methode von jener der Physik. So wie für die Betrachtung des Lebendigen die Pflanzenmetamorphose, so ist die Farbenlehre vorbildlich für die Physik. Abgesehen nun von dem, was sie als solche auf ihrem besonderen Gebiete findet, ist die Farbenlehre ein Muster dafür, wie man durch die Anschauung der unbelebten Natur zur Erkenntnis des Wesenhaften fortschreiten kann. Wir haben das Wesen der physikalischen Methode bereits oben dargestellt und haben gezeigt, wie sie vom Qualitativen zum Quantitativen und damit von der Erfahrung zum Unerfahrbaren, von den Tatsachen zur Theorie fortschreitet und dadurch, daß sie alles Geschehen atomistisch und mechanistisch begründen will, sich von der Wirklichkeit immer mehr entfernt. Sie erhebt sich nicht über das Materielle, sondern sie steigt unter dasselbe hinab. Goethe dringt auch auf dem Gebiet der sogenannten toten Natur zum Geistgehalt vor. Denn im Grunde gibt es auch hier nichts wirklich „Totes". Tot ist nur die Maschine, die der Mensch konstruiert. Die Natur lebt in allen Phasen ihres Erscheinens; nur tritt das Leben in Metamorphosen auf und sinkt in dem Mineral zu tiefst in die Materie, um sich dann im Aufstieg von ihm durch die Pflanze und das Tier bis zum Menschen allmählich aus der Starrheit zu lösen und zu befreien.

Die Physik sucht nach der Ursache der Lichtwahrnehmung. Newton läßt durch ein Prisma, das sich im verdunkelten Zimmer befindet, einen „Lichtstrahl", wie man gewöhnlich sagt, fallen, der durch eine Öffnung im geschlossenen Fensterladen eindringt. Der Lichtstrahl durchdringt das Prisma und wird dabei aus seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt, zugleich aber auch, wie Newton und wie die Physiker behaupten, zerlegt. Läßt man den Lichtstrahl nur für sich seinen Weg machen, so bekommt man auf der seiner Eintrittsstelle gegenüberliegenden Wand einen hellen Fleck. Stellt man das Prisma in seinen Weg, so erscheint anstatt des Lichtfleckes ein breiter Streifen, der die sieben Farben des Regenbogens zeigt, das Spektrum. Das Licht — so erklärt man das Phänomen — besteht ursprünglich aus den sieben Spektralfarben, die, miteinander vermischt, Weiß geben. Das Prisma lenkt — die Gründe sollen hier nicht

weiter erörtert werden — die verschiedenen Farben in verschiedenem Grad aus ihrer ursprünglichen Richtung ab. Rot wird am schwächsten, Violett am stärksten abgelenkt. Das Licht wird also gleichsam wie ein Fächer auseinandergefaltet. Die sieben Farben, die ursprüngliche Bestandteile des Lichtes sind, müssen als die bewirkende Ursache des Lichtes angesehen werden. Andererseits werden diese Farben, oder unsere subjektive Farbenwahrnehmung, wieder dadurch verursacht, daß im Äther Schwingungen von verschiedener Wellenlänge objektiv auftreten. Man kann dafür andere Erklärungen, wie etwa die Quantentheorie sie gibt, einsetzen; aber dadurch wird das Prinzip nicht berührt. Und nur um dieses handelt es sich. Goethe bestreitet die physikalische Theorie in allen Punkten. Zunächst handelt es sich überhaupt nicht um einen Lichtstrahl. Wir sehen auch nicht, wie die Physik behauptet, auf der Wand, die der Öffnung im Fensterladen gegenüberliegt, einen Lichtfleck, sondern dort erscheint ein Bild der Fensteröffnung. Ein heller Fleck, der von Dunkelheit ringsum begrenzt ist. Auch auf dem Prisma, das wir nun dazwischen schieben, bildet sich das Loch im Fensterladen ab, genauer: es durchdringt dieses Bild das Prisma und dabei wird es verändert. Die Physik berücksichtigt den Glas- oder Wasserkörper eigentlich gar nicht. Er bewirkt nach ihrer Anschauung am Lichte insofern nichts, als er doch nur das, was ursprünglich schon da war, sichtbar werden läßt, indem er das Licht spaltet. Die Farben sind schon vorher ebenso da, wie sie dann auftreten, nur sieht man sie noch nicht. Goethe dagegen nimmt an, daß sie erst durch das Prisma entstehen. Denn dieses verändert das aufgefangene Bild, indem es seine Begrenzungslinien gleichsam verwischt. Dort, wo der helle Fleck an seine dunkle Umgebung stößt, schiebt sich Licht und Finsternis ineinander und übereinander. Hält man dicht hinter das Prisma einen Papierschirm, so sieht man auch auf diesem das Bild, aber es steht nun nicht mehr weiß auf schwarzem Grunde, sondern es ist nur in der Mitte weiß, an den Rändern treten Farben auf. Sie sind auf der einen Seite rot und gelb, auf der anderen Seite blau und violett. Wenn man den Schirm langsam vom

Prisma weiter entfernt, so kann man beobachten, wie die Ränder und Säume allmählich breiter werden und wie sich die helle Stelle zwischen ihnen immer mehr verschmälert, bis zuletzt das Blau und das Gelb übereinandergreifen, so daß ein geschlossenes Spektrum mit dem Grün in der Mitte entsteht. Nirgends kann hier die Rede von Theorien und Behauptungen sein. Der Experimentierende beobachtet den tatsächlichen Hergang und beschreibt ihn. Wir sagten, daß das Prisma selbst als Materie etwas an dem Licht und an der Finsternis bewirkt. Wäre das nicht der Fall, so könnten keine Farben auftreten. Denn wenn wir Weiß und Schwarz vermischen, so ergibt dies Grau. Es handelt sich also nicht um eine Vermischung, sondern um eine dynamische Durchdringung von Licht und Finsternis. Sie verändern sich, wenn wir so sagen wollen, in ihrer inneren Aktivität. Das Licht, welches durch das Glas hindurchgegangen ist, ist ein anderes als das, welches es vorher war. Ebendasselbe gilt von der Finsternis. Das Prisma als materielle Substanz ist, wie jede Materie, wesenhaft der Finsternis verwandt. Deshalb wird es das Licht abschwächen. Da es näher der brechenden Kante dünner ist als dort, wo es sich mehr und mehr verbreitert, so müssen sich an den verschiedenen Stellen des Prismas die Verhältnisse ändern. Licht und Finsternis stehen im Kampfe miteinander, und es wird sich in dem einen Falle das Licht, im anderen Falle die Finsternis in höherem Grade behaupten, so daß wir es mit zweierlei Möglichkeiten zu tun haben. Das Licht — Farben sind „Taten und Leiden des Lichtes", sagt Goethe — macht sich innerhalb der Finsternis stärker und vorherrschend geltend oder die Finsternis schwächt es bis auf ein Minimum seiner Wirksamkeit ab. Und je nachdem der eine oder der andere Fall eintritt, sehen wir dann Gelb oder Blau. Das Prisma wirkt, wie Goethe es ausdrückt, als „Trübe", als *σκιερόν*. Es gibt die Gelegenheit dazu, daß Farben sich aus dem Licht entwickeln können, wenn dieses zur Finsternis in Beziehung tritt. Nicht darum handelt es sich also, die „Ursachen" der Farben oder des Lichtes als eine angeblich objektive Wirklichkeit hinter den subjektiven Phänomenen theoretisch zu erschließen, sondern es werden die B e d i n g u n g e n gesucht, unter denen ein Phä-

nomen auftritt. Diese Bedingungen sind aber nicht immer ohne weiteres durchschaubar und zwar aus dem Grunde nicht, weil die Phänomene nur in den seltensten Fällen rein auftreten, d. h. in ihrer einfachsten Form. Gewöhnlich werden sie durch Nebenumstände in der verschiedensten Weise in ihrem Verlauf beeinflußt und modifiziert. Deswegen ist das Experiment notwendig. Die Aufgabe des Experimentators besteht darin, durch immer neue Versuche die Phänomene so abzuändern, daß sie schließlich aller zufälligen Nebenumstände entkleidet werden, welche die Erscheinung nur trüben, und diese in ihrer einfachsten Form herauszuschälen. Einfach ausgedrückt heißt das: man muß herauszufinden suchen, worauf es schließlich ankommt. So offenbart sich zuletzt das Wesentliche, das Wesen eines Komplexes von Vorgängen, und damit die Idee, die ihnen zugrunde liegt. Goethe nennt das Phänomen in seiner einfachsten, reinsten und damit durchschaubaren Form ein „Urphänomen". Er definiert dasselbe wie folgt: „Das, was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordinieren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinaufdeuten, wobei uns gewisse unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt sich alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann. Ein solches Urphänomen ist dasjenige, das wir bisher dargestellt haben." Diese Definition des Urphänomens findet sich in der 'Farbenlehre' (§ 175) und in bezug auf dieselbe fährt Goethe fort: „Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsternis, das Dunkle; wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, deuten aber alsbald

durch einen Wechselbezug unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück." Was Goethe hier sagt, das gilt allerdings zunächst für die Physik und stellt diese unter einen ganz neuen Gesichtspunkt. Aber es ist wohl ohne weiteres klar, daß damit die Bedeutung dieser Sätze keineswegs erschöpft ist. Sie wollen universell verstanden sein und können dann als eine, vielleicht sogar als die Lebensmaxime genommen werden, in der Goethe seine „eingeborene Methodik" offenbart, die er „gegen Natur, Kunst und Leben" wendet. Was die Physik bis heute gegen die 'Farbenlehre' vorgebracht hat, ist Torheit und ist von einer Perspektive aus geschrieben, die dem Werke eines Meisters in gar keiner Weise gerecht zu werden vermag. Wer die 'Farbenlehre' mit physikalischen Theorien widerlegen will, redet ebenso an ihr vorbei wie der, welcher sie vielleicht gutmeinend durch Winkelmessungen und dergleichen beweisen möchte. Mit dem, was man in der Gegenwart Physik nennt, hat sie überhaupt nichts zu tun. Sie ist Ausdruck einer Welt-Anschauung. Damit erscheint sie als bedeutsamste menschliche Angelegenheit. Die oben angeführten Sätze zeigen deutlich, wie Kunst, Wissenschaft und Leben bei Goethe zusammenhangen.

Das Urphänomen steht am Rande der Erscheinungswelt, in ihm findet die Idee ihren reinsten Ausdruck. Hier wird Anschauen zur Erkenntnis und geht unmittelbar in diese über.

„Kann dagegen der Physiker zur Erkenntnis desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm. Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Grenze seiner Wissenschaft gelangt sei, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen; denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, wie man es entweder schon wissenschaftlich zusammengestellt findet oder wie es gar in empirischen Fällen zerstreut und verworren vor die Sinne tritt." Hier spricht Goethe vom Philosophen und von der Physik.

Aber seine Worte gelten ebenso gut für den Dichter und für den Menschen im allgemeinen und sein Verhältnis zum Leben überhaupt. Auch dort hat man es ja mit Phänomenen zu tun, nenne man sie Schicksal oder wie man nun will. Dem Betrachter kann es sich nur darum handeln, das Urphänomen zu finden, das heißt im besonderen Fall das Allgemeine, im Zufälligen das Wesentliche zu sehen. Ein Ereignis ist immer Ausdruck einer Idee, stets ist mit demselben irgendetwas gewollt, was sich in dem einen Falle gerade so, wie es Erlebnis wird, ausdrückt, was aber ebenso gut hundert andere Ausdrucksformen annehmen könnte. Das Wesentliche ist stets durch unwesentliche Nebenumstände verschleiert. Auch der Dichter muß in einem Erlebnis, das er zum Kunstwerk gestalten will, bis zum Urphänomen hindurchdringen, und auch er ist dann, wie Goethe sagt, „geborgen". Was er schafft, kann ganz anders aussehen als die ursprüngliche Tatsache. Aber es ist unter einem höheren Aspekt trotzdem das Gleiche. Auch vom Kunstwerk gilt, daß es „flutend strömt gesteigerte Gestalten". Es ist der Lebenswirklichkeit gegenüber nicht nur Wahrheit, sondern es ist in höherem Sinne wahr als diese, es ist absolut, wo diese nur relativ ist.

Auf die Einzelheiten der Farbenlehre kann hier nicht weiter eingegangen werden. Nur auf das Prinzipielle soll hingewiesen sein. Wir sagten schon, daß der wesentliche Gegensatz zwischen der Naturanschauung Goethes und jener der Naturforscher darin liegt, daß Goethe den Menschen in das Naturganze hineinstellt und die Natur nicht objektivieren will. Gerade in dieser Beziehung ist die Farbenlehre besonders wichtig. Goethe wurde zur Aufnahme seiner chromatischen Studien durch ein Problem veranlaßt, das ihn besonders in Italien beschäftigte und das für die physikalische Optik gar nicht existiert. Die Farben wirken einzeln und in Zusammenstellung auf das menschliche Gemüt. Man spricht von warmen und von kalten Farben. Verschiedene Farbentöne, die gegeneinander gesetzt werden, empfinden wir als harmonisch oder disharmonisch. Die Physik fragt nicht, warum dies so ist. Das subjektiv menschliche Erlebnis geht sie nichts an. Für Goethe dagegen ist gerade dieses wichtig. Wenn Farbeneindrücke irgendeine Wirkung auf das Seelen-

leben hervorbringen, dann muß, so nahm er an, doch in der Farbe irgend etwas wirken, was eine Beziehung zur menschlichen Wesenheit hat. Das Innere und das Äußere, das Subjektive und das Objektive müssen, so könnte man es wohl ausdrücken, sich in einem ursprünglichen, beiden gemeinsamen Prinzip begegnen. Denn es handelt sich ja doch um das Korrespondieren eines Inneren und eines Äußeren — nicht etwa der Ursache und Wirkung. Das muß auseinandergehalten werden. Die Physik sieht in Ätherschwingungen die objektive Ursache subjektiver Wahrnehmung, die dann wieder den Gemütszustand veranlaßt, die Stimmung, die der Farbeneindruck hervorruft. Für Goethe liegt kein kausaler Zusammenhang vor. Er ist vielmehr so, daß sich eine objektive, ursprüngliche Tatsache, je nach dem Gebiet, auf dem sie sich auswirkt, verschiedene Formen annimmt. Es ist immer das gleiche ideelle Urprinzip, um das es sich handelt und auf das wir schon hingewiesen haben. Ganz allgemein kann man es Systole und Diastole nennen. In der Welt des Auges ist es Licht und Finsternis, an der Pflanzengestalt Blatt und Knoten. Immer zeigt sich eine Polarität, die allem, was erscheint, zugrunde liegt. Es ist „Magnetes Geheimnis“, von dem der Dichter sagt:

Magnetes Geheimnis, erkläre mir das!
Kein größer Geheimnis als Lieb' und Haß.

Goethe geht in der Farbenlehre von den „physiologischen Farben“ aus, von den Farben, die im Auge selbst erscheinen. Er findet, daß in dem Organ zwei Zustände möglich sind, daß es ruhend sein kann und tätig. Vom Auge geht er hinaus in die farbige Welt. Er untersucht die fluktuierenden, physischen und die festen, chemischen Farben. Es offenbart sich ihm die Tatsache, daß die Farbe immer zwischen Licht und Finsternis steht, daß sie sich mehr der einen oder der anderen Seite zuneigt. Das möge man im einzelnen in der 'Farbenlehre' nachlesen. Und dann wendet er sich von dem Auge, so wie vorher nach außen, nun nach innen, zur „sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe“. Er findet, daß auch das Erlebnis nach polaren Gegensätzen verläuft, daß dem Hell und Dunkel zwei Grundstimmungen der Seele entsprechen:

„Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rotgelb (Orange), Gelbrot (Mennig, Zinnober). Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend. Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rotblau und Blaurot. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.“ Und schließlich sagt er von der grünen Farbe: „Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüt auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter, und man kann nicht weiter.“

So ist der Mensch auch in seinem Seelenleben naturverbunden; denn wie in allen Naturerscheinungen zeigt sich auch in ihm „eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen“ kann, „die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.“ Karl Ernst v. Baer hat einmal geschrieben: „Ein Grundgedanke ist es, der durch alle Formen und Stufen der tierischen Entwicklung geht und alle einzelnen Formen beherrscht. Derselbe Grundgedanke ist es, der im Weltenraum die verteilten Massen der Sphären sammelte und diese zu Sonnensystemen verband; derselbe, der den verwitterten Staub an der Oberfläche des Planeten in lebendige Formen hervorwachsen ließ. Dieser Gedanke ist aber nichts als das Leben selbst, und die Worte und Silben, in welchen er sie ausspricht, sind die verschiedenen Formen des Lebendigen.“ Als Baer starb (1876), waren Darwins und Haeckels Hauptwerke bereits erschienen. Er gehört noch der älteren Generation an, er war ein Schüler Burdachs. Die hier aufgeführten Sätze zeigen, worin diese Generation, die noch unter dem Einflusse Goethes und der romantischen Naturphilosophie steht, mit der Gegenwart übereinstimmt und wodurch sie sich von ihr unterscheidet. Das Ideal der Wissenschaft ist das gleiche geblieben. Es soll die Einheit der ganzen Natur vom Mineral bis zum Menschen nachgewiesen werden. Das wollte Haeckel und Darwin so gut wie Goethe, wie Baer, Schelling, Oken und alle die ande-

ren. Der Unterschied liegt nur darin, daß man auf der einen Seite nur an den Tod, wie wir geradezu sagen können, glaubt und auf der anderen Seite an das Leben.

Die Mechanisten vergessen eines, das sehr wichtig ist. Die Naturkräfte, denen man in der anorganischen Natur begegnet, sind Todeskräfte, sie können nur zerstören. Man glaubt, es sei möglich, den Menschen mit seinem ganzen Wesen, als Organismus und mit seinem Denken, Fühlen und Wollen, aus den gewöhnlichen Naturkräften erklären zu können. Aber darin besteht eben der Tod, daß der Körper diesen Kräften übergeben wird, die ihn auflösen. Naturkräfte können eine Maschine in Bewegung setzen; aber sie können niemals einen Organismus beleben. Die Maschine bewegt sich dadurch, daß Zerstörungskräfte in ihr ausbalanciert sind. Wird das Gleichgewicht derselben irgendwo aufgehoben, so explodiert sie: die Kräfte zeigen ihr wahres Gesicht. „Beherrschung" der Natur ist Beherrschung dessen, was zum Tode führt. Es ist das Ziel einer kommenden Naturwissenschaft, daß sie, indem sie von Goethe ausgeht, sich Verständnis erringt für das Lebendige, für das, was nicht zerstört, sondern aufbaut. Der Mensch, das Tier, die Pflanze, sie sind keine Maschinen. Sie sind Stufen des Lebendigen, Metamorphosen einer Idee, die sich in der Erscheinung immer vollkommener Ausdruck schafft. Die Entwicklung ist nur zu verstehen durch die Verwandlung, und die Einheit liegt in der Idee. Goethe spricht einmal von „der Farbenlehre allgemeinem, ewigem Grund", und zu Eckermann sagt er von ihr, sie sei so alt wie die Welt.

„Licht" und „Finsternis" sind Ideen. Das Licht der Naturwissenschaft, der Physik ist ein abstrakter Begriff, Goethes „Licht" ist eine höhere Wirklichkeit, ebenso wie seine „Finsternis". Finsternis erklärt die Physik als ein Nichts, sie ist nur Mangel an Licht. Aus dem Urgegensatz, besser gesagt: der Urpolarität, Licht-Finsternis entspringt alles Daseiende. Deshalb spricht die Farbenlehre eine Urweltweisheit aus. In mächtigen Worten hat Goethe auf die tiefe Bedeutung seines Werkes hingewiesen.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf tat sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsternis von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinanderfliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemess'nen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröte,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinanderfiel.

Vor der Schöpfung ist die Einheit. Sie tritt in Erscheinung in der Zweiheit von Licht und Finsternis, Geist und Materie. Die beiden Pole bedingen sich gegenseitig, der eine kann nicht ohne den anderen sein, so wie es nie einen Magnetstab gibt, der nur Nordpol oder nur Südpol hat. Aber das Getrennte muß sich wieder finden in einem Dritten, das Eines wie das Andere ist. In der 'Farbenlehre' ist gezeigt, wie sich Licht und Finsternis so in der Trübe durchdringen, daß die farbige Welt entsteht. Und diese ist nur der „farbige Abglanz" alles Lebens, alles Daseins. In der Natur vereinigen sich Geist und Materie, das menschliche Seelenleben ist der Schauplatz des Kampfes zwischen Himmel und Erde; denn in ihm ringen die beiden Mächte miteinander, die Goethe im 'Faust' in den zwei Seelen charakterisiert, die in des Menschen Brust wohnen.

Deshalb ist die Farbenlehre auch nur ein Gleichnis. So sicher sie physikalisch begründet ist — wenn man nur unter Physik

nicht eben eine bestimmte Anschauung und Methode verstehen will —, so wenig wird man ihr gerecht, wenn man sie nur als ein physikalisches Problem betrachten will. Sie ist viel umfassender als jede physikalische Theorie und bildet die Grundlage einer Weltanschauung. Wer sie „widerlegen" will, der profaniert sie. Man kann sie geradezu als Urphänomen der Goethischen Welt- und Naturbetrachtung und damit als einen Schlüssel zu seinem Wesen und Denken ansehen. Aber auch als einen Schlüssel zur Lösung aller „Welträtsel". Das Farbenwesen als solches ist nur ein besonderer Fall des Weltgeschehens, indem sich auf einem begrenzten Gebiete dessen Prinzipien enthüllen. Denn wie die Farben Taten und Leiden des Lichtes, so ist alles, was geschieht, Tun und Leiden des Geistes.

Im Mineral ist die Idee in der Form erstarrt, in der Pflanze bildet sie als lebendig-tätige Kraft die Materie zu ihrem Ausdruck. Sie wird Bildekraft. Im Tier metamorphosiert sich das Leben, es steigert sich zum triebhaften Bewußtsein, das sich gleichsam aus den Bildekräften herausringt und sich diese unterordnet. Der Trieb, das Begehren, steht im gleichen Verhältnis zum Nur-Lebendigen, wie das Lebendige selbst bei der Pflanze sich zum Stoffe stellt. Der Mensch, auf dem Gipfel der Natur, erhebt sich im Vernunftdenken über das Triebleben. Er beherrscht es durch die Idee. Form, Leben, Trieb, Denken: das sind die vier Stufen, durch welche die Natur aus der Finsternis zum Lichte emporstrebt, und alles ist Verwandlung der schaffenden Naturkraft, die auf der niedersten Stufe im Mineral erstarrt, auf der höchsten im menschlichen Bewußtsein sich als Idee ihrer selbst bewußt wird. Es ist die Bestimmung des Menschen, daß er die Idee in die Erscheinungswelt hineinträgt und diese nach ihr neu gestaltet. Unbewußte Verwandlung in der Naturentwicklung führt es fort zur bewußten Metamorphose. Im Erkenntnisakt vollzieht er die Erlösung der Natur, ihre Verwandlung aus der Finsternis zum Lichte.

Wir gingen aus von der modernen Naturwissenschaft, die seit Baco von Verulam Naturbeherrschung als ihr Ziel bezeichnet. Wir können dem das Ziel Goethes der Naturverwandlung durch Wahrnehmung der Idee gegenüberstellen

und dürfen hier vielleicht an ein Wort von Novalis erinnern: „Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen". Man sieht, wie in Goethes Naturauffassung die Voraussetzung zu einer auf Naturerkenntnis beruhenden Ethik und einer Religion gegeben ist.

Ist der Mensch so der Gipfel der Natur und ist das spezifisch Menschliche, was ihn über die übrigen Naturreiche hinaushebt und ihn zu ihrem Vollender und Erlöser macht, die schöpferische Idee, die er dem ohne ihn vorhandenen Naturganzen neu hinzufügt, so kann er nicht am Ende der Tierreihe als das Entwicklungsprodukt, als das ihn der Darwinismus ansieht, stehen. Wohl steht er am Ende, aber er steht auch am Anfang. Denn er ist zugleich Ziel und Erfüllung.

Der Mensch ist der Erstgeborene der Schöpfung und zwar als kosmische Idee, die einmal Erscheinung werden soll. Die ganze Stufenfolge organischer Wesen ist eine Reihe von Versuchen der Menschwerdung. Nur allmählich setzt sich die Idee des Menschen durch.

Goethes Abhandlungen über die vergleichende Anatomie sind nicht soweit gediehen wie seine 'Metamorphose der Pflanzen'. Während diese doch in der Hauptsache abgeschlossen ist, behalten die Studien zur Zoologie einen mehr fragmentarischen Charakter. Aber sie zeigen doch sehr deutlich, in welcher Richtung sich des Dichters Gedankengänge in bezug auf das Tierreich bewegten.

Ein „Urtier" in dem gleichen Sinne wie eine „Urpflanze" kann es nicht geben; denn die Tierwelt ist ungleich mehr differenziert als die Pflanzenwelt. Es wird auch nie gelingen, einen allgemeinen Typus zu finden, dessen Metamorphosen die verschiedenen Tiergruppen sind. Die Zoologen haben ja wohl bestimmte Baupläne für Tierkreise aufgestellt; aber es zeigt sich doch, daß es unmöglich ist, diese nun in der Weise, wie das entsprechend der heutigen Anschauung versucht wird, auf eine letzte Formel zu bringen. Dazu sind sie zu verschieden, und es bleiben zwischen ihnen Lücken, die nicht überbrückt werden können. Daß sich die ganze Tierwelt durch das Überleben der am besten angepaßten Individuen im Kampf ums Dasein

aus irgendeinem Einzeller bis zum Menschen hinauf entwickelt haben soll, ist eine Theorie, deren innere Unmöglichkeit sich der einfachsten Überlegung ergeben muß, wenn man nur einmal wirklichkeitsgemäß denken will. Ebenso ist es falsch zu glauben, aus dem Affen oder irgendeinem Affenvorfahren wäre irgendeinmal durch den Zwang der Verhältnisse der Mensch entstanden. Es fehlt hier — wie im allgemeinen — die Veranlassung zu einer Höherentwicklung. Der Kampf ums Dasein kann vielleicht neben dem, daß er durch Selektion gewisse Individuen ausschaltet, die Konsolidierung irgendeines Typus veranlassen; aber er kann ihn niemals über ihn selbst hinaustreiben. Der Affe, der sich „entwickelt", wird damit das, was ihn zum Affen macht, zur stärkeren Entfaltung bringen, er wird immer eindeutiger zum Affen. Darin liegt eben seine Vervollkommung. Aber er wird niemals eine andere Entwicklungsrichtung einschlagen. Goethe würde sagen, daß sich die Idee des Menschen nicht aus der Idee des Affen ableiten läßt.

Wesentlich anders stellt sich die Sache dar, wenn man die Idee des Menschen — sowohl somatisch als geistig — an den Anfang setzt. Die Natur — wir wollen es einmal so ausdrücken — stellt sich das Ziel, den Menschen zu schaffen. Sie will ihn als Ausdruck einer bestimmten Idee verwirklichen. Aus der zentralen Stellung, die Goethe dem Menschen als dem Gipfel der Erdenschöpfung einräumt, ergibt sich, daß die Idee des Menschen die ganze übrige Natur in eins zusammenfassen muß. Der Mensch ist wirklich ein Mikrokosmos. Sein Wesen liegt eben darin, daß er die ganze Welt noch einmal in sich vereinigt. In ihm werden alle die Kräfte, die sonst in der Welt Eigenzentren bilden und die dadurch in eine Reihe von Einzelkomplexen auseinanderfallen, harmonisiert. Darin eben besteht die Idee des Menschen als des „höchsten Geschöpfes der Natur."

So sagt Goethe, daß „der Mensch dergestalt gebaut sei, daß er soviele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Tiergattungen existiere". Und er fährt fort: „Alles dieses kann nur dann am deutlichsten und schönsten eingesehen werden, wenn wir nicht, wie bisher leider nur zu oft

geschehen, unsere Betrachtungen von oben herab anstellen und den Menschen im Tiere suchen, sondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Tier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken." Wir sagten, daß das Tier sich von der Pflanze durch das Triebleben unterscheidet, das dieser fehlt. Außerdem besteht der tierische Körper aus vielen verschiedenen Organen, deren jedes im Organismus seine besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Wir wollen dies in Parallele stellen und die Organe als Ausdruck der Triebe ansehen. So, wie gewisse Tiergruppen bestimmte Triebe stärker als andere entwickelt haben, so dominieren in ihnen auch die einen oder die anderen Organe. Der Naturphilosoph Oken hat diesen Grundsatz — ohne daß wir seine Darstellung in ihren Einzelheiten nun als durchaus richtig anzuerkennen brauchen — am umfassendsten durchgeführt. Er teilt das Tierreich so ein, daß er Darmtiere, Hauttiere usw. unterscheidet. Tierische Organismen sind jedenfalls, und darauf kommt es an, immer einseitig ausgebildet: irgendein Organ entwickelt sich stärker auf Kosten aller anderen, so daß das Ganze dadurch stets disharmonisch wird. Es fehlt, sowohl körperlich als auch seelisch, ein beherrschendes Zentrum. Dieses hat nur der Mensch. Er ist unter allen Erdenwesen allein ein Ich. Und unter seinen Organen und Organsystemen hat eines die Führung übernommen, das Zentralnervensystem, dessen höchste Metamorphose wieder das Gehirn ist, so wie der Schädel — Goethe hat das geistvoll gezeigt — als Metamorphose der Wirbelsäule aufgefaßt werden muß. Also immer ist ein Höheres dem Niederen übergeordnet, und so fällt dies nicht mehr auseinander, es entwickelt sich nicht einseitig in einer bestimmten Richtung, sondern alles ordnet sich harmonisch um einen dominierenden Mittelpunkt.

Solche Vorstellungen, wie wir sie hier nur kurz skizzieren können, liegen weit ab von denen der geltenden Darwinistischen Entwicklungslehre. Nietzsche hat bereits die rechten Worte für diejenigen gefunden, die in Goethe einen „Vorläufer Darwins" sehen wollen:

Dieser braven Engelländer
Mittelmäßige Verständer
Nehmt ihr für Philosophie!

Darwin neben Goethe setzen,
Heißt die Majestät verletzen:
Majestatem genii.

Wir wollen die Behauptung Haeckels oder Helmholtzens umkehren. Dann sagt sie das Richtige. Darwin hat „kommende naturwissenschaftliche Ideen" vorausgeahnt. Er oder Haeckel, sie sind Vorläufer Goethes, mögen sie auch zeitlich auf ihn folgen. Denn Goethes naturwissenschaftliche Weltanschauung steht einsam und unverstanden in des Dichters Zeit und im ganzen neunzehnten Jahrhundert. Erst die Zukunft wird sie aufnehmen, ausbauen und fortführen. Die Entwicklungslehre ist das erste Ahnen der Metamorphosenlehre Goethes. Wenn man es so auffaßt, dann kann man allerdings eine Beziehung Darwins und Haeckels zu Goethe finden. Wenn der große Naturforscher Haeckel — daß er dies war, soll gewiß nicht bestritten werden — mit seinen in ihrer Art durchaus genialen „Stammbäumen" dem kommenden Verständnis Goethes den Weg bereitet hat, so ist sein Verdienst dadurch groß genug.

Goethes Einsichten in die Natur und in das Verhältnis des Menschen zum Naturganzen sind der Ausdruck einer Weltanschauung, die man im Gegensatz zu dem westlichen Denken, das unser Geistesleben seit vier Jahrhunderten überflutet, als spezifisch deutsch bezeichnen kann; denn in ihr erfüllt sich das tiefste Verlangen des deutschen Wesens, das, was unsere bedeutendsten Geister stets ersehnt haben und was alle zu verwirklichen strebten.

„Wiedergeburt der Religion durch die höchste Wissenschaft" hat es Schelling genannt.

Der Mensch ist herausgeboren aus der Natur, er steht in ihr, mit seinem ganzen Wesen ist er ihr verbunden, und er erhebt sich über sie, indem er das, was alles Naturwerden und Naturschaffen seit Urbeginn erstrebt, verwirklicht. Er verwandelt die Natur in Geist. Was in ihr als Naturgesetz mit eherner Notwendigkeit wirkt, dem eigentlich entflieht er. Freischöpferisch waltet er im Reiche der Ideen.

Die Wissenschaft wird zur Kunst und damit zur Religion. Erkenntnis der in der Natur schaffenden Ideen tritt an die

Stelle einer abstrakten Anschauung der Naturaußenseite, wenn der Mensch die „anschauende Urteilskraft“ in sich ausbildet. Sie führt zum Erleben des Werdens im Gewordenen, des Ewigen in dem, was vorübergeht. Aus der Erkenntnis entspringt die Tat. Der erste Schritt ist Selbstgestaltung. Sie führt zur Weltgestaltung. So ist ihr Ziel nicht Naturbeherrschung, sondern Dienst an der Natur. Der Mensch, und außer ihm kein anderes irdisches Geschöpf, kann den Sinn dessen, was in der Natur werden will, ergreifen. Er kann das, was in Zeit und Raum als ein Vergängliches ist, verwandeln, so daß es zum Ausdruck des Ewigen, Raum- und Zeitlosen wird. Dies ist seine Erdenaufgabe. Goethe hat das erkannt und nicht nur erkannt. Sein „tätiges Leben“ ruht auf dieser Einsicht, aus ihr entspringt sein Handeln. Deshalb sind seine naturwissenschaftlichen Schriften sein Glaubensbekenntnis. Durch sie zeigt er, wie er seine Stellung zur Natur, zur Welt auffaßt und was er als seine Aufgabe betrachtet. Er erfüllt sie in Natur, Kunst und Leben. Seine Naturerkenntnis ist Gottesdienst. Deshalb konnten wir auch darauf hinweisen, daß der Gedanke, den er im 'Vermächtnis altpersischen Glaubens' dargestellt hat, die Grundstimmung seines eigenen Verhältnisses zur Natur und damit das wiedergibt, was sein Ideal als Naturforscher war. Das Gedicht ist Bild und Gleichnis, aber ein Bild des Höchsten, was Goethe als sein Glaubensbekenntnis zu sagen hatte:

Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh' zu Mühe so gepeinigt,
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Zwei neue Goethe-Briefe

Mitgeteilt von Julius Wahle (Weimar)

1. An Batsch

Ew. Wohlgeb.

haben mir durch das übersendete Werck zugleich einen Beweis Ihrer ununterbrochnen Thätigkeit und Ihres fortdaurenden Andenckens gegeben wofür ich mit dem lebhaftesten Dancke verpflichtet bin.

Hierbey folgen die Bücher welche ich nur allzulange bey mir behalten habe. In Hoffnung mich balde in Jena Ihrer lehrreichen Unterhaltung zu freuen unterzeichne ich mich

Ew. Wohlgeb.

Weimar ergebenster

d. 4. Jan. 1792. Goethe.

2. An F. J. Bertuch

Durchl. der Herzog befehlen daß Horny sich auf den Postwagen setzen nach Franckfurt gehen und von da ins Lager von Marienborn kommen solle. Ew. Wohlgeb. werden ihn mit einigem Gelde auf die Reise ausstatten. Er soll alles mitbringen besonders großes gutes Papier, denn die Absicht ist daß er die Gegend und die jetzige Stellung der Läger zeichne. Es kann einige treffliche Blätter geben wenn sie ihm gelingen. Haben wir nur erst die Contoure, das übrige findet sich. Es wird auch wohl etwas dabey für ihn zu verdienen seyn.

Lassen Sie ihn doch etwas von Müllers Arbeit aufrollen, besonders ein Portrait des Herzogs, er soll es Nothnagel in Franckfurt bringen und sich mit dem Manne bekannt machen.

Verschaffen Sie ihm einen Paß und adressiren ihn an Bansa,

daß ihn diese mit einem Paß vom Commandanten weiter spediren.

Die kleine vierteljährige Pension von 2 Carolin zahlen Sie indeß an Facius. Meine Quittungen weisen aus wie weit sie bezahlt ist.

Leben Sie recht wohl, wir leben noch immer von Hoffnung indem wir täglich und nächtlich die großen Bemühungen sehen und hören Maynz zur Übergabe zu bringen.

d. 7. Jul. 93. Goethe.

Die beiden eigenhändigen Briefe sind erst kürzlich in den Besitz des Archivs gekommen. Die Adressaten sind auf den Briefen nicht angegeben; Aug. Joh. Georg Karl Batsch (1761—1802), ein besonderer Schützling Goethes, war seit 1787 außerordentlicher Professor der Medizin in Jena, wurde 1792 ordentlicher Professor der Philosophie und 1793 Direktor der von ihm gegründeten Naturforschenden Gesellschaft.

Zu dem Briefe an Bertuch ist zu bemerken:

Im Lager von Marienborn, wo Goethe an der Belagerung von Mainz teilnahm, befand sich schon der weimarische Zeichner und Maler Georg Melchior Kraus, um unter anderem Studienblätter anzufertigen, die die brennende Stadt darstellten. Nun wurde auch noch der Zeichner und Maler Konrad Horny aus Weimar ins Lager berufen. Ob er überhaupt noch hingekommen ist, erscheint fraglich; am 22. Juli kapitulierte die Stadt. — Von dem weimarischen Kupferstecher Johann Christian Ernst Müller gibt es mehrere Kupferstiche Karl Augusts; einen Originalstich aus den Jahren um 1790 hat Hans Wahl, 'Die Bildnisse Carl Augusts von Weimar' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' 38. Band, 1925) als Nr. 20 wiedergegeben. Müller hat von da ab die meisten Bildnisse des Herzogs gestochen (vgl. Wahl a. a. O. S. 46 Nr. 51, 55, 60 usw.). — Johann Andreas Benjamin Nothnagel war Maler, Radierer und Besitzer einer Wachstuchtapetenfabrik in Frankfurt. Er gehörte zu dem Kreise dortiger Maler, die Goethe von frühester Jugend an kannte und deren Wirken er in 'Dichtung und Wahrheit' schildert. Er war Goethes Lehrer in der Ölmalerei (vgl. Werke 28, 187f.). Aus seiner Fabrik stammten schon die Tapeten in Goethes neueingerichtetem Elternhause (ebendas. 26, 245f.), und als Goethe 1793 sein Wohnhaus in Weimar einrichtete, ließ er sich Bordüren mit Blumenmalerei aus Nothnagels Fabrik kommen (Briefe 10, 110). — Bansa war Weinhändler in Frankfurt, Facius Medailleur in Weimar.

Ottilie v. Goethe an den Schwiegervater

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Weimar, den 20. Juny 1818.

Mein heutiger Brief, lieber Vater, wird ein Gemisch von Bitten, Danksagungen, Ausrufungen und Sehnsuchtsseufzern, kurz, wie Sie nach diesen verschiedenen Elementen beurtheilen können, wahrscheinlich eine treue Silhouette eines Mädchenkopfes und -herzens, wo ja gewöhnlich die Hauptbestandtheile Verwirrung und Wunderbares aneinander grenzen. — Ich fange mit der Bitte an, die ich die erste bedeutende nennen darf, die ich Ihnen vorlege, und will es einfach und unumwunden sagen, wie ein gutes Kind zu einem guten Vater. — Meine Schwester Ulrike kehrt in den ersten Tagen des Augustes mit meiner Tante aus Frankreich zurück und wird entweder ganz hierbleiben oder doch wohl 3 bis 6 Monate, dies läßt sich ihrem Briefe nach nicht bestimmen. — Entweder bei Madame Leidenfrost, Doctorin Gildemeister, Hofräthin Ludecus oder Professorin Melos soll sie wohnen, und es wäre natürlich das Beste, daß sie selbst wählte, an welchem von diesen Orten sie am liebsten sein möchte, da es sich hernach nicht gut mehr ändern läßt — deshalb, lieber Vater, wünschte ich mir von Ihnen die Erlaubniß, Ulriken 4 Wochen beherbergen zu dürfen; ich füge kein Wort weiter hinzu und erwarte geduldig, was Sie darüber bestimmen werden. —

Hätte sich jedes bewundernde Wort, was die Sibyllen neulich über den Divan aussprachen, selbst niedergeschrieben, so bekämen Sie einige dicke Hefte zu lesen. Dieser Sibyllentag hat mir sehr viel Freude gewährt; denn ob ich gleich die beiden Bücher wohl mehr wie 6 Mal vorher gelesen hatte und also die plötzliche Überraschung, die die andern ergriff,

über die Größe und Schönheit nicht mitfühlte, da ich schon bekannt damit war, so gewährte es mir doch einen ganz neuen Genuß, es laut vortragen zu hören und mich nicht nur allein daran zu erfreuen, sondern in das lebendige Erfassen der andern und ihrer bewundernden Theilnahme miteinstimmen zu können. Der Divan hat etwas Geisterfrischendes, er macht auf das Gemüth eine wunderbare Wirkung, es ist, als würde man plötzlich aus einer dumpfen Schwühle in eine reine erfrischende Luft versetzt, man fühlt sich kräftig und stark und vergißt, daß diese Kraft und Stärke nicht uns, sondern dem Gedicht angehört. — Guter lieber Vater, ich sehe eben, was ich alles geschwätzt habe; — lachen Sie immer, aber heften Sie nur die anderen Bücher daran. Ebenso dankbar, wie ich Ihnen dafür sein werde, bin ich Ihnen jetzt für das Orphische Gedicht, wo ich mich nur immer über die Überschrift ärgere, da die orphische Lehre gewiß wenig Verdienst daran hat und wo Sie ihnen ein Recht darauf eingeräumt haben. Übrigens dank' ich es dem Himmel und Ihrer Güte, daß Sie es mir gegeben, und sobald diese Zeilen geendiget, bringe ich es schriftlich in meine Gewalt. So wie man es sonst mit Bildern thut, werde ich mir von Gedichten einen kleinen Hausaltar bilden, und Sie können wohl glauben, daß es darin seinen Platz erhalten wird. — Die Mutter hegt noch immer den Gedanken, Sie auf einen Mittag zu besuchen, und ich soll anklopfen und fragen, ob es Ihnen gelegen wäre; ich wäre schon längst herübergekommen, hätten die Blattern den Kleinen nicht wirklich ein bischen krank gemacht, und möchte ich ihn deshalb nicht gerne allein lassen, zumal da Rehbein nicht in der Stadt ist. Seit gestern habe ich ein treffliches Buch von Hufeland „über die physische Erziehung der Kinder“ in Händen, und was ich von den Leuten durch meine Worte nicht erhalten konnte, da ich ihnen zu unerfahren vorkam, thun sie jetzt augenblicklich, da ich es ihnen gedruckt zeige. Sie werden sich recht freuen, lieber Vater, wenn Sie den Kleinen sehen, es ist ein gesundes, starkes, nicht übertrieben dickes Kind, und wenn man den Blick des Auges zu dem Propheten für die Zukunft machen kann, so bin ich vollkommen damit zufrieden. Doch nun kehre ich zu meinem Ritornell zurück: kann denn nichts Sie bewegen,

zu uns zu kommen? Guter lieber Vater, Sie müssen trotz unseren Versicherungen es dennoch nicht wissen, wie sehr wir es wünschen und wie sehr uns Ihre Abwesenheit betrübt; denn sonst legten Sie uns diese Trennung zu ertragen nicht auf. Wie leid mir August dabei thut, kann ich nicht beschreiben; er kann nicht wie viele andere sich über die Dinge aussprechen, und Freud' und Schmerz wirkt darum nur um so lebhafter in seinem Innern — so sehe ich ihn fast gar nicht mehr heiter, und ich weiß es bestimmt, daß ich nur Ihre Entfernung als Ursache davon anzuklagen habe. Ist es Ihnen denn nicht behaglich, von Wesen umgeben zu sein, die Sie lieben? Ich weiß wohl, lieber Vater, daß man Sie überall liebt und verehrt; aber Kinder lieben doch noch anders. Jetzt aber schließe ich; denn nun ist es nicht anders möglich, als recht traurig zu werden. — Leben Sie recht wohl, lieber Vater, und wenn Ihnen etwas daran liegt, eine frohe Familie zu besitzen, so kommen Sie bald. Ich hasse jetzt alle Bibliotheken in der ganzen Welt, vorzüglich aber die Jenaische.

Ihre ergebene Tochter

Ottilie v. Goethe.

Küchennachrichten.

Die Hühnerchen sind so klein, daß sie erst einige Zeit müssen gefuttert werden; doch habe ich soeben eine Ente gekauft, die geschlachtet und Ihnen alsdann sogleich übersandt werden soll.

Der Auftrag, den Goethe am 7. Oktober 1817 erhalten hatte, die Jenaer Bibliotheken zu ordnen und zu vereinigen, führte ihn in den Jahren 1817 und 1818 so häufig und so lange in die Universitätsstadt hinüber, daß die Reihe der zusammenhängend hier verbrachten Wochen und Monate mehr als die Hälfte dieser beiden Jahre ausmacht. Selbst das Weihnachtsfest 1817 verlebte Goethe in Jena, trotzdem im Hause am Frauenplan, das seit Christianens Tode (6. Juni 1816) weiblicher Leitung hatte entraten müssen, seit 17. Juni 1817 wiederum eine Hausfrau waltete: die Schwiegertochter Ottilie, deren beweglicher Geist und gesellschaftliche Anmut die stumm gewesenen Räume mit neuem Leben füllte. Erst am 21. Februar 1818 war Goethe dann zu kurzem Besuche in Weimar erschienen, schon am 14. März hatte ihn jene Bibliotheksarbeit wieder nach Jena entführt, wo er bis zum 16. April verweilte.

Geburt und Taufe des ersten Enkels riefen ihn nach Hause zurück; aber den Heimgekehrten litt es kaum vierzehn Tage im Kreise der Familie: der 27. April sah ihn schon wieder auf der Fahrt „den neuen Weg hinunter ins Mühltal". Doch erlitt die Tätigkeit am 29. Mai eine unwillkommene Unterbrechung: G. zog sich „schuldig oder unschuldig, eine grimmige Verkältung zu, die Ärzte, im Streit, ob daraus ein Rheuma oder Katarrh entstanden ist, lassen beide Teufel sich in meinen Gliedern balgen, und ich befinde mich noch sehr schlecht davon" (an v. Trebra, 8. Juni 1818). Vierzehn Tage lang machte der fatalste katarrhalische Zustand ihn für die nächste Nähe unbrauchbar (an v. Voigt, 19. Juni). An Besuchen aus Weimar fehlte es ihm in Jena nicht: am 12. Mai kam August, am 22. Ottilie, am 28. kamen beide zusammen, am 14. Juni wieder August allein; ein reger Briefwechsel hielt namentlich Schwiegertochter und Schwiegervater vereinigt. Ottiliens Briefe an Goethe sind alle gedruckt in den beiden Bänden 'Aus Ottilie v. Goethes Nachlaß' ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 27 und 28), bis auf einen, der übersehen worden ist und den wir hier nachbringen, nicht damit die in jenen Bänden versprochene Vollständigkeit wirklich auch erreicht werde, sondern um seines Eigenwertes willen als ein erneutes Zeugnis für Ottiliens liebenswürdig-geistvolle Plaudergabe.

Wir lassen hier zunächst einige Einzelerläuterungen folgen. Schwester Ulrike hatte sich zu ihrer Reise nach Paris, die sie in Begleitung der Merseburger Tante, der Gräfin Henckel v. Donnersmarck, unternahm, am 19. Jan. 1817 von Goethe verabschiedet; sie sollte vier Jahre ausbleiben, kam aber am 24. Sept. 1818 wieder in Weimar an. — Madame Leidenfrost: Sophia Wilhelmine Charlotte, geb. de Beaux, seit Juni 1817 Frau des französischen Sprachlehrers am Weimarer Gymnasium Dr. Karl Leidenfrost; Doctorin Gildemeister: Amalie, geb. Kotzebue, die Schwester des Bühnendichters August v. Kotzebue; Hofräthin Ludecus: Karoline, geb. Kotzebue, Witwe des Steuer- und Accisrates Hofrat Joh. Aug. Ludecus, Schriftstellerin (Amalie Berg); Professorin Melos: Justine Wilhelmine Ulrike, geb. Baumann, seit 20. Okt. 1805 Gattin des Professors am Weimarer Gymnasium Joh. Gottfr. Melos. — Sibyllen: während Ottilie sich seit 1817 mit gleichaltrigen vertrautesten Freundinnen zu einem 'Musenkaffee' vereinigte, kamen die älteren Damen in einem Kreise der 'Sibyllen' zusammen. Der 'West-östliche Divan', damals im Druck, war am 19. Juni bis zum 9. Bogen gediehen; die 3 ersten Bogen, die bis Mitte April vorlagen und die beiden ersten Bücher ('Buch des Sängers' und 'Buch Hafis') enthalten, wird Goethe am 16. April mit nach Hause gebracht haben. — Die fünf Stanzen 'Urworte. Orphisch' (Werke 3, 95), die 7. und 8. Okt. 1817 entstanden waren, hatte G. am 19. Juni Ottilien zugesandt. — Frau v. Pogwisch war am 9. Juni schon einmal in Begleitung der Großherzogin in Jena gewesen; ein zweiter Besuch fand damals nicht mehr statt. — Der Enkel Walter,

am 9. April geboren, war am 11. Juni von dem Hofmedicus Dr. Wilhelm Rehbein inoculiert worden. — Des berühmten Arztes und Makrobiotikers Christoph Wilh. Hufeland 'Guter Rat an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren' war 1799 in erster, 1803 in vermehrter Auflage erschienen.

Zum Schluß folge als zusammenfassende Erläuterung Goethes Antwort (Briefe 29, 204):

Dein ausführliches Schreiben, meine liebe Tochter, hat mir sehr viel Vergnügen gemacht, und ich erwidere dir sogleich einiges in Hoffnung euch bald wiederzusehen. Wenn du das Schwesterchen einige Zeit bei dir beherbergen willst, so wird es mir sehr erfreulich sein, besonders wenn es in die Zeit fällt, wo ich auch zu Hause bin; da wir uns denn, wie ich hoffe, recht gut vertragen werden. Daß die Sibyllen in der östlichen Luft sich wohl befanden, freut mich sehr, so wie es ganz natürlich schien, da sie sich ihres Ursprungs dorther wieder erinnern mußten. Die Wirkung dieser Gedichte empfindest du ganz richtig: ihre Bestimmung ist, uns von der bedingenden Gegenwart abzulösen und uns für den Augenblick dem Gefühl nach in eine grenzenlose Freiheit zu versetzen. Dies ist zu einer jeden Zeit wohltätig, besonders zu der unseren. Ebenso darf ich dir die fünf Stanzen fernerhin empfehlen. Wie jene Gedichte das Gefühl, die Einbildungskraft erweitern, so eröffnen diese dem Nachdenken einen unendlichen Raum und lassen alles, was wir nur erfahren haben, wie in tausendfältigen Spiegeln wieder erblicken.

Vor allen Dingen aber möchte ich euch wohl in Weimar wiedersehen, ich richte mich ein, daß es nach Verlauf einer Woche möglich wird; freilich habe ich zu tun, bis das Versäumte der unglücklichen vierzehn Tage wieder eingeholt wird. Mit einiger Anhaltsamkeit wird sich es auch wohl geben.

Mittlerweile ist ja wohl auch der Kleine von seiner erkünstelten Krankheit genesen.

Wenn mich die liebe Mutter Donnerstag besuchen wollte, so richtete ich mich darauf ein; je eher ich es weiß, desto besser ist es, sonst ist es auch Mittwoch abends Zeit durch die Boten. Der Eurige, Jena, den 21. Juni 1818, G.

Der Briefwechsel Wielands mit Goethe

aus dem Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs
ergänzt von **Bernhard Seuffert** (Graz)

Der Herausgeber dieses Jahrbuchs hat mir die Veröffentlichung der an Goethe gerichteten Wielandbriefe des Goethe- und Schiller-Archivs freundlich übertragen und die zugestellten Abschriften selbst mit den Originalen verglichen; die undatierten Stücke sind von C. Schüddekopf zumeist zeitlich bestimmt. Ich füge die dankenswerte beträchtliche Erweiterung in eine Übersicht des bisher mir bekannten schriftlichen Verkehrs der beiden ein und setze das Nötige an Erläuterung zu. —

Nicht der Dienst an der Dichtkunst hat Goethe und Wieland zusammengeführt. Goethe lernte nach früher Bewunderung wie so viele Altersgenossen Wielands Schaffen mißachten. Die örtliche Vereinigung, die Liebe zum Weimarer Herzog hat sie dann zueinander gedrängt. Freilich hatte Goethe schon in Wielands öffentlichen Urteilen über seine Dichtungen, auch in der Aufnahme seines Angriffs auf ihn ein Vorgefühl vom Wesen des Mannes empfunden, dessen fürstlicher Schüler ihn sich zum Freund erkor. Im Gespräch mit Johanna Fahlmer war er betroffen geworden über den braven, den ganzen Kerl, den guten Menschen, dessen Haltung seine Abneigung ins Unrecht setzte. Aber das volle Verständnis gewann er wie andere erst in mündlicher Aussprache.

Wieland gehörte zu den Menschen, die sich im Unterreden wertvoller enthüllen als in der Schrift; eine Reihe von Zeugen früher und später Zeit bekunden das Gewinnende der Unterhaltung. Es sind nicht die geringeren und schlechteren Männer, es sind oft die gehaltvolleren, die sich im Sprechen anziehender offenbaren als mit Buchstaben. Wieland war frühreif mit zuviel Bildung beladen, unter die Herrschaft von Büchern und Schriftstellern gezwungen worden. Er schrieb also literarisch, schrieb Druckstil. Erst nach der Befreiung der Dichtersprache durch Goethe wagte er, auch sich selbst Ausdruck zu leihen, soweit das die Fessel seiner Gewohnheit noch zuließ, gab sich natürlicher. Etwas von literarischer Kleinkunst blieb sogar seinen Briefen anhaften. Er mag selbst das Gefühl dafür gehabt haben, daß er sich im Reden reiner gab als im Schreiben; denn wenn die Möglichkeit mündlicher Aussprache vorhanden war, kündigte er sie schriftlich lieber bloß an. Darum sind die

Reste seiner Briefe an Goethe nur vereinzelt von Bedeutung. Er hatte in dem vorweimarischen Widersacher den großen Jüngling geahnt, er hatte den Ankömmling sofort in sein Herz geschlossen, ihn stürmisch erfaßt und bewundernd an sich gezogen, hatte sein Vertrauen und Zutrauen erobert, weil er sich gab wie er war. Mußte er aber der Feder sich bedienen, so ward er der Verzierlichung und Verwitzelung auch dem dauernd Geliebten gegenüber nicht los. Das bezeugt alles Überlieferte.

Anders war Goethe. Sein übervolles Sein wühlte gerade heraus auf das Briefblatt hin, was laut zu sagen er sich scheute. So schrieb er an Frau v. Stein, auch wenn er unter einem Dache mit ihr wohnte. So mag er auch, während er „ein liebes häusliches Leben" mit Wieland führte, bei ihm mittags und abends aß, ihm die Geschichte seines letzten Jahres erzählte, in Wielands Stube an gemeinsame Freunde schrieb, ein Zettelchen hinterlegt haben mit „mündlich unaussprechlichen Worten" (Briefe 3, 45). Oder er schrieb von Leipzig oder Ilmenau im Frühjahr 1776 den Brief an Wieland, woraus Frau v. Kalb ergriffen ein Stück bewahrt hat (Briefe 3, 51): die erste Urkunde rückhaltloser Vertraulichkeit mit dem Zeugen seiner Liebe zu Charlotte v. Stein.

Von den nächsten Briefen (Briefe 4, 164. 196) ist der erste aus dem Januar 1780 unpersönlich an alle Förderer des Maler Müller gerichtet, zu denen er auch Wieland zählt; der zweite vom 23. März des gleichen Jahres der berühmte Dank für den 'Oberon' (vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 9 [1888], 106 f.): „es ist so mancherlei, was ich dir zu sagen habe, daß ich dir's wohl nie sagen werde"; es klingt etwas gezwungen, gerade bei Goethe; das Symbol des Lorbeerkranzes hilft beim Stocken des Wortes aus.

Von Italien her kam nur einer der erhaltenen Briefe an Wieland, vom 17. November 1786 (Briefe 8, 60)[1]), die „große Empfehlung" A. L. Hirts, dessen regelmäßige Mitarbeit am 'Merkur' Wieland gleichwohl ablehnte, vermutlich weil er zwar einige der früher durch Merck vermittelten Beiträge in seiner Monatsschrift 1785 und 1786 veröffentlicht hatte, einen andern aber nicht hatte brauchen können ('Briefe an Merck', 1835, 1, 496), also alles unbesehen anzunehmen sich nicht im voraus verpflichten mochte.

Der undatierte Brief Goethes Briefe 9, 14 wird in den Anfang September 1788 gesetzt. Die Jahrzahl steht fest: Goethe bietet für den 'Teutschen Merkur' seine Berichte an, die unter dem Titel 'Auszüge aus einem Reise-Journal' im Oktober- und Novemberheft 1788, Februar- und Märzheft 1789 erschienen sind. Der Brief nimmt Bezug auf Wielands Wunsch nach Reisebemerkungen des Freundes. Am 31. August meldet

[1]) Meine Kollation des Briefes weicht von dem hier gedruckten Wortlaut in Schreibungen ab; auch las ich 62,6 „Gelde" statt „Golde". Beim folgenden Brief sind meine Anderslesungen geringer an Zahl.

Goethe Frau v. Stein den Beschluß, sie in den 'Merkur' zu geben, er sehe nach und nach selbst, was er habe, bittet um seine Briefe, die er von der Reise ihr geschrieben habe, fährt am 5. September dann zu ihr nach Kochberg und liest da am 6. einiges, „das er in den Merkur geben will" (Düntzer, 'Herders Reise nach Italien', S. 73). Daraus erhellt, daß die Arbeit schon vor der Bitte an Charlotte begonnen war, die Anfrage an Wieland also in den August zu setzen ist; damit entfällt auch die bei Septemberdatierung eintretende Notwendigkeit, im Text das Wort „Sept." für Schreibirrtum zu halten. Nun wird auch der Eingang des Briefes, Wieland sei mit einem Freundschaftsdienst für Goethe beschäftigt, erläutert durch das Anrücken an eine Stelle im Brief an Charlotte vom 24. August 1788 (Briefe 9, 12), wonach Wieland Goethes Gedichte zur Durchsicht hatte; dessen „Sanktion" einzuholen für seine Dichtungen, seine „Winke zu weiterer Korrektur" zu erbitten, nannte Goethe noch später sein altes Recht (Briefe 10, 111).

Nun erst tritt in die Zeitfolge ein Brief Wielands. Sein Eingang bezieht sich wohl auf einen von Goethe unterzeichneten Anteilschein des Ilmenauer Bergwerks vom 4. Februar 1784 (das Folioblatt wurde von Frdr. Cohen in Bonn Lagerkatalog 87, 1900, unter Nr. 126 ausgeboten, Wieland hat drei Zeilen darauf geschrieben). Nach dem Brief vom 28. Februar 1790 hatte Goethe vor seiner Abreise nach Venedig noch die Geschäfte bezüglich des Bergwerks „durch Baldaufs Bemühungen" gut vorbereitet (Briefe 9, 178). Wurde damals die Verzinsung der Kuxe herabgesetzt, über die Wielands im Archiv erhaltener Brief vom 7. März 1790 klagt?[1]) Der Schluß des nun mitzuteilenden Schreibens meldet die Geburt des ersten Kindes der Amalie Liebeskind, Auguste, geb. 6. März 1790 in Oßmannstedt, wo der Vater Pfarrer war. „'Auch' meine Amalie hat mich zum Großvater gemacht", heißt es: nämlich wie vorher Sophie Reinhold und Caroline Schorcht.

Lieber Herr, Freund und Bruder, ich bin ein zu wohlgesinnter Weltbürger, als daß ich es den Herren Fürsorgern des Ilmenauischen National-Interesse übel nehmen könnte, wenn sie zum Vortheil desselben eine Operation machen worunter mein individueller Beutel leidet. Da ich aber ein zu armer Cheker (mit dem Großen Friedrich zu schreiben) bin, um 2000 rh. nur zu 3 pro Ct. zu benutzen, so lange noch eine Möglichkeit

[1]) Nach Fr. Hartung, 'Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts' S. 63, erfolgte die Herabsetzung des Zinsfußes für die Landesschulden, von der Wieland schon gerüchtweise hörte, erst 1792.

ist, etwas mehr daraus zu ziehen, so sehe ich mich genöthiget zu erklären, daß ich wohlbesagtes Capitälchen hiemit als aufgekündigt ansehe, und mir in stipulierter Frist die Rückzahlung in 400 Stück vollwichtigen Pistolen (so wie ich das Capital angelehnt habe, und wobey mir auch nicht ein fehlendes as passiert wurde) wohl gefallen lassen will.

Ich höre (entre nous), Serenissimus sey drumm und dran, die nehmliche Operation bey allen übrigen öffentlichen Cassen seiner Staaten durchzusetzen: aber ich wünsche (wirklich nicht um meinetwillen, der dabey wenig verlöhre, sondern um einer sehr nahmhaften Anzahl seiner Unterthanen willen, die dadurch um ihr Bißchen aisance, und zum Theil um ihr Bißchen Nothdurft kämen, ohne daß das Ganze sich wahrscheinlicher Weise besser dabey befinden wird), daß diese Finanzoperation unter allen gemeinerspriesslichen Gedanken, die noch zu realisieren seyn möchten, diejenige seyn möge, an welche die Reihe am lezten kommt.

Verzeihe mir, lieber Bruder, diese kleine eructation meines Herzens, wenn du sie unzeitig oder gar unverständig finden solltest.

Gestern früh hat mich auch meine Amalie unter glücklichen Auspicien zum Großvater von einem frischen kleinen Mädchen gemacht, für welche ich Morgen nebst der Frau Vice-Präsident Herder zu Oßmanstädt dem Teufel und allem seinem Wesen (die Geld- oder Finanzspeculationen mentaliter ausgenommen) entsagen werde. Du siehst ich mache tüchtige Schritte zu der Patriarchen-Würde, und kann also bey den Patriotischen Zinsreductionen um so viel weniger so ruhig seyn als jener Irländer, der, wie man ihm sagte sein Haus brenne, ganz gelassen in seinem Bette liegen blieb und sagte: ich bin nur zur Miethe drin.

Lebe wohl, Lieber, und bleibe mir hold und gut!

den 7. März 1790. Wieland.

Am 26. September 1793 übergibt Goethe drei Gesänge seines 'Reineke Fuchs' handschriftlich zur kritischen Durchsicht; er lege großen Wert auf Wielands Bemerkungen und Beistimmung (Briefe 10, 111).

In den nächsten Monat setzte Schüddekopf nach den Faszikeln der 'Eingegangenen Briefe', wo das Blatt zwischen Briefe vom 14.—25. Oktober 1793 eingeheftet ist (ich weiß freilich nicht, wann die Heftung geschah, ob ungefähr gleichzeitig oder viel später), die undatierte Antwort auf Goethes Bitte um den 'Othello'. Wieland war so sorglos in der Bewahrung seiner Shakespeareübersetzung, die doch große Wirkung getan und ihm Lob und Tadel eingetragen hatte, daß ihm der 7. Band mit dem 'Othello' fehlt. Goethe könnte auch um den 30. April 1777, wo er „Othello englisch" las (Tageb. 1, 38), oder im Januar 1805, als Heinrich Voß (siehe Goethes interessiertes Urteil über ihn im Briefe an Voigt vom 13. Febr. 1804, Briefe 50, 20) seine 'Othello'-Übersetzung mit Schiller besprach (Tageb. 3, 110), die Wielandische Verdeutschung haben einsehen wollen; aber die Einreihung im Nachlaß entscheidet, falls der Schriftcharakter nicht widerspricht.

[Oktober 1793.]

Von meiner Übersetzung des Shakespeare habe ich nur noch den 2. 5. und 8. Theil worin Othello nicht ist; die übrigen haben des König Nobels Majestät sich vi dominii eminentis zugeeignet. Wo sie aber zu finden seyn mögen — that is the question! W.

Die nun folgende Ankündigung von Wielands und des Gottfried Wenzel Graf Purgstall Besuch fällt wohl in den Februar 1794, wenn auch das von Goethe 1824, also in später Erinnerung beigeschriebene Datum in den März weist. Wieland berichtete dem Schwiegersohn Karl Leonhard Reinhold am 5. Februar 1794, Graf Purgstall, Reinholds Zuhörer, rechtfertige alles Schöne und Gute, das Reinhold an ihm habe erwarten lassen, vollkommen; in dieser Stimmung dürfte er den Gast zu Goethe geführt haben (Keil, 'Wieland und Reinhold' S. 186; vgl. meine 'Prolegomena zu einer Wielandausgabe' VII, 49). Ein Faksimile des Briefes gab C. G. Börners Autographenkatalog, Auktion LXXXVII Nr. 201; darnach bringe ich hier den Text.

[Februar 1794.]

Lieber Bruder

Erlaube daß ich Dich im Nahmen eines sehr liebenswürdigen jungen Mannes, des Grafen von Purgstall aus Steyermark und in meinem eignen bitte, die Güte zu haben, und (nach Deiner Convenienz) heute oder Morgen eine Stunde zu bestimmen, wo ich diesen meinen Gast zu Dir führen könne,

welcher großes Verlangen trägt Dir in Person seine Verehrung zu bezeugen. Du wirst ihn und mich durch eine gefällige Gewährung dieses Wunsches sehr verpflichten.

Dein Wieland.

Dazu eine Randbemerkung Goethes (vgl. Goethe an Karl Wilh. Konst. Stichling 27. März 1824, an Fritz Schlosser 21. Mai 1824, an Christian Schlosser 30. Mai 1824):

Handschrift Wielands März 1794.
Beglaubigt Goethe März 1824.

Das nächste Blättchen stammt wieder aus dem Goethe- und Schiller-Archiv, ist in die Nachbarschaft des 4. Juni 1794 bei den 'Eingegangenen Briefen' eingereiht. Dem entspricht, was Herbst, 'J. H. Voß' 2, 164 über die Zusammenkunft erzählt.

[Juni 1794.]

So eben, lieber Goethe, laße ich mich ankleiden um den Herrn Voß, der dir seine Aufwartung machen wollte, zu dir zu begleiten. Du kommst uns durch deine gütige Einladung zuvor, wir nehmen sie also dankbarlich an, und werden uns auf den Mittag zu gehöriger Zeit einstellen, ohne dir noch vorher durch einen Staatsbesuch beschwerlich zu fallen. W.

Weitere undatierte Blätter sind dem Jahre 1794 zuzuweisen. Das 'Pro Notitia' ist schon wegen des Schlusses: „nochmals . . . empfohlen haben will" Beilage zu einem verlorenen Fürsprechschreiben Wielands, die der Adressat auch andern vorlegen sollte. Die Datierung ist daraus zu gewinnen, daß Reinhold Mai 1794 nach Kiel übersiedelte, Joseph Ruckert aber ihn noch in Jena suchte; Ruckert war vor „nächstem Pfingstfest" d. i. vor 8. Juni aus dem Kloster geflüchtet: in dieser Zeit vor Pfingsten ist die Notitia geschrieben. Ruckert ist philosophischer Schriftsteller geworden; er ließ nach Kaysers 'Bücherlexikon' unter dem Namen K. Joseph erscheinen eine 'Weltgeschichte der Philosophie von Thales bis Fichte', Leipzig 1801; dann unter vollem Namen: 'Der Realismus oder Grundsätze zu einer durchaus praktischen Philosophie', Leipzig, Göschen, 1801; 'Über den Charakter aller wahren Philosophie, ein Programm', Bamberg und Würzburg 1805. Nach Fr. Raßmanns 'Lexicon deutscher pseudonymer Schriftsteller', Leipzig 1830, S. 94, ist er am 1. März 1771 zu Beckstein bei Lauda geboren, am 7. Mai 1813 als ehemaliger Professor der Geschichte der Philosophie zu Würzburg gestorben. Wieland hat also keinen Unfähigen empfohlen.

[Mai 1794.]

P. N.

Der Nahme des bewußten Ex-Bernhardiners ist Joseph Ruckert. Sein Vater ist Schultheiß in einem unter Würzburgischer Hoheit stehenden Dorfe, dessen Nahmen ich vergessen habe.

Seine sehr bigotte Mutter widmete ihn durch ein Gelübde, noch eh er gebohren war, dem geistlichen- und Klosterstande.

Diesem zufolge machte er seine ersten Studien zu Würtzburg, und wurde sodann nolens volens in seinem 18ten Jahre in der unmittelbar unter dem Pabst stehenden Cisterzienser-Abbtey Schönfelden, ohnweit Heilbronn, unter die Söhne des Heiligen Bernhardus aufgenommen. Hier wurde er theils durch Recensionen in gelehrten Zeitungen und Journalen theils durch Zufälle mit der Kantischen Philosophie und einigen Schriften von Kant, Reinhold u. a. bekannt; er fühlte sich stark von ihnen interessiert, er studierte sie, ohne fremde Anleitung, mit eisernem Fleiße, und es entwickelte sich in ihm ein entschiedener Hang, und (wenn ich nicht sehr irre) ein wirkliches Talent, sich der Philosophie, theoretisch und praktisch, gäntzlich zu ergeben.

Dies war nun mit seinem gezwungnen Klosterleben um so unverträglicher, da man, anstatt ihm in seinem Studio förderlich zu seyn, ihn auf alle mögliche Weise davon zu degoutieren suchte. Er wandte alles so wohl bey seinen Eltern als bey seinen geistlichen Superioren an, um seines Klostergelübdes entbunden zu werden, aber vergeblich; im Gegentheil sollte er an nächstem Pfingstfeste die Weihe zum Subdiaconat erhalten, welches bekanntlich der erste gradus major ist, der bereits einen caracterem indelebilem von Priesterthum impriimiert. Die Furcht vor dieser über ihm schwebenden Gefahr, verstärkt durch das Verlangen, seine Philosophischen Studien zu Jena unter Reinhold (von dessen Ruf nach Kiel er nichts wußte) fortzusetzen, trieb ihn zu dem verzweifelten Entschluß vor ungefähr 6 bis 7 Wochen (ni fallor) sich heimlich aus seinem Kloster wegzumachen. Er mußte sich an einem Seil von dem Klosterthurm herunterlassen, das Seil brach aber ehe er ganz

unten war, er fiel und verrenkte sich einen Fuß dergestalt, daß er mit großen Schmerzen auf allen Vieren bis in das nächste Gehölz und von da zu einem einzeln wohnenden Bauren flüchten mußte, der die Menschlichkeit hatte, ihn zu verbergen und in das benachbarte Gebiet des Fürsten von Hohenlohe-Öhringen zu schaffen. Dieser Fürst nahm sich des armen und von aller Hülfe entblößten Ruckerts mit großer Humanität an, ließ ihn durch einen Wundarzt heilen, und unterstützte ihn so weit, daß er nach Verfluß etlicher Wochen, mit einem offnen Attestat und Empfehlungsbrief von einem fürstlich Öhringischen Oberbeammten und etwas Geld versehen, sich weiter auf den Weg nach Jena machen konnte.

Dies ist alles, was ich von den Umständen des jungen Mannes weiß; Welchen ich, da er mir die nöthigste Unterstützung wohl zu verdienen scheint, nochmahls de meliori empfohlen haben will.

Wieland.

Ein Stadtzettelchen wird im Goethe-Archiv fürs Jahr 1795 beansprucht. Es zeigt Wieland als Prüfer des W. M. = 'Wilhelm Meister': er galt dem Freunde also nicht nur als reinigender Metriker. Wohin er „unterwegs" war? Da er Goethe noch bei „heutiger Gelegenheit" mündlich zu verständigen gedenkt, so kann es keine Reise gewesen sein. Unklar bleibt mir, daß die Schatulle, worin auch Goethes Handschrift verschlossen war, „soeben erst ankommt". Ist an einen Wohnungswechsel oder einen der Aufenthalte in Tiefurt oder Belvedere zu denken? Die Übersiedlung nach Oßmannstedt, Ende April 1797, kommt nicht in Betracht, weil der 'Meister' schon 1796 erschienen war und die Zusammenkunft voraussetzen würde, daß Wieland schon auf einer Rückfahrt von da nach Weimar unterwegs war. Ich wage die Zeit um so weniger zu bestimmen, als nach meiner Vermutung ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 12, 44) Wieland Teile der 'Theatralischen Sendung' zur Hand bekommen hatte. Vielleicht helfen die Schriftzüge weiter.

[1795.]

Verzeihe, lieber Bruder, daß du deinen mir über allen Ausdruck angenehmen W. M. später erhäl[t]st als du verlangtest. Dein Abgeordneter fand mich schon unterwegs, und das Mscpt. war in einer Schatulle verschlossen, welche so eben erst ankommt. Ich sende es hiemit cum maxima gratiae actione zurük. Ich

habe einige unbedeutende notulas beygefügt, womit ich aber, ut apparet, nicht zu Ende gekommen bin. Das übrige bey der heutigen Gelegenheit mündlich. W.

Der folgende Brief vom 16. Dezember 1795 ist launiger Dank für Goethes leibliche Fürsorge. Wieland scheint anzunehmen, daß Goethe die Versäumnis einer Einladung zu ihm auf Sonntag, den 13., mißdeuten könnte. Der Satz: „und in Fällen dieser Art ist es sogar gewöhnlicher sich nicht zu erinnern“ bleibt mir unverständlich; die Annahme eines Verschreibens von „irren“ zu „erinnern“ würde zu „und“ und „sogar“ schlecht passen. Also: sich nicht erinnern wollen, warum man die Absage mißdeutete?

Lieber Herr Bruder,

als deine wohlschmeckende Medicin gestern anlangte, fing ich eben an von einem starken Fieber wieder zu Athem zu kommen, welches mich in der Montagsnacht tüchtig hergenommen hatte. Ungeachtet ich, wie du weißt, an Alles was von Dir kommt einen großen Glauben habe, so zweifelte ich doch sehr, ob Gänseleber mit Gelée ein sehr zuträgliches Specificum in meinen Umständen sey: aber mein Aeskulap, der eben dazu kam, kreuzte und segnete sich, wie er hörte, daß du mir Gänseleber schiktest, um mich von einer Unpäßlichkeit, welche es auch sey, herzustellen. Hier, meynte er, müßte entweder ein Anschlag gegen mein Leben (welches doch nicht zu praesumieren) oder eine ignorantia vincibilis von der ersten Qualität (welches noch weniger zu vermuthen) oder ein tertium quoddam, welches ausserhalb der Gränzen der Facultät liege und er also nicht erreichen könne, zum Grunde liegen. Dieses Tertium glaube ich entdeckt und dadurch des Herrn Bruders Kopf und Herz gegen alle bösliche Zweifel sicher gestellt zu haben; nehmlich, die ganze Sache war eine freundliche Manier mir zu verstehen zu geben, du haltest meine verwichnen Sonntag vorgeschützte Unpäßlichkeit für eine bloße Ausrede. Darin hättest du dich denn zwar geirrt, aber irren ist menschlich, und in Fällen dieser Art ist es so gar gewöhnlicher sich nicht zu erinnern; wiewohl ich, wenn die Rede von einer Einladung zu Dir ist, billig hoffen sollte, daß Du mir zutrauen würdest, nur ein wirkliches

und vollgültiges Hinderniß könne mich abhalten, sie mit dem größten Vergnügen anzunehmen.

Übrigens ist der fiebrische Sturm ohne sonderliche Folgen gewesen, und ich warte nur (wofern sich anders deine Arzney so lange hält), bis mein Magen wieder in integrum restituirt ist, um sie, allen Fakultäten zu Trotz, auf deine Gesundheit, sollte es auch mit einiger Gefahr der Meinigen seyn, zu mir zu nehmen. Vale.

den 16. December 95. W.

Ich schalte hier ein paar undatierte Blättchen ein, die wirklich den Verdacht aufsteigen lassen, daß Wieland sich nicht ungern Einladungen entzog. Das erste habe ich im 'Marbacher Schillerbuch' (1905 S. 298) veröffentlicht; Wieland entschuldigt sein Fernbleiben mit einem Augenübel, das sich in den letzten Tagen eingestellt habe. Daran litt Wieland öfter. Einen Anfall berichtet Böttiger ('Literarische Zustände und Zeitgenossen' 1, 148) zum November 1794; einen andern Wieland in seinem Brief an die Fürstin Solms-Laubach in Utphe vom 5. August 1809 ('Denkwürdige Briefe' 2, 188), nach dem er seit mehr als einem halben Jahr mit rheumatischen Sehbeschwerden behaftet ist; der Anfang des Leidens, von dem das Briefchen an Goethe spricht, fiele also in den Januar 1809. Da die Schrift Alterszüge zeigt, würde dies spätere Jahr vorzuziehen sein; aber sie mögen sich aus dem Übel selbst erklären. Die Sache lohnt keine umständliche Untersuchung.

Eine zweite Absage wird durch die Einreihung im Brieffaszikel fürs Oktoberende, eine dritte ebenso für die zwei letzten Monate 1796 festgelegt; ob Goethe auch sie zu den „schönen Billets" rechnen konnte, die er 3. April 1824 dem Kanzler v. Müller gegenüber lobte (Biedermann, 'Goethes Gespräche' ^{2} 3, 98), möge der Leser entscheiden. Den Besuch Göschens kann man vielleicht aus dem reichhaltigen Schatz des Goethe- und Schiller-Archivs an Göschenbriefen feststellen.

[Oktober 1796.]

Es fügt sich gerade daß Göschen, der seinem Schreiben zu folge, morgen hier einzutreffen gedenkt, künftigen Sonntag bey mir seyn wird. Du wirst also so gütig seyn mich diesmahl zu entschuldigen und mir das Vergnügen, einige Stunden in freundlicher Unterhaltung mit dir zuzubringen, auf einen andern dir gefälligen Tag vorbehalten. W.

[November oder Dezember 1796.]

Lieber Bruder,

Ein leidiger Katarrh, der mich seit gestern Abend wie ein Dieb in der Nacht überfallen hat, raubt mir diesmahl das Vergnügen, Dein und Deiner heutigen Gesellschaft Commensal zu seyn. Möget Ihr alle Euch desto besser befinden, und meiner im Besten gedenken! W.

In der gesicherten Reihe der Briefe Wielands folgt der vom 21. Mai 1796, den ich im 'Goethe-Jahrbuch' 12 (1891), 267 veröffentlicht und erläutert habe. Wieland ist im Begriffe der Abreise in die Schweiz ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 11, 253ff.); dort hemmt das Anknüpfen an Freundschaften der Vergangenheit, Erinnerungen an reiche aufstrebende Jünglingsjahre, Gegenwartseindrücke bei der seit einem Jahr da verheirateten Tochter Charlotte Geßner seine Schreiblust. Am 11. September kommt er nach Weimar zurück.

Das hausfreundschaftliche Verhältnis mit Goethe währte fort. Am 24. Dezember 1796 schickt dieser, sich vor der Reise nach Leipzig verabschiedend, ein Stück des ortsüblichen Weihnachtskuchens „Schüttchen" (Briefe 30, 60; 'Goethe-Jahrbuch' 18 [1897], 109).

Das nächste Jahr bringt eine längere äußere Trennung, wenn auch keine vollständige. Mit den Züricher Jugendidealen war auch die Horazische Landsehnsucht erwacht. Wieland kaufte sich in Oßmannstedt an, das ihm als früherer Wohnort zweier Töchter bekannt war. Ende April siedelt er dahin auf sechs Jahre über. Ein reger Briefwechsel mit Goethe erwuchs daraus nicht. Es war kein Bedürfnis nach gegenseitiger Anregung da, gab keine gemeinsamen literarischen Absichten und Abreden. Nur die Freundschaft Auge in Auge, die persönliche Nähe, die mündliche Unterhaltung tat wohl, und sie wurde vermißt. Goethe folgte ein Jahr später Wielands Beispiel, erwarb sich ein Landhaus in dem nur eine gute halbe Stunde von Oßmannstedt entfernten Oberroßla. Und zur Einweihung des Besitzes lud er Wieland dahin am 22. Juni 1798 (Briefe 13, 192; vgl. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 6 [1919], 212f., wo ein Druckfehler den Brief auf den 23. verlegt). Wielands Antwort vom gleichen Tage überbietet die vergnügte Feierlichkeit Goethes — er kam sich als Gutsherr komisch vor — in gesteigerter Formelhaftigkeit, der Nachbarschaftsnähe sich freuend. Im Zusammengehörigkeitsgefühl schätzt er die Zeit der Bekanntschaft um ein starkes Jahr zu hoch ein.

Mit aller Theilnehmung eines Freundes, der das Wohlthätige des ländlichen Lebens an seiner eignen Person in reichem Maaß erfährt, wünschen Wir (alles hierin begriffen was zu

meinem Ich gehört) unserm respective Herren, Bruder, Freund und Nachbar Glück zu dem genommenen Besitz von der Oberroßlaischen Villa, welcher wir morgen einen ihres neuen Eigenthümers würdigen klassischen Rahmen zu schöpfen collegialiter bedacht seyn werden. Mögen Vertumnus und Flora, Ceres und Pomona, Pan und Sylvanus mit allen ihren Nymfen, den mächtigen Gott der Gärten nicht ausgeschlossen, sich vereinigen, Euren Landsitz zu begünstigen und ihm soviel Reiz und Anmuth zu geben, daß er seinen Herren der dicken Stadtluft recht oft und lang entlocke, um Ihm die Glückseligkeiten mit vollen Zügen zu genießen zu geben, die Horaz so schön zu schildern und so rein zu genießen wußte!

Diese guten Wünsche im Angesicht Euerer frommen Hausgötter feyerlich zu erneuern, werde ich mich, Euerer freundlich geneigten Einladung zu folge, morgen um die bestimmte Zeit, von meiner Hausfrauen begleitet, einzustellen nicht ermangeln, und freue mich inzwischen recht herzlich anticipando, Euer lang entbehrtes Angesicht einmahl wieder zu sehen, und in diesem Einen fröhlichen Tag das Andenken so mancher seit 24 Jahren mit einander verlebten schönen Tage und Stunden festlich zu begehen.

Oßmanstätt am 22sten Junii 98. W.

Der drei Vierteljahre spätere undatierte Brief Wielands bestätigt ausdrücklich die „ewige“ Zueignung. — Am 13. August 1797 hatte in Frankfurt die Salierische 'Palmyra' Goethe sehr befriedigt (Tageb. 2, 81). Am 2. und 9. März 1799 fanden Vorstellungen der Oper in Weimar statt; am 14. Mai 1806 eine weitere (Tageb. 2, 236; 3, 128). Zu einer war Wieland in Weimar. Es kommt als Sonntag nur der 3. März 1799 für das Briefdatum in Betracht, wie schon Schüddekopf festgestellt hat. Wielands Verurteilung galt der Musik, Goethe hatte sich der Ausstattung gefreut: bezeichnend für beide. Und bezeichnend, wie der immer noch heftige Wieland seinen Unmut herauspoltert und doch sogleich Reue empfindet, wie Goethe zum Ausgleich des ersten Verdrusses eine Einladung schickt. Die vornehme Gutherzigkeit beider tritt in helles warmes Licht. Goethes Aufmerksamkeit entwöhnte sich auch in der räumlichen Trennung nicht, nicht im schriftstellerischen Auseinanderrücken, nicht in gegensätzlichen Urteilen. Die beiderseitige Zuneigung wurde auch durch den andersartigen Anschluß Goethes an Schiller nicht gemindert. Dafür zeugt der folgende Brief.

[3. März 1799.]

Ich betrachte die Dissonanz unsrer Urtheile über die gestrige Oper, womit ich deine Ohren gestern Abend beym Ausgang aus dem Schauspielhaus zur bösen Stunde überraschte, wie einen ungewöhnlich harten Accord in einem Mozartischen Musikstück, der, auch wenn er unaufgelößt bliebe, durch die Harmonie des Ganzen so sehr bedeckt und verschlungen wird, daß er selbst dem empfindlichsten Ohr nur einen Augenblik von unangenehmer Empfindung machen kann.

Sollte aber gleichwohl noch etwas zwischen Uns aufzulösen seyn, und glaubst du, wie ich aus Deiner freundlichen Einladung schließe, daß dies bey einem poculo amicitiae am besten geschehen könne, so werde ich mich morgen zur gehörigen Zeit um so bereitwilliger bey Dir einfinden, da ich dadurch der übeln Laune loß zu werden hoffe, die mich gestern, von dem Augenblik an, da wir uns gute Nacht wünschten, anstatt über mich selbst, über ich weiß nicht welche Götter zürnen machte, die es so zu fügen beliebten, daß Du, lieber Bruder, gerade der erste seyn mußtest, der mir in den Wurf kam, da ich mich unwiderstehlich genöthigt fand, meinen Unmuth über meine von Signor Salieri (vermuthlich ohne seine Schuld) getäuschte Erwartung in corpora quaeque auszuschütten. Lebe inzwischen wohl, Lieber, und habe Dank für deine Indulgenz gegen die momentane Intoleranz deines dir ewig zugeeigneten

Sonntag Abends. W.

Vom Sonntag, dem 30. Juni ist ein Stadtbillet datiert; für die Oßmannstedter Jahre stimmt nur der von 1799, wie Schüddekopf schon erschlossen hat, wenn auch Goethes Tagebuch den Besuch nicht bestätigt.[1])

Lieber Herr Bruder,

Ich bin gestern Abend zur Stadt gekommen, und wünsche vor allen Dein Angesicht zu sehen. Wenn du diesen Wunsch begünstigen willst, so habe die Güte mich wissen zu lassen,

[1]) Goethes Tagebuch verzeichnet unterm 6. Juli 1799 (Tageb. 2, 255): „Herrn Hofrat Wieland wegen der Bibliotheksreste.“ Der Brief ist nicht bekannt.

zu welcher Stunde heut oder Morgen mein Besuch Dir am wenigsten ungelegen seyn wird.

G[anz] D[er] D[eine]

Sonntag den 30sten Juni. [1799.] Wieland.

Am Christtag 1800 dankt Wieland für das Geschenk der 'Propyläen', 3. Band 2. Heft, und sendet die zwei ersten Bände seines neuen Romans 'Aristipp' entgegen. Tadel fürchtet er von der Schlegelgruppe; dafür werde ihn Goethes Zustimmung entschädigen. Die schlichte Fassung des Neujahrswunsches macht den starken Inhalt besonders eindrucksvoll.

Oßmanstätt den 25sten December 1800.

Verzeihe mir, Geliebter und Verehrter Bruder, daß ich Dir meinen Dank für das neueste Heft der Propyläen und die lehrreiche Unterhaltung, so sie mir gegeben, länger als recht ist, schuldig geblieben bin. Es kam bloß daher weil ich Dir zugleich meinen Aristipp überreichen wollte, der schon vor 6 Wochen in meinen Händen hätte seyn sollen, aber erst vor etlichen Tagen von Leipzig angelangt ist.

Nimm ihn mit deiner gewohnten Güte auf, und solltest Du den Mann in ihm erkennen, quem omnis color decuit et status et res (wie Horaz aus Platons Munde von ihm sagt), so würde ich mich für alle übertriebene Lobsprüche und allen schiefen Tadel, die er von den Partegängern, die izt soviel Rumor um uns her machen, zu erwarten hat, reichlich entschädiget halten. Lebe wohl, und erhalte mir im bevorstehenden 19. Jahrhundert (an welches ich sonst wenig Anspruch zu machen habe) Deine Freundschaft, die im lezten Viertel des 18ten mein Stolz und ein wesentlicher Theil meines Glückes war.

Wieland.

Im Frühjahr 1801 erschien Wieland wieder einmal in Weimar; die Freunde sind am 9., 12., 21. April beisammen (Tageb. 3, 12). Vom letzten Tage stammt auch die folgende, jahrlos erhaltene Anmeldung des Wielandischen Besuchs. Johann Georg Gern d. Ä. aus Berlin, der Opernsänger, hatte am 20. April im 'Don Juan' den Leporello singen sollen, trat aber erst am 25. April auf (Pasqué, 'Goethes Theaterleitung' 2, 324).

Lieber Herr und Bruder,

ich bin einer von denen, deren Erwartung gestern durch den Sieur Gern, oder vielmehr durch seinen Substituten, sozusagen gleichsam häßlich getäuscht worden ist: aber alles könnte überflüssig gut gemacht werden, wenn ich die Freude haben könnte, eine oder ein paar Stunden in bona caritate mit dir zu leben. Siehe, ob du (da du selbst, wie ich höre, nicht lange hier zu verweilen gedenkst) dir eine solche freye Stunde abmüßigen kannst, und habe die Güte mich Zeit und Stunde gelegentlich wissen zu lassen. Ich bleibe bis Donnerstag hier. Vale.

G.[?Gegeben?] Dienstag den 21. April. [1801.] W.
in meines Schwiegersohns Stichling oberer Stube.

In den Spätherbst des gleichen Jahres fällt das nächste, ebenfalls jahrlos datierte Briefchen des Archivs. In keinem andern November als dem des Jahres 1801 ist Wieland in Weimar nachweisbar während seines Oßmannstedter Landlebens. Offensichtlich wurde er, der am 8. des Monats seine Frau verloren hatte, mit besonderer Freundlichkeit umgeben; die Fürstinnen und andere bemühten sich in Aufmerksamkeit. So fuhr er auch nicht am 18., wie das Briefchen an Goethe noch plant, in das einsame Haus zurück: er erschien am 20. zum Tee bei Goethe (Tageb. 3, 42) und schrieb noch am 23. aus Weimar an seinen Schwiegersohn Reinhold.

Lieber Herr Bruder,

Das Verlangen Dein Angesicht wieder zu sehen und deines Geistes, wär' es auch nur eine Stunde lang, nach langer Entbehrung wieder zu genießen, dringt mich, dich zu bitten, mir Morgen Vormittag eine Stunde zu bestimmen, wo es dir nicht ungelegen ist, meinen Besuch anzunehmen. Ich muß bloß die Stunde von 11 bis 12 ausnehmen, weil ich auf diese Zeit zur Durchlauchtigsten Regierenden Herzogin bestellt bin. Heute bin ich bey der Verwittibten Herzogin und abends bey Herder, und morgen Nachmittag kehre ich in meine Klausur zurück.

T.[otus] T.[uus]

Weimar den 17. November. [1801.] Wieland.

Nun reihen sich die ersten Reste eines Briefwechsels ein. Am 13. Januar 1802 richtete Goethe einen Klagebrief über Karl August Böttigers Verunglimpfung der 'Jon'-Aufführung an Wieland (Briefe 16, 4; der Text weicht in Kleinigkeiten vom Original ab). Darauf antwortet Wieland am Tage darnach; der im 'Goethe-Jahrbuch' (6 [1885], 13) nach Abschrift mitgeteilte Text entfernt sich häufig von dem im Goethe- und Schiller-Archiv erhaltenen Original.[1]) Und wieder antwortet Goethe am 17. Januar 1802 (Briefe 16, 9). Die Briefe sind erläutert 'Goethe-Jahrbuch' 2 (1881), 251 f.; 6 (1885), 15; 9 (1888), 108 (vgl. 10 [1889], 258). Böttigers Kritik ('Literarische Zustände und Zeitgenossen' 1, 87) hatte nur die Schauspieler gelobt, Schlegels 'Jon'-Drama mit zersetzendem Spott behandelt. Goethe fühlte sich als Amtsperson verletzt, gewiß besonders durch die Warnung anständiger Frauen vor dem unkeuschen Stoff; so unterdrückt er die Veröffentlichung in Bertuchs 'Journal des Luxus und der Moden' und ergeht sich in den heftigsten Ausfällen aufgehäuften Ärgers über Böttiger. Wieland läßt sich in das ihm noch unbekannte Sachliche nicht ein, verwahrt sich hauptsächlich gegen die Annahme, er könne in den 'Merkur', der seinen Namen trug, wenn auch Böttiger die Herausgebergeschäfte besorgte, etwas für Goethe Beleidigendes einschmuggeln lassen. Er war Böttiger für viele Dienste verpflichtet, er stand, wie er genau unterscheidet, mit ihm schon viele Jahre „in litterarischen Verhältnissen“: in literarischen! mit Goethe stand er in menschlichen „herzlichen“. „Mein geliebter und herzlich verehrter Freund“, so redet er ihn zunächst an; dann fällt er in die gewohnte Anrede: „teurer Freund und Bruder“, wie Goethe auch den „lieben alten Freund“ in seiner Antwort mit „lieber Freund und Bruder“ anspricht. Böttiger wird von Wieland mit „l. B.“ = „lieber Böttiger“ angeredet.

In Briefen vom 15. und 19. Januar 1802 ('Goethe-Jahrbuch' 1 [1880], 326[2]), 329) hat sich Wieland, nachdem ihm Böttiger das Schriftstück vorgelegt hatte, darüber mit ihm auseinandergesetzt, in seiner ausgleichenden Weise, doch ohne Entschuldigung des Aufsatzes, in entschiedener Bestimmtheit sich zu Goethes Empfinden und Handeln bekennend. Seine Befürchtung, eine Aussöhnung zwischen Goethe und Böttiger sei un-

[1]) Das Wichtigste hebe ich aus: S. 13 Z. 14 lies: „den Anlaß und den Stoff“. Z. 21 lies: „Hergang“ statt „Vorgang“. Ebenda: „nach seiner Weise“. Z. 22 „erachten“ statt „errathen“. Z. 27 „wofern“ statt „wenn“. Z. 2 v. u. „vorgelegt“ statt „beigelegt“. S. 14 Z. 4 „konntest“ statt „durftest“. Z. 19 „dunkel gebliebener“. S. 15 Z. 1 „N. S.“ statt „NB.“. Z. 2 „sich“ statt „ich“. Ebenda „finde“ statt „fände“.

[2]) Im Abdruck fehlt S. 327 Z. 22 nach „wahrlich nicht“: „(wie Sie erwarteten)“.

möglich, wurde einigermaßen doch widerlegt; bei einem Gespräch mit Goethe wurden zwar die theatralischen Abenteuer der letztvergangenen Wochen und Monate nicht berührt; aber Goethe schien „sich keines Dings, das einer Apologie bedürfte, bewußt zu sein"; „ich glaube fest," fährt Wieland nach dem Originale fort, „daß dies wirklich der Fall bei ihm ist" ('Goethe-Jahrbuch' 1 [1880], 331). Böttiger hingegen fand, als er nach Dresden abging, daß Goethe bis auf den letzten Augenblick sich gleich gegen ihn bleibe ('Goethe-Jahrbuch' 4 [1883], 325).

Nach diesem Sturm, in dem Wieland seine heikle Stellung geschickt wahrte und gemäß seiner Art die Anregung zur Übersetzung und Erläuterung des alten 'Jon' des Euripides fand, so von Kritik zum Schaffen ablenkend, tritt wieder eine Pause der Überlieferung ein. Erst vom 3. November 1803 ist ein Blatt erhalten. Wieland ist nach Weimar zurückgesiedelt, bittet um Goethes Regelung seiner Versäumnis beim Theaterabonnement, für die der Hofsekretär und Theaterkassierer Johann Andreas Seyfarth keine Nachsicht habe.

Lieber Herr Bruder,

ich habe in abgewichnem Monat zufällig versäumt, mich für ein Entree-billet auf den Balcon zu abonnieren, und habe auch für diese Nachläßigkeit, wie billig, bey jeder Vorstellung die ich besuchte, mit 3 Kopfstücken gebüßt. Nun aber, da ich mich auf die 7 übrigen Monate abonnieren will, wird mir ein Billjet versagt, wofern ich nicht für den verfloßnen Monat noch 3 rh. nachbezahle. Ich finde dies ein wenig hart. Herr Seiffert thut zwar bloß seine Schuldigkeit und beruft sich auf das Gesetz. Da aber, in besondern Fällen, ziemlich häufig von allen andern göttlichen und menschlichen Gesetzen dispensiert wird, so hoffe ich daß dies auch wohl bey dem Gesetz (kraft dessen ich nun auch für die Stücke, die ich n i c h t gesehen, bezahlen soll) ein möglicher Fall seyn könnte. Ich bin so frey, mich hierüber an Ew. Liebden, als an die oberste Instanz selbst, zu wenden, und bitte um geneigte Entscheidung.

Von Hause den 3. November 1803. Wieland.

Der nächste Brief Wielands, zweieinhalb Jahre später geschrieben, jetzt in der Sammlung Hirzel der Leipziger Univers.-Bibl., ist 'Im neuen Reich', 1873, 1, 1026 veröffentlicht und von A. S. ausführlich eingeleitet. Ich habe die Beziehungen des Prinzen August von

Gotha zu Wieland in einem Privatdruck: 'Auszüge aus Briefen des Prinzen August v. Gotha' für Franz X. Wegele zum 28. Oktober 1893 kurz gekennzeichnet. Der Brief knüpft an eine „Augusteische Epistel“, einen Brief des Prinzen an, die Goethe dem Freunde mitteilte. An deren Ton paßt Wieland seine Antwort an. Ich rücke sie hier ein, weil die Druckstelle nicht überall bequem zur Hand sein dürfte. Goethe war durch Dekret vom 13. September 1804 zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden.

Eccellenza,

Mille grazie e mille für die Mittheilung der Augusteischen Epistel und das durch eine so werthe Hand mir zugeschickte Denkzeichen des unverdienten Andenkens dieses gemeinschaftlich von uns geliebten und verehrten Fürstensohns. Die in dem Briefe waltende gute Laune läßt mich hoffen, daß Er sich wenigstens leidlich wohl befindet. Meinen Dank werde ich Sr. Durchlaucht nächstens selbst zu Füßen legen. Was die Klage betrifft, daß ich Ihn in Seinen Briefen nicht verstehen wolle, und alle Seine Worte mißdeute, so vermuthe ich, lieber Bruder, Du werdest, ohne einen Commentar von mir, errathen wie es damit ist. Der Prinz schrieb mir im Sommer und Herbst des verwichnen Jahrs etliche Briefe in einem halb scherz- halb ernsthaften Ton, die ich in einem ähnlichen, nach meiner Manier, beantwortete, oder zu beantworten glaubte. Es muß mir nicht gelungen seyn, denn schon in der ersten Replik schien mir der ernsthafte Ton des Prinzen eine Beymischung von Empfindlichkeit, und der scherzhafte etwas Ironisches anzunehmen, das ich mir nicht recht erklären konnte. Da dies mit jedem Briefe zunahm, und des Prinzen Antworten fast ganz allein auf Klagen, daß ich Ihn nicht verstehen wolle, hinausliefen, so fing mir, ich gestehe es, diese Art von Korrespondenz an zu schwierig zu werden, und ich nahm es als einen Wink auf, abzubrechen. Nun, da der Prinz seine Klage über mich bey einem gemeinschaftlichen Freund anhängig macht, will es das Ansehen gewinnen als ob wir einander wirklich nicht verstanden hätten; an welchem von beiden aber eigentlich die Schuld lag, mögen die Götter wissen. Vermuthlich an beiden zugleich; wiewohl ich mir ganz klar bewußt bin, daß ich in der Überzeugung stand,

der Ton worin ich ihn antwortete, sey der einzig schickliche. Möglich, daß ich mich geirrt habe. Genug, ich hörte auf

parceque, ayant tout dit,
n'avois plus rien dire

und weil mir, vielleicht zur Unzeit, das alte dictum einfiel: Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Soviel de hac materia!

Ich vernehme mit herzlichster Freude, theure brüderliche Excellenz, daß es mit Deinem körperlichen Befinden immer besser geht. Dieser leidige Winter hat, zu meinem Bedauren und Nachtheil, beynah alle Communication zwischen uns abgeschnitten. Überhaupt bin ich, außer zu Meiner benachbarten Fürstin, selten aus meinen vier Wänden gekommen; indessen, oder vielleicht eben deßwegen, bin ich ziemlich leidlich durch die drey letzten heillosen Monate gekommen, und wenn ich ein Paarmahl krank zu werden schien, so geschah es wirklich bloß aus Furcht krank zu werden, wie der edle König im Alarcos aus Furcht zu sterben gar gestorben ist.

Adieu, lieber Einziger! und verzeih dieses treuherzige radotage Deinem
von Hause den 2ten April 1806. alten Wieland.

Die Klage des Prinzen über Mißverständnisse soll aus einigen ungedruckten Briefen an Wieland — dessen Briefe sind in Gotha und sonst nicht aufgefunden — erläutert werden, zumal doch Goethe auch gute Fühlung mit dem Sonderling hatte. Schon vor Juli 1805 hatte Wieland seinem Gönner nicht geschrieben, erst auf ein Machtwort der Herzogin Anna Amalia hin (sie ist die „benachbarte", im Wittumspalais wohnende Fürstin des Schlusses) sich vernehmen lassen. „Der abgeschiedene Geist der Mme Wetzel oder Wötzel sey mein Zeuge, daß ich es immer freundlich meynte, und keinen Augenblick in meinen innigsten Gefühlen wankte", antwortete der versöhnte Prinz am 7. Juli 1805, den vorher Wielands Stillschweigen „zu bewaffneter Neutralität" gezwungen hatte. Nun dankt er für 'Euthanasia', die 'Drei Gespräche über das Leben nach dem Tode, veranlaßt durch D. J. K. W[ötze]ls Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode', die Wieland 1805 veröffentlicht hatte. Er dankt mit der Versicherung, daß ihn „in langer Zeit nichts so ergötzt, . . . nichts auf eine leichtere und einschmeichelndere Weise belehrt hat, als eben diese Unterredungen über Mme Wetzwötzel" (der Gatte Johann Karl schrieb sich Wetzel und Wötzel). Seinem brennenden

Wunsche, ungeachtet seines Unglaubens auch jenseits des Grabes fortzuleben, ständen Gründe entgegen, die er denn unter bezifferten Punkten anführt. Er sei zwar kein Atomist nach Epikurischer Weise, wie Wieland annehme, leugne aber nicht, daß er jedes Ganze für etwas aus sehr kleinen Bestandteilen Zusammengesetztes halte; bekümmere sich jedoch nicht, ob diese Teilchen bis ins Unendliche gingen oder nicht. Nur: „Die Verwandlung von einem Etwas in ein Nichts, kommt mir aber eben so widersprechend vor, als daß, aus Nichts, Etwas werde." Diese Tatsachen brächten ihn auf die bedingte Möglichkeit, daß Mde. Wetzwötzel noch in dem Reiche der Wirklichkeiten fortleben könne, wenn er annehme, daß ihre vormalige Ichheit unvernichtbar gewesen sei. „Ich habe nie die Lächerlichkeit gehabt auf dem Vorhandensein von Dingen zu bestehen, die sich weder denken noch begreifen lassen: vielmehr ist jeder Zeit mein Bestreben gewesen . . . diese Hirngespinste völlig weg zu räumen . . . Also weit entfernt geistige Spinngewebe . . . durch einen fehlerhaften Gedankenkreis bestätigen zu wollen, bin ich der erbittertste Widersacher aller solcher Erzeugnisse der menschlichen . . . Überklugheit. Beschuldigt mich nun ein eben so einsichtsvoller als geliebter und hochgeschätzter Freund . . . eines solchen ungereimten Verfahrens, so geht mir das um so viel näher, weil ich mir schmeicheln durfte, dazu besser von ihm gekannt zu sein." Hier also liegt der Grund für die Verstimmung, deren der Brief an Goethe Erwähnung tut.

Die Schlußanspielung des Briefes bezieht sich auf Friedrich Schlegels 'Alarcos' 1802: „Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben", berichtet Ricardo über den König (Ausg. 1802, S. 60).

Das Zettelchen vom 23. April 1807, die Einführung Bettina Brentanos bei Goethe, ist oft gedruckt seit der Ausgabe ihres 'Briefwechsels Goethes mit einem Kinde'. Die Handschrift im Archiv liest zum Schluß: „es soll mich wundern wenn dirs nicht eben so mit mir geht". Bettina ließ besser drucken: „wenn dir's nicht eben so wie mir geht".

Wielands Einladung für Goethe, seine Frau und Zacharias Werner gehört ins Jahr 1807; das Weihnachtsfest fiel auf Freitag, der „folgende Sonntag" war also der 27., wie im Briefchen steht. Am 20. war Wieland mit Werner Goethes Gast gewesen (Tageb. 3, 309); für die Gegeneinladung war kein Tag frei nach dem Tagebuch, Goethe hat sie also nicht angenommen.

Lieber Bruder,

Du würdest mir eine große Freude machen, wenn du mit Deiner geliebten Gespons und Herrn Werner künftigen Sonnabend, als am 2. Feiertag, zu Mittag, mit einer Suppe

(doch keiner Rumfordischen) bey mir fürlieb nehmen wolltest. Ich hoffe du schlägst mir diese Freundlichkeit nicht ab, und prévenierst auch den Freund Werner darüber.

Sollte dir entweder der 1ste Feiertag, oder der darauf folgende Sonntag (der 27ste hujus) bequemer seyn, so sey so gütig und melde mirs nur mit zwey Worten.

Ganz Dein alter

den 22sten December. [1807.] Wieland.

Zwei weitere Stücke betreffen eine Angelegenheit, über die Gregor Richter in den 'Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Abtei und der Diözese Fulda' Bd. 11, Fulda 1923, Aufschluß gibt. (Ich bin dankbar, daß K. Brandis in Jena mich auf dies Buch aufmerksam gemacht hat. Die Jenaer Universitätsbibliothek gab es mir zur Benutzung.)

Ein französischer Emigrant Gabriel Henry (1752—1835), der seit 1795 in Jena für katholische Seelsorge bestellt war und Fühlung mit Universitätsprofessoren unterhielt, auch zum Lektor des Französischen mit Professortitel bestellt wurde, hatte in den Oktobertagen 1806 persönlich von Napoleon, neben der Festsetzung der Gleichstellung der katholischen und lutherischen Kirchen und dem Schutz der Stadt und Universität Jena, eine Dotation in Grundstücken und Geld für seine Pfarrei „als Siegesdenkmal des errungenen Kampfes" erbeten. Sie wurde der Eglise française catholique d'Jena 12. Oktober 1808 schriftlich gewährt zugleich mit Zuwendungen an die Universität und die Stadt. Zur Verwaltung und Verwendung dieser Schenkungen setzte Karl August am 6. Dezember 1808 eine dem Generalintendanten Daru schon am 25. November von Friedrich v. Müller angekündigte Kommission ein, die auf Anregung des Geheimrates Wilhelm v. Wolzogen aus den vier von Napoleon ernannten Ehrenlegionären bestand: Goethe, Wieland, Geheimer Hofrat Joh. Christ. Starck und Kammerrat Bürgermeister Vogel in Jena. „Wir committiren Euch solchemnach und begehren hiermit gnädigst, Ihr wollet Euch mit den Autoritäten und Behörden, denen die Realisirung der Kaiserl. gnädigsten Schenkung aufgetragen ist, in Correspondenz setzen und alle Maasregeln ergreifen, die Ihr zu Erfüllung der hohen Absichten Sr. Kaiserl. Königl. Majestät für nöthig erachtet. Von deren Erfolg sind wir zu seiner Zeit Eures Berichts gewärtig."

Goethe sandte am 22. Dezember, also ohne Eile, den Auftrag an Wieland, der ihm sofort mit folgendem im Goethe-Archiv erhaltenen Briefe antwortete.

Den 22sten December. [1808.]

Nun, mein lieber Herr und Freund, dies ist ja seit etlich und dreissig Jahren das erste mal, daß ich Dir in irgend einem Geschäft an die Seite gesetzt werde. Und ich sollte mir's nicht zur größten Ehre schätzen? nicht frohlocken und jubeln, daß mir, nachdem der Herzog so gnädig war, mich in dieser langen Zeit von allen Diensten Dieser Art frei zu lassen, in meinem 76sten Jahre noch das Glück zu Theil wird, den Rest meines Lebens im Dienst der Stadt und Universität Jena und der dortigen Römisch Katholischen Pfarrei, mit einer Verantwortlichkeit, welche leicht mein Bißchen Vermögen kosten könnte, aufopfern zu können.

Doch die Sache ist zum Scherzen zu ernsthaft. Ich sehe nur zu gut, wie bedenklich, lästig und gefährlich dieser Auftrag ist: aber ich sehe auch nicht wie wir ihn so schlechterdings bello modo ablehnen könnten. Vielleicht läßt sich ein medius terminus finden — bevor man zum äussersten schreitet. Da ich diesen Abend zu Madame Schopenhauer zu kommen gedenke und Dich dort sehen werde, wird sich wohl Gelegenheit finden, uns vorläufig über dieses so unerwartete Ebenteuer zu besprechen.

Wieland.

Am Abend war Goethe wirklich bei Frau Schopenhauer (Tageb. 3, 407), wo Wieland schon um deswillen sich einfinden mußte, weil „einiges" von ihm durch Theodor v. Sydow vorgelesen wurde. Der Erfolg der Aussprache mit Goethe war der Brief Wielands an seinen Freund, den Richter (a. a. O. S. 108—110) aus dem Weimarer Staatsarchiv (Faszikel H 1855 ['Krieg und Frieden' III 66], Bl. 48) mitgeteilt hat und den ich nach erneuter Vergleichung durch M. Hecker hier einrücke. Er ist ersichtlich förmlicher gehalten, als Wieland sonst an den „Bruder" schreibt; denn er sollte der „höchsten Behörde" vorgelegt werden können.

Mein theurer Herr und Freund,

Ich bekenne Dir offenherzig, daß die Nachricht von dem bewußten höchstverehrlichen Auftrag, die du mir gestern zugeschickt hast, mich in eine Bestürzung und Verlegenheit gesetzt hat, woraus ich mich kaum erholen kann, und die um so größer ist, je mehr ich mich durch das Gnädigste Vertrauen, welches

Serenissimus mir dadurch zu beweisen geruhen, geehrt finden muß. Wie sollte ich nicht wünschen, mich dieser Auszeichnung vor so vielen andern, zu einer solchen Dienstleistung besser qualificierten Staatsdienern, würdig erweisen zu können? Aber (mit unserm Horaz zu reden)

— cupidum, pater optime, vires
Deficiunt —

Denn gewiß kann nichts, als [das] lebhafteste Gefühl der Unmöglichkeit, leisten zu können was von mir erwartet wird, mich dahin bringen, einen an sich selbst und unter andern Umständen so ehrenvollen Auftrag unterthänigst und inständigst zu verbitten.

Um Deine Liebden mit keiner weitläufigen Auseinandersetzung meiner Beweggründe zu behelligen, bitte ich dich bloß die Güte zu haben und folgende kurzgefaßte Umstände in Beherzigung zu ziehen.

1) Ich beschäftige mich seit beinahe 40 Jahren allein und ausschließlich mit Litterarischen Studien und Arbeiten, und alle Arten von Geschäften im engern Verstande des Worts, sind mir in so langer Zeit gänzlich fremd geworden. Wäre ein Auftrag dieser Art vor 20 oder 30 Jahren an mich gekommen, so hätte ich allenfalls noch hoffen können, es mit Anstrengung und hartnäckigem Fleiß soweit zu bringen, daß ich ein vielleicht nicht ganz unbrauchbares Mitglied der Commission, wovon die Rede ist, hätte vorstellen mögen. Aber nun, in meinem 76sten Jahre und mit einer bekanntlich schwachen und kränkelnden Leibesbeschaffenheit, fühle ich mich zu einem von meinen gewohnten Beschäftigungen so sehr abhorrierenden Geschäft, und zu völliger Umschaffung einer mir zur andern Natur gewordenen Lebensweise, so absolut unvermögend, daß es mir wahrlich nicht saurer ankommen würde, dem Staat als Leibjäger, CabinetsCourier oder Hegereiter zu dienen.

2) Ich habe mich nun einmal, mit ziemlich allgemeinem Beifall, gegen das ganze Deutsche Publicum anheischig gemacht, die sämmtlichen Briefe Cicero's zu übersetzen und zu commentieren, und bin mit dieser schweren, aber meinen Kräften angemeßnen Arbeit beinahe bis zur Hälfte vorgerückt. Dieses Werk müßte

ich nun geradezu aufgeben, wenn ich mich dem Geschäft quaestionis zu unterziehen genöthigt würde, weil selbiges mir weder Muße, noch Kräfte noch Lust übrig ließe jenes zu vollenden, welches bereits alles ist, was ein Mann in meinen Jahren sich selbst zumuthen kann, und zu einer meines Gegenstands und der öffentlichen Erwartung nicht unwürdigen Ausführung gerade das ganze Maas der mir noch übrigen Kräfte erfordert. Mir anzusinnen, daß ich eine mir so liebe und schon fast zur Hälfte vollbrachte Litterarische Arbeit unvollendet liegen lasse, wäre sehr hart: beiderlei Arbeiten aber zugleich und neben einander so zu verrichten, daß keine der andern aufgeopfert werde, ist für mich eine pure Unmöglichkeit.

Ich übergehe mehreres andere was ich anzuführen hätte, und berühre nur im Vorbeigehen die unendlichen Schwierigkeiten aller Art, womit diejenigen zu kämpfen haben werden, die sich der Besorgung und Ausführung jenes dornichten Geschäfts unterziehen: Schwierigkeiten, welche theils aus Verhältnissen und Umständen entspringen, theils in der Natur der Sache und der Menschen, mit welchen man es zu thun haben wird, liegen und diese Commission, selbst für rüstige und geübte Geschäftsmänner, zu einem der weitaussehendsten, beschwerlichsten und mit einer abschreckenden Verantwortlichkeit verbundenen Geschäft[e] machen müssen.

Aus allen diesen Rücksichten hoffe ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich dich, mein Verehrter Herr und Freund, inständig ersuche, den Hauptinhalt dieser meiner freundschaftlichen Herzenserleichterung, auf dem Wege, der Dir pro tua prudentia, der schicklichste bedünken wird, mit deinem Fürwort begleitet an die Höchste Behörde gelangen zu lassen, und lebe der Hoffnung, Unser Durchlauchtigster Herzog werde zu den vielen Erweisen von Höchstdero huldreicher Gesinnung für mich auch noch diese[n] hinzufügen, mich aller Theilnahme an mehrbesagtem Commissionsgeschäfte in Gnaden zu entbinden.

Weimar den 23sten December 1808. Wieland.

Von diesem Schreiben kannte ich längst einen undatierten Entwurf, der dann aus dem Nachlaß der Urenkelin Wielands Marie Emming=

haus in den Besitz des Goethe-Archivs gekommen ist. Er verrät in den vielen Korrekturen die Aufregung Wielands, der sich geehrt zeigen sollte durch einen ihm durchaus widerstrebenden Auftrag seines Herzogs. Es ist eine größere Lücke darin zur Ausfüllung ausgespart für weitere Gründe der Ablehnung, deren erster nur ausgeführt ist. Das Schriftstück leuchtet zu tief in des Greises briefstellerische Arbeitsweise bei Seelennot hinein, um es nicht neben der Reinschrift noch zu veröffentlichen, zumal es nur in wenigen Sätzen sich völlig mit dieser deckt.

Mein theurer Herr und Freund,

Ich gestehe daß die bewußte Nachricht und die Papiere nebst den Beilagen, die du mir gestern zugeschikt hast, mich in keine kleine Bestürzung und Verlegenheit gesetzt haben. Wie sollte ich mich durch das Vertrauen, welches Serenissimus mir durch einen Auftrag von dieser Wichtigkeit zu zeigen die Gnade hat, nicht höchlich geehrt finden? wie sollte ich nicht wünschen, mich dessen würdig zeigen zu können? Aber (mit unserem Horaz zu reden)

cupidum, pater optime, vires
Deficiunt.

Gewiß kann nichts als eine Art von Unmöglichkeit, von welcher ich dich leicht überzeugen zu können hoffe, mich dahin bringen, mir die Ehre, ein Mitglied an dieser Commission zu sein, aufs inständigste zu verbitten. Um dich mit keiner weitläufigen Auseinandersetzung zu behelligen bitte ich dich bloß die Güte zu haben, folgendes in Erwägung zu ziehen. 1. Ich beschäftige mich nun bereits seit beinahe 40 Jahren allein und ausschließlich mit Litterarischen Studien und Arbeiten, und alle Arten von Geschäften im engern Verstand des Worts, zu welchen ich ohnehin nie ein eigentliches Geschick gehabt habe, sind mir in dieser langen Zeit gänzlich fremd geworden. Gleichwohl, wäre ein Auftrag dieser Art etwa vor 25 oder 30 Jahren an mich gekommen, so hätte ich allenfalls noch hoffen können, es mit Anstrengung und hartnäckigem Fleiß dahin zu bringen, daß ich vielleicht ein nicht ganz unbrauchbares Mitglied der Comission, wovon die Rede ist, hätte vorstellen mögen. Aber nun in meinem 76sten Jahre, und bei einer bekanntlich schwachen und kränkelnden Leibesbeschaffenheit fühle ich mich zu einem

Geschäft wie dieses so gänzlich unvermögend, daß es mich wahrlich nicht saurer ankäme dem Staat als Feldjäger oder Forstläufer zu dienen.

[Eine halbe Seite leer.]

In Erwägung aller dieser Umstände hoffe ich nicht zuviel zu wagen, wenn ich dich bitte den Hauptinhalt dieser freundschaftlichen Eröfnung und Herzenserleichterung auf diejenige Weise, die du für die schicklichste und zweckmäßigste halten wirst, bei höchster Behörde zu meinen Gunsten geltend zu machen: und lebe der getrosten Hoffnung unser gnädigster Herzog und Herr werde zu den vielen und großen Beweisen höchstdero Huldreichen Gesinnung gegen mich auch noch diese hinzufügen, mich von

[Bricht mitten in der Zeile ab.][1])

Goethe fand durch Wielands Absage die eigene Loslösung von der lästigen Aufgabe erleichtert. Generalintendant Jacques Pierre de Villemanzy hatte sich am 17. Dezember an den Jenaer Stadtrat in der Angelegenheit gewendet, Bürgermeister Vogel dies am 25. dem Minister v. Voigt berichtet, und dieser bat nun Goethe, die Kommission zu eröffnen und Villemanzy zu antworten (Richter a. a. O. S. 110). Darauf bezieht sich in Goethes Zuschrift an v. Voigt, die Richter aus dem Weimarer Staatsarchiv (Faszikel H 1855 Bl. 47) ausgehoben hat (a. a. O. S. 110 f.), die Stelle: „Ich war eben im Begriff", nämlich als Voigts Mahnung eintraf. Der zur Zeit der Weimarer Ausgabe noch unbekannte Brief soll hier, weil er die geschichtlich und persönlich bemerkenswerte Sache ergänzt, nach dem (von Riemers Hand geschriebenen) Original wieder=

[1]) Von den Korrekturen verzeichne ich die wichtigsten. Zeile 2 f. „nebst den Beilagen" ist über der Zeile beigefügt, vielleicht als Ersatz für „und die Papiere". Z. 14 „ein Mitglied" über der Zeile nachgetragen, wohl an Stelle des „an" gemünzt, dessen Streichung versäumt wurde. Z. 29 f. „fühle ich mich zu einem Geschäft wie . . . unvermögend" geändert aus: „fühle ich gänzlich unvermögend mich eine Art von Geschäft". Z. 30 f. „es mich . . . nicht saurer ankäme" geändert aus: „ich eben so leicht". Z. 31 f. „Feldjäger oder [„Courier" gestrichen] Forstläufer" steht unter gestrichenem „Matrose Reichsknecht" [verschrieben für „Reitknecht"? In Grimms Wörterbuch ist aber „Reichsknecht" für Goethe belegt]. Z. 36 „für die schicklichste" geändert aus: „am schicklichsten". Z. 39 „höchstdero" nach gestrichenem „sei[ner]".

holt werden, wenn er auch nicht an Wieland, sondern an v. Voigt gerichtet ist; man wird ihn hier bequemer beachten als in den Fuldaischen 'Quellen'.

Das gnädigste Rescript wegen der Jenaischen Besorgungen habe ich in großer Ungewißheit bey mir liegen lassen. Das Geschäft ist allerdings wichtig und ich habe in der letzten Zeit gesehen, daß ich mit meiner Gesundheit nicht weit reiche. Ich war daher eben im Begriff, auf eine bescheidene Weise die Sache abzulehnen, um so mehr als Wieland in beyliegendem Billet das Gleiche thut. Den Namen herzugeben, wenn man nicht sicher ist, daß andere unsere Überzeugungen streng ausführen, ist eine gefährliche Sache.[1]) Wollte man Müllern und Ziegesarn den Auftrag geben, so hätte man an ihnen zwey junge thätige Männer, die diesem auf mehrere Jahre hinausreichenden Geschäft leitend vorstehen könnten. Ich erbiete mich ihnen, was ich über den Bau der Kirche und den Aufbau der Häuser gedacht, freundlich mitzutheilen und durchaus, auf Verlangen, in der Stille zu assistiren. Herrn von Wolzogen habe ich über die Sache in gleichem Sinne gesprochen. Bey der Art des gnädigsten Auftrags finden sich noch andre Bedenklichkeiten, die ich übergehe. Halten es Ew. Excellenz für wohl gethan, so will ich ein Ablehnungspromemoria an Serenissimum aufsetzen. Läßt's sich ohne dieß thun, so ist's noch besser. Mich auch in diesem Falle zu geneigter Vorsorge empfehlend

Weimar, den 27. December 1808. Goethe.

Der Ablauf der Angelegenheit ging nach Goethes Wunsch. v. Voigt fand, daß man die Kommissionsteilnahme nicht aufnötigen könne; Wolzogen verzichtete ungern auf das „Kompliment", das er durch die Berufung der Ehrenlegionäre der französischen Behörde hatte machen wollen, stimmte aber Goethes Personenvorschlag zu; Karl August entschied, daß das Kommissoriale zurückzuziehen und ein neues für Friedrich v. Müller, Anton v. Ziegesar und Vogel zu erlassen sei. So geschah schon drei Tage nach Goethes Absage, also mit einer für die Franzosen rücksichtsvollen

[1]) Dies bezieht sich darauf, daß ein am 7. Dezember nachgetragenes „Postscriptum" zu dem herzoglichen Erlaß die Heranziehung anderer Personen zur Kommissionsarbeit gestattete.

Beschleunigung im Gegensatz zu Goethes Verzögerungsabsicht. Wielands und Goethes Befürchtungen waren berechtigt, die Kommission hatte wirklich Schwierigkeiten und Streit bei der Zuweisung der Güter und der Auszahlung des Geldes zu überwinden, erst im Oktober 1811 stand die Erledigung der Schenkungsgeschäfte zu erwarten (Richter a. a. O. S. 151). Wieland und Goethe waren mit der Errichtung dieses französischen „Siegesdenkmals" nicht mehr bemengt.

Für das Jahr 1810 hat sich der zweite Ausschnitt aus dem Briefwechsel erhalten. Am 9. Februar übersendet Goethe seinem „teuren Herrn und Bruder" die neue Ausgabe des Gedichts vom 30. Januar, nämlich den Maskenzug 'Die romantische Poesie', verweist Wieland auf dessen Reimgedichtchen an die Prinzessin Caroline (zum 19. Januar 1810, vgl. meine 'Prolegomena zu einer Wielandausgabe' Nr. 1252), das Wielands jüngste Tochter mit andern Mädchen zum Verlöbnis der Prinzessin auf einem Bande des Kranzes überreicht hatte, und lädt ihn ein, zum Maskenzug für die Großfürstin Maria Paulowna, dem 'Maskenzug russischer Nationen' „ein weniges" beizusteuern. Am 14. Februar bittet er um Zusendung des Wielandischen Entwurfs; sollte zum Freitag, d. i. zum 16. Februar, dem Geburtstag der Fürstin, kein Gebrauch davon gemacht werden, weil „wir sehr im Engen" sind, so werde am Sonntag bei der Redoute zu Ehren der Hoheit es gut aufgenommen werden; Riemer komme — nach Wielands Wunsch — am Sonnabend zu Wieland, das Weitere zu bereden (Briefe 21, 182. 184). Dazwischen fällt der bisher unbekannte Brief Wielands vom 10. Februar und darnach die beiden vom 14. des gleichen Monats. Sie bringen die Entstehungsgeschichte der Verse Wielands: 'Merlin's weissagende Stimme aus seiner Gruft im Walde Brosseliand am 16. Februar 1786' ('Prolegomena' Nr. 1253). Die Worte, mit denen Wielands Brief von seiner Dichtkunst spricht, von der früheren und jetzt versagenden, zeugen von gerader Einsicht. Er ist sich des Abstandes, des Unterschiedes seiner Art von der Dichtung Goethes klar bewußt; erquickend ist das Geständnis seiner „beinahe possierlichen Verwunderung", wie ein Weibgeborner so etwas wie die schwierigen Stanzen Goethes machen könne. „Machen": das bleibt die Vorstellung vom Dichten aus der Frühzeit seines Schaffens, soviel Anteil Erlebnis und Gefühl allzeit daran hatten. Er erkennt, daß er seine Melodie in die Lyrik Goethes nicht ohne Disharmonie mengen könne, seufzt, daß ihm alles zum Märchen werde: wirklich mag man das mehrdeutige Wort auf die meisten seiner Dichtungen anwenden.

Die Anregung zur Einkleidung seines Glückwunsches nimmt Wieland aus einer Anmerkung zu seinem 'Geron', die nur im 'Teutschen Merkur' (1777, 1, 136ff.) gedruckt war, von Merlin handelt und ihm durch der Dorothea Schlegel Bearbeitung der Geschichte dieses Zauberers (Leipzig 1804) neu in den Sinn gerückt war. Das reimlose Gedicht wurde

gegen Wielands ersten Wunsch doch auf Quartblättern gedruckt, in 97 Zeilen gegenüber den 94, die er in der Handschrift gezählt hat. Die „Anspielungen“ beziehen sich auf den Zeitlauf der Revolutionsereignisse und der Napoleonischen Kriege. — Wer der gegen Ende des zweiten Briefes **vom** 14. **Februar** erwähnte Ungenannte ist, weiß ich nicht, auch nicht, ob sein durch Wieland vermittelter Beitrag dem ersten Druck des Maskenzugs unter den verschiedenen von Goethe zugelassenen Huldigungen einverleibt wurde.

Vor allem, lieber Herr und Bruder, empfange meinen warmen Dank für die abermalige freundliche Gabe deiner Stanzen zum 30sten Januar, die ein neuer, wiewohl überflüssiger, Beweis sind, daß Dir in allen Arten von dichterischen Kampfspielen immer der erste Preis gebührt. Ich lese und wiederlese sie mit immer neuem Vergnügen, und (da ich selbst nichts mehr machen kann) sogar mit einer beinahe possierlichen Verwunderung, wie es einem vom Weibe gebornen möglich sei, so etwas zu machen, und so schwere Aufgaben (wie mir jede dieser Stanzen dünkt) so leicht und glücklich zu lösen. Aber was soll und kann ich dir antworten, da Du mich aufrufst, zu den poetischen Gaben, womit du und einige Freunde das Geburtsfest der Frau Großfürstin zu feiern gedenkst, etwas beizutragen? Daß es mir am guten Willen nicht fehlt, wirst du, aus mehr als Einer Rücksicht, sehr glaublich finden: aber was du dir mit aller Energie deiner Einbildungskraft schwerlich vorstellen kannst, ist, in welchem Grad ich mich unvermögend fühle, Deinem Wunsche zu entsprechen. Die biedern und natürlichen Reime für die Princessin Caroline, die ich mir im Nahmen etlicher guter, anspruchloser Mädchen, von den vereinigten Bitten des Landcammerrath Bertuchs und meiner Tochter Luise abzwingen ließ, können in keinem Betracht einen Grund abgeben, warum es mir geziemen könnte, mich an dem Feste der Frau Großfürstin in einen Dichterchor zu mischen, an dessen Spitze Du stehst. Wie wenig ich auch ehmals, wenigstens in meinen eignen Augen, war, gewiß bleibts immer, non sum qualis eram — und mit aller möglichen Bescheidenheit ist es doch für einen, der zu seiner Zeit doch immer Etwas gewesen ist, gar zu traurig, der lezte zu sein — was hier unfehlbar mein Fall wäre. Extremum occupat scabies!

Deut' es also zum Besten, lieber Bruder, wenn ich dich bitte mich dieser Schmach zu überheben. Leider fühl' ich nur zu wohl, daß etwas unschickliches darin ist, wenn ich unter vielen allein vermißt würde. Gern wollt' ich also auch das Unmögliche versuchen, wenn ich nur wenigstens einen Begriff davon hätte, was Ihr eigentlich vorhabt, und was ich, ohne eine gar zu große Sau ins Magnificat (wie meine Schwaben sagen) zu machen, d. i. ohne eine gar zu auffallende Disparate, dazu beitragen kann. Dein Riemer könnte mir wohl am füglichsten einiges Licht hierüber geben, wenn du Ihn dazu beauftragen wolltest. Das wahrscheinlichste indessen bleibt immer, daß du mir mehr zumuthest und zutraust, als ich vermag, und wenn Du binnen Vier Tagen nichts von mir erhäl[t]st, so wirst du mir die traurige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu glauben, daß die Schuld nicht an meinem Willen lag.

Vale, faveque T.[uo]

von Hause den 10. Februar 1810. W.

Lieber Herr Bruder,

Ganz gewiß wirst du nicht, nach einem berühmten Beispiel, einem alten dürren Feigenbaum fluchen, weil du keine Früchte an ihm findest.

Ich habe in meinem ganzen Leben nichts Poetisches auf Bestellung machen können — und diesmal kamen noch mehrere Ursachen von Aussen zusammen, um derentwillen ich weniger als jemals aufgelegt war, den bezauberten Propheten Merlin durch Poetische Beschwörungen aus seiner Gruft im Walde von Broßeliande hervorzurufen.

Indessen man versucht auch das Unmögliche, wenn es mit dem Willen Ernst ist. Ich gestehe dir also, ich habe gestern eine Art von Mährchen aufs Papier ausgeschüttet, worin Merlins Stimme sich hören läßt, und das vielleicht zum Wiegenfest der Großfürstin leidlich paßte, wenn es nur leidlich gemacht wäre. Aber das Ding mißfällt mir selbst so sehr, daß ich von dem bloßen Gedanken, es Dir vor die Augen zu stellen, schamröthlich werde, und mich nicht dazu entschließen kann, zumal da es, glaub' ich, mehr als hundert Jamben ohne Reime sind.

Sollte aber Herr Riemer (wie Er mir lezthin zu verstehen gab) nicht abgeneigt sein, dem unförmlichen Ding eine kunstmäßige Gestalt zu geben und es für euren Zweck brauchbar zu machen, so bin ich bereit, Ihm — zwar nicht meine versiculos selbst — aber doch die Idee oder Substanz derselben mitzutheilen, um zu sehen, ob Er etwas daraus machen könne das in euern Kram taugt. Vale.

den 14. Februar Morgens. [1810.] W.

Mit gutem Fug, mein theurer Herr und Bruder, wirst Du mich für wankelmüthiger halten als einem weisen Manne geziemt. Mein Trost ist, daß ich halter kein weiser Mann bin und mich nie dafür ausgegeben habe. Seitdem mein Machwerk ins Reine geschrieben ist, fang' ich selbst an, einiges Gefallen daran zu finden, und bedaure nur, daß es für deinen (vermuthlichen) Plan und Zweck platterdings weder am 16. noch 18. hujus brauchbar ist. Das Horazische Naturam expellas furca p. p. bewährt sich auch an mir: ich kann das Mährchen machen (wenn ich ja etwas machen will oder soll) so wenig lassen als die Katze das Mausen, und, was ich auch im Kopfe habe, sobald ich mich hinsetze und schreibe, wird ein Mährchen draus. Hiezu kommt noch, daß ich fest entschlossen bin, das Ding nicht drucken zu lassen: Nicht, als ob die Anspielungen, die es enthält, so halsbrechend wären: sondern weil ich den Glossatoren und male feriatis keine Gelegenheit sich zu versündigen geben will. Ich gedenke also, das opusculum (welches leider 94 Jambische reimlose Zeilen stark ist, und, wenn mich Apollo nicht beim Ohrläppchen gezupft hätte, Gefahr lief noch viel stärker zu werden) — von meiner Hand geschrieben, der Großfürstin am 16. in die Hände zu spielen: und wenn es (wie ich beinahe vermuthen sollte) freundlich aufgenommen wird, so hab' ichs lediglich dir zu danken: denn ohne deinen Aufruf wär mir kein Sinn weder an Verslerei noch an den bezauberten Propheten Merlin gekommen. Übrigens behalte ich eine Kopei für mich, die dir sobald du Lust und Muße dazu hast, zu Befehl steht.

Diesen Morgen erhalte ich von einem Ungenannten und unbekannt bleiben wollenden beigelegte Strophen. Er meint,

wenn du sie etwa am 16. oder 18. gebrauchen könntest, so wollte er sie Dir (wie die ersten Christianer ihre Gabe zu den Füßen der Apostel) zu Füßen gelegt haben: wo nicht, so möchtest du die Güte haben, sie an mich zurük gehen zu lassen. Vale et nos, ut facio, ama.

den 14. Februar Abends W.
um 8 Uhr. [1810.]

Am 24. September 1812[1]) dankt Wieland für Goethes Geschenk des 2. Teiles von 'Dichtung und Wahrheit'. Seine Logenrede 'Über das Fortleben im Andenken der Nachwelt' wurde nach dem Titelblatt des Druckes erst am 24. Oktober 1812 verlesen ('Prolegomena' Nr. 1258). Der „Passaporta“ war wohl eine Eintrittskarte fürs Theater, wie sich aus dem nächsten Briefe des Archivs vom 19. Dezember 1812 ergibt. Goethes Tagebuch nennt am 20. Iffland und von da an wiederholt sein Gastspiel (Tageb. 4, 354 ff.).

Theurer Freund und Bruder,

Nimm meinen herzlichen Dank für den gestern erhaltenen zweifachen Beweis deines freundlichen Andenkens gütig auf, und verzeih, daß ich erst izt nachhole, was gestern schon hätte geschehen sollen, wenn ein kleiner Aufsatz, den ich heute in der □ vorlesen lasse, mir einen Augenblik Zeit dazu gelassen hätte. Auch diesen Abend muß ich das Vergnügen, von deinem Passa-porta Gebrauch zu machen, einer mir selbst auferlegten Pflicht aufopfern. Dein Buch hab' ich, um es mit Bequemlichkeit lesen zu können, dem Buchbinder zum Heften gegeben, und hoffe mich Morgen daran zu erlaben. L[ebe] W[ohl].

So lang' ich noch athme
der Deine.
24. September 12. W.

Da ich durch zufällige Umstände verhindert worden bin, von diesen Passa-porta's Gebrauch zu machen, so stelle ich sie,

[1]) Vom 14. September 1810 ist ein Brief Wielands datiert, den die Universitätsbibliothek in Bonn mir zur Einsicht vorlegte; er gilt, auch in der Presse, als an Goethe gerichtet; das ist ein Irrtum.

Ω Βελτιστε, hiemit dankbarlichst in die freundlichen Hände zurück, aus denen ich sie erhalten habe: und wenn Danksagung gleich nicht immer ad plus dandum invitatio sein soll, so soll doch auch dem Guten Willen meines theuren Herrn und Bruders durch diese Clausel kein Rigel vorgestoßen sein.

Ich wünsche Ifland zu hören (wiewohl's heute noch nicht sein kann), aber auch [zu] sehen, was in der fürstlichen Loge nicht möglich ist. Könntest [du] mir einen hiezu tauglichen Platz auf dem Balcon ausmitteln, so würdest du höchlich verbinden Deinen

alten Freund, Bruder und Liebhaber

am 19. December 1812. Wieland.

Dies ist bisher das letzte Briefblatt Wielands, das mir bekannt ist. Einen Monat darnach starb er. Möchte man aus dem Schluß des vorletzten: „So lang' ich noch athme der Deine“ Todesahnung herauslesen, so widerspricht dem die Theaterfreudigkeit des letzten. Das Platonische *ὦ βέλτιστε* ist ein nachtönender Ausklang für die Seelenharmonie mit Goethe, die mit der ungewohnten Dreiheit von Zueignung unterzeichnet ist: Freund, Bruder und Liebhaber. Auch bei Goethe währte Freundschaft und Liebe, desto vertrauender und gütiger, je genauer und länger er Wieland kennt. Seine Rede „zu brüderlichem Andenken“ war innerlichst begründeter Abschluß. Bruder war ihm Wieland, ehe sie sich die Logenanrede geben konnten.

Der Aufbau in Goethes 'Venetianischen Epigrammen'

Von Johanna Jarislowsky (Jena)

Schon ein Einblick in die Dichtungen der „Triumvirn" Goethes, und unter diesen vorzüglich in die des Tibull und Properz, kann im Verein mit der Kenntnis von Goethes eigenem Sinne für Dinge der Form und Zusammenwirkung auch in einem scheinbar so losen Gebilde, wie es die 'Venetianischen Epigramme' äußerlich wohl sind, die Kompositionsfrage wesentlich erscheinen lassen. Mit ihrer näheren Untersuchung aber dürften die gern wiederholten Urteile von der aphoristischen, zufälligen oder bunt zusammengewürfelten Folge, welche neben dem veränderten Beobachtungsgehalt die 'Venetianischen Epigramme' hinter den 'Römischen Elegien' zurücktreten ließe, hinfällig werden.

Das haben die 'Venetianischen Epigramme' jedenfalls mit antiken wie manchen modernen Gedichtsammlungen gemein: sie sind nicht chronologisch, sondern der Bedeutung nach geordnet. Will man sie nun aber entsprechend interpretieren, so führt das in der gegebenen Reihenfolge zunächst zu keinem Ergebnis, und man sieht sich von neuem zu der Annahme veranlaßt, Goethe habe diese Epigramme ohne Absicht eines künstlerischen Aufbaus aneinandergereiht. Eine nähere Untersuchung ergibt ein anderes Bild.

Goethes 'Venetianische Epigramme' lassen sich inhaltlich allgemein in die seit jeher üblichen Arten zerlegen: Epigramme erotischen Inhalts und solche weltanschaulichen Charakters. Während die Epigramme der ersten Art eine verhältnismäßig einheitliche Gruppe bilden, zerfallen die der zweiten deutlich in

zwei selbständige Gruppen: 1. Epigramme, die sich mit politischen, kirchlichen, allgemein ethischen und verwandten Gegenständen befassen, und 2. solche mehr persönlichen Inhalts; in ihnen spricht Goethe über sein Dichtertum, seine Dichtung und sein Verhältnis zur Sprache. Sondern wir ferner noch diejenigen Epigramme ab, die, wenn auch vielfach verstreut, eine Art Umrahmung, Einleitung und Abschluß des Ganzen, bilden, so zerfallen die Epigramme in vier große Gruppen, die gebunden sind formal durch das Metrum, gehaltlich durch die Stimmung der Resignation, die sich mehr oder weniger in den meisten ausspricht und sie so wesentlich von den 'Römischen Elegien' unterscheidet. Wir geben ihnen zur Übersicht kurz folgende Bezeichnungen:

I. Einleitungsepigramme,
II. Erotica,
III. Allgemeine Betrachtungen,
IV. Persönlich gerichtete Urteile.

Goethe hat diese sachlichen Gruppen bewußt auseinandergerissen. Ihre Umstellung nach inhaltlichen Gesichtspunkten mag deshalb ästhetisch vielleicht befremden, doch ist sie methodisch durchaus gerechtfertigt und läßt sich zudem ohne Gewaltsamkeit vollziehen. Damit gewinnen wir einen Ausgangspunkt für unsere Betrachtung des Gesamtaufbaus der 'Venetianischen Epigramme'.

Gruppe I z. B. ist in ihrer gegebenen Reihenfolge leicht folgendermaßen zu interpretieren:

An die beiden ersten ganz allgemein hinführenden Epigramme (1, 2) schließen sich die nächstfolgenden Einleitungsepigramme (22, 23) mit ihrer gelegentlichen Beziehung zur Landschaft. Es folgen — abgesehen von Epigramm 46, das in seiner leichteren Art in ähnlichem Zusammenhang steht — die vier Epigramme (59—62) über den Titel und die vermutliche Aufnahme des Buches. Hinter 60 wäre hier sachlich wohl das sekretierte Epigramm „Wenn ein verständiger Koch" (Werke 53, 11, 15) anzuschließen: beide behandeln die mannigfache und nicht ohne weiteres verständliche Zusammensetzung der Epigramme unter zwei verschiedenen Gleichnissen, die durch dieselbe Ab=

sicht verbunden sind. Es folgen je zwei Epigramme, von denen die einen das negative, die andern das positive Verhältnis zum Leser andeuten: im Zusammenhang zunächst 75, die spöttische Absage an die „gute Gesellschaft", woran wohl das negativ gehaltene sekretierte Epigramm „Aus zu eklem Geschmack" (Werke 53, 12, 18) anzuschließen ist; dann die beiden positiv gehaltenen Epigramme 80, 81, deren erstes mit seiner Widmung an Liebende auf das Hauptthema der Epigramme hinweist. 81 ist ein entsprechender Dank an die Musen, dessen Einleitungsdistichon deutlich den bewußten Zusammenhang mit dem vorhergehenden zeigt. Epigramm 103 gibt schließlich den stimmungsvollen Abschluß des Ganzen. Ganz ans Ende wäre das sekretierte Epigramm „Sagt, wem geb' ich dies Büchlein" (Werke 53, 11, 16), die Widmung an die Fürstin, zu stellen.

Ähnlich deutliche kompositorische Zusammenhänge lassen sich bei Gruppe IV erfassen. Wir können ihre Epigramme nach der gegebenen Reihenfolge in drei größere Teile zerlegen (erstens: 29 und 33, 34, 35; zweitens: 54, 58, 74; drittens: 76, 77, 78 und 93), die in dem letzten Epigramm dieser Art (93) einen gemeinsamen Abschluß finden. Seine leicht einschränkenden Dankesworte klingen schon zweimal zuvor (34a, 74) an, so daß sich ein Epigramm dieses Inhalts also in jedem Teile der Gruppe IV findet. Diese Unterteilung ist hier nicht so gemeint, als sei jeder Teil etwas sachlich Andersartiges, die Einschnitte sind vielmehr nur Absätze der Darstellung. Der Gedankengang der Gruppe IV wäre demnach etwa dieser:

Gleich zu Beginn die Klage über die Härte der deutschen Sprache (29), ein Motiv, das durch die ganze Gruppe hindurchgeht. Darauf folgt zunächst ein Seitenblick auf dilettantische Dichter (33), dann Forderung und Dank für das eigene Leben und Dichten (34a), Gedanken, die in den beiden folgenden Epigrammen (34b und 35) im einzelnen ausgeführt werden. — Der neue Abschnitt beginnt mit einer persönlichen Betrachtung (54) über den gleichen allgemeinen Zeithintergrund, der für das nächste Epigramm dieser Art (58), das wieder von der Sprache handelt, richtunggebend ist. Auf sprachlichem Gebiet bleibt auch das sekretierte Epigramm „Wagst du Deutsch zu

schreiben" (Werke 53, 12, 17), das wohl hier einzuordnen ist. Dieser Abschnitt schließt, vielleicht seinem Anfang entsprechend, mit einem ganz persönlichen Epigramm (74). — Der dritte Abschnitt schließlich beginnt mit letzten Klagen des Dichters über seine Sprache (76) und sein Publikum (77). An das letztgenannte schließt sich zwanglos das Epigramm gegen Newton (78) an. Und endlich schließt das Epigramm 93 die ganze Gruppe ab.

Bei Gruppe II und III ist ein solcher durchgehender Faden nicht zu verfolgen, und insofern kommt das Aphoristische in ihnen zur Geltung; doch geht auch hier oft eine zusammenhängende Gedankenfolge durch mehrere Epigramme ununterbrochen fort.[1]) Deshalb sei über den Aufbau dieser nach Umfang und Gehalt wichtigsten Gruppen noch ein kurzes Wort gesagt.

1. Die Erotica zerfallen — wenn wir von denen absehen, die ganz allgemeine Betrachtungen anstellen (wie z. B. 84) — deutlich in zwei große Unterabteilungen, zwischen denen einige Epigramme zwar eine Art Zwischenstellung einnehmen, die sich aber im ganzen durchaus gegenüberstehen; das deutet Goethe äußerlich schon dadurch an, daß er sie selten in einer zusammenhängenden Reihe mischt, wie es bei den Epigrammen nichterotischen Inhalts fast durchweg der Fall ist.

Die erste Unterabteilung spricht von der nur sinnlichen Liebe, wenn man so sagen darf, behandelt also das, was man häufig Goethes italienische Liebschaften nennt, und was sich an allgemeinen kulturellen Beobachtungen unmittelbar daran schließt.[2]) Diese Epigramme sprechen von wechselnd verlangendem, ästhetischem und derbem Sinnengenuß; die Spelunken spielen hier eine Rolle, die Mädchen werden typisch mit Eidechsen verglichen.

Die zweite Unterabteilung, die in Wert und Zahl überwiegt, wird von denjenigen Epigrammen gebildet, in deren Mittelpunkt Christiane steht: wir haben unter ihnen die individuell

[1]) Etwa in Gruppe II Epigramm 30—49, in Gruppe III Epigramm 16—48. Selbstverständlich sind immer die eingestreuten Epigramme der anderen Gruppen auszunehmen (siehe die schematische Darstellung).

[2]) Vgl. z. B. Epigr. 30.

sinnlichsten Epigramme, von denen darum manche zu den sekretierten gehören (so Werke 53, 18, 50 mit dem metaphorischen „Gärtchen"), und auf der anderen Seite solche, die in mehr unpersönlicher und dabei gefälligster Form allgemeingültige, eben durch diese Liebe angeregte Gedanken geben.[1]) Nur auf diese letztgenannten scheint mir Gundolfs Gesamtcharakteristik der 'Venetianischen Epigramme', die „als Urteile, nicht als Darstellung"[2]) zu fassen wären[3]), zu passen.

2. Unter den eigentlich reflektierenden Epigrammen fallen wohl zunächst die politischen ins Auge. Sie äußern sich unmutig über die Folgen der Revolution oder über die Zustände in Italien und Venedig (diese bezeichnenderweise am Anfang). Schließlich gehören hierher noch ein oder zwei Epigramme, die ganz allgemein politisch sind.

Größer ist die Abteilung, die sich den kirchlichen Verhältnissen widmet. Auch ihr Inhalt ist zumeist polemisch gehalten, sei es in verletzender Nichtachtung oder in milderem, nur überlegenem Tone, der wohl gerade den meisten Anstoß erregte. So finden sich unter den sekretierten Stücken nächst den erotischen die zahlreichsten Epigramme dieser Art. Oft ist die Kirche aber auch lediglich der Ausgangspunkt für eine allgemeinere bittere Betrachtung, und diese Epigramme bilden eine Art Überleitung zu denen, die über allgemein Menschliches mit gewisser Genugtuung absprechend urteilen.

Schon aus dieser Übersicht scheint deutlich hervorzugehen, daß die 'Venetianischen Epigramme' nach keinem einheitlichen Plane geordnet sind. Wir kommen nunmehr zu der eigentlichen Frage, nach welchem Grundsatze Goethe die Gruppen auseinandergerissen und neu geordnet hat.

Betrachten wir Epigramm für Epigramm nach Inhalt und Bedeutung, so ergibt sich zwanglos folgende Entwicklung. Nach zwei Einleitungsepigrammen (1, 2) folgen drei erotische Epi-

[1]) Vgl. z. B. Epigr. 83.

[2]) Gundolf, 'Goethe', Berlin 1916, S. 455.

[3]) Eine besondere Stellung hat hier Epigr. 7, wobei es gleichgültig ist, ob unter der verlorenen Liebe Italien oder Charlotte v. Stein gemeint ist.

gramme (3—5), ein reflektierendes Epigramm (6), wieder ein erotisches Epigramm (7). Und so geht es fort: die erotischen Epigramme umschließen und gliedern die andern, unter denen zuerst nur die mehr allgemeinen auftreten, um erst von 29 an mit Urteilen mehr persönlichen Inhalts untermischt zu werden. Diese Verteilung der Erotica wird nur selten aufgegeben: die Unregelmäßigkeit gegen Ende des Ganzen (die Erotica fehlen von 73—79 oder 81) ist wohl mit dem großen Zusammenhang, in den sie zum Schluß gebracht werden, zu erklären. Einmal werden sie durch Einleitungsepigramme (22, 23) ersetzt, die an der Stelle tagebuchartig gut stimmen, wie ja überhaupt Gruppe I und Gruppe II zuweilen nicht ohne Absicht ineinander übergehen (vgl. z. B. 80, 81). Nur eine Stelle (50—62) bleibt, an der ihre gliedernde Wirkung, ohne ersichtlichen Grund, nicht hervortritt. Doch mag es hier fraglich sein, ob Goethe nicht 54 und 58 eher zu Gruppe III als IV, in die es vielleicht nur uns besser zu passen scheint, gerechnet haben wollte.

Bei diesem Aufbau kommt es dem Dichter selbstverständlich nicht darauf an, die einzelnen Folgen in ihrem Umfang gleich zu halten: eine solche Folge besteht oft nur aus einem Epigramm, kann aber auch bis zu zwanzig anwachsen (Epigr. 82ff.). Beachtenswert ist, daß diese größte Folge — wie die größeren Folgen überhaupt — den erotischen Epigrammen angehört, während Gruppe III nicht über acht (14ff.), Gruppe IV nicht über vier (33ff.) anwächst.[1]) (Gruppe I kommt hier kaum in Betracht.)

An diesem Schema ändern die zur Vervollständigung notwendigen sekretierten Epigramme grundsätzlich nichts. Sie sind leicht in die Gliederung einzuschieben. Die meisten gehören zu Gruppe II und III (nur eins zu Gruppe I, zwei zu Gruppe IV) und schließen sich entweder einem Epigramm ihrer Gruppe an oder machen die Gliederung mannigfaltiger, ohne ihr Prinzip zu ändern.[2]) Es gibt nun zwei oder drei, vielleicht vier Fälle, die dagegen verstoßen: das sekretierte Epigramm der Gruppe I (Werke 53, 13, 25), das nach Epigramm 13, die sekretierten Epi-

[1]) Siehe die schematische Darstellung am Ende.

[2]) Ich sehe hier ab von den nur ganz unvollständig und lückenhaft mitgeteilten Epigrammen, wie z. B. von den Bruchstücken Werke 53, 348.

gramme der Gruppe III (Werke 53, 10, 9 und 8, 1), die nach 34^{b} einzuschieben wären, und etwa noch ein sekretiertes Epigramm der Gruppe IV (Werke 53, 12, 17) nach Epigramm 72; doch handelt es sich hier ja überhaupt um eine Stelle, an der die Gliederung der Erotica fehlt (vgl. oben S. 92).[1]) Diese kleinen Unregelmäßigkeiten wären wohl jedenfalls bei einer endgültigen Redaktion beseitigt worden. Die Gliederung bleibt also die gleiche, höchstens mit dem Unterschied, daß die erotischen Epigramme noch etwas stärker hervortreten.

Die meisten sekretierten Epigramme sind an die zusammenhängend gedruckten anzuschließen, die dadurch ihren harmonischen Abschluß scheinbar verlieren. Wir bekommen ein Schema[2]), bei dem das Prinzip ganz regelmäßig herrscht, um gegen die Mitte hin durch je ein Epigramm der Gruppe I unterbrochen zu werden. Doch ist wohl anzunehmen, daß Goethe hier für die schließliche Redaktion die naheliegende Umstellung vorgenommen hätte, diese Epigramme mit an das Ende der ganzen Sammlung zu stellen, wie ja überhaupt die sekretierten Epigramme und besonders diese letzten noch entsprechend eingeordnet worden wären.

Das geht eben aus der zweckvollen Anordnung der zusammenhängend gedruckten Epigramme hervor: aus ihrer eigentümlichen Gliederung und der dadurch unterstützten Parallelität von Anfang und Ende. Dadurch aber, daß die Erotica an Anfang und Ende und auch in der Mitte fast immer wechselweise gesetzt sind, wird schon rein formal auf ihre überwiegende Bedeutung hingewiesen. Es kam dem Dichter bei dieser Sammlung also durchaus nicht nur auf die Menge, sondern ebenso sehr auf den Gehalt der Epigramme an, und gelegentliche Briefstellen, an denen er jene gegenüber diesem hervorhebt[3]), sind nicht nach äußerem Wortlaut auszulegen.

---

[1]) Siehe die schematische Darstellung am Ende.

[2]) Siehe die zweite schematische Darstellung.

[3]) Es handelt sich um die drei folgenden Stellen: am 23. April 1790 an Knebel: „Sie [die 'Venetianischen Epigramme'] wachsen hier wie die Pholaden" (Briefe 9, 201); am 4. Mai 1790 an Caroline Herder: „Das Büchlein ist schon auf hundert Epigramme angewachsen" (9, 203), und

Es ließe sich im Zusammenhang wohl noch einiges über die wechselmäßige Verteilung innerhalb der einzelnen Gruppen sagen (vgl. etwa das Schema zu Epigr. 8ff.). Doch geraten wir damit auf ein Gebiet, das zu leicht nur durch Wahrscheinlichkeit, wenn nicht gar Zufall zu begründen ist, als daß sich dafür objektive Behauptungen aufstellen ließen.

Wir geben zum Schlusse zwei Schemata, aus denen sich die Zugehörigkeit der einzelnen Epigramme zu den einzelnen Gruppen überblicken läßt. Es bezeichnet darin:

I :		Epigramme der Gruppe I
II a:	abstrakt erotische	Epigramme der Gruppe II
II b:	allgemein erotische	
II c:	auf Christiane bezügliche	
III a:	politische	Epigramme der Gruppe III
III b:	kirchliche	
III c:	weltanschauliche	
IV a:	persönlich	gerichtete Epigramme der Gruppe IV
IV b:	dichterisch	
IV c:	sprachlich	

I. Schema der gedruckten Epigramme und der sekretierten, soweit sie einzubeziehen sind

Die sekretierten Epigramme sind mit einem *, die Epigramme 80, 81, um die Möglichkeit doppelter Deutung zu kennzeichnen, mit einem ? versehen.

1 I	2 I	3 IIc	53, 10, 10* IIIb	4 IIc	5 IIc	53, 13, 24* IIIb	6 IIIb
7 IIb	8 IIIc	9 IIIb	10 IIIc	11 IIIb	12 IIIc	53, 9, 5* IIIb	13 IIa

53, 13, 25* I	14 IIIa	15 IIIc	16 IIIc	17 IIIa	53, 8, 2* IIa	53, 10, 11* IIIb

am 26. Oktober 1794 an Schiller: „Getrennt bedeuten sie nichts, wir würden aber wohl aus einigen Hunderten, die mitunter nicht producibel sind, doch eine Anzahl auswählen können, die sich aufeinander beziehen und ein Ganzes bilden" (10, 204). Die letzte Stelle läßt schon bei gesonderter Betrachtung eine doppelte Deutung zu.

18	19	20	21	22	23	24	25	26	27
IIIc	IIIc	IIIb	IIIc	I	I	IIIa	IIIa	IIc	IIc
28	29	30	31	32	53, 13, 26*		33	34a	34b
IIc	IVc	IIb	IIc	IIb	IIb		IVb	IVa	IVa
53, 10, 9*		53, 8, 1*		35	36	37	38	39	40
IIIb		IIIb		IVb	IIb	IIb	IIb	IIb	IIb
41	53, 14, 30*		42	53, 14, 31*		43	44	53, 14, 35*	
IIb	IIb		IIb	IIb		IIb	IIb	IIb	
53, 14, 32*		53, 14, 33*		53, 14, 34*		45	46	47	48
IIb		IIb		IIb		IIb	IVa	IIb	IIIb
49	53, 12, 20*		50	51	52	53	54	55	56
IIc	IIIc		IIIc	IIIc	IIIc	IIIa	IVa	IIIc	IIIb
57	58	59	53, 17, 48*		60	61	62	63	64
IIIa	IVc	I	IIb		I	I	I	IIb	IIIa
65	66	53, 9, 4*		53, 12, 23*		67	68	69	70
IIIc	IIIb	IIIb		IVa		IIb	IIb	IIb	IIb
71	72	53, 12, 17*		73	74	75	76	77	78
IIb	IIb	IVc		IIIc	IVa	I	IVc	IVb	IVa
79	80	81	82	83	84	85	86	87	88
IIIb	I?II?	I?II?	IIc	IIa	IIa	IIb	IIb	IIb	IIb
89	90	91	92	93	94	95	96	97	98
IIb	IIb	IIc	IIc	IVa	IIc	IIc	IIc	IIb	IIc
53, 16, 41*		99	100	53, 13, 27*		53, 17, 46*		101	
IIa		IIc	IIc	IIa		IIc		IIc	
53, 18, 49*		53, 17, 45*		102	103				
IIc		IIc		IIc	I				

II. Schema der sekretierten Epigramme (Band 53)

18, 50	11, 15	17, 43	9, 6	9, 7	17, 47	17, 44	11, 14	Bd. 1, 467, 7	
IIc	I	IIc	IIIb	IIIb	IIa	IIa	IIIb	IIIb	
12, 18	12, 19	11, 16	Bd. 1, 467, 10		11, 12	11, 13	12, 21	12, 22	13, 28
I	IIIc	I	IIIb		IIIb	IIIb	IIIc	IIIc	IIb
13, 29	15, 36	15, 37	15, 38	15, 39	16, 40	16, 42	18, 51		
IIb	IIb	IIb	IIa	IIb	IIb	IIb	IIb		

Nochmals „Die drei losen Nymphen"

Von Carl F. Schreiber (New Haven, Conn.)

Wer möchte behaupten, daß es von großem Belang sei, die drei Szenen des Tassodramas endgültig zu kennzeichnen, die der Dichter scherzend „lose Nymphen" nannte! Werden der Frage solche Grenzen gezogen, daß es sich nur um eine Tatsache handelt, so hat eine weitere Erörterung nur einen akademischen Wert. Wie die Verhältnisse liegen, wird man wohl nie eine absolut sichere Wahl treffen können, was der hohen Einschätzung dieses Meisterwerkes keineswegs Abbruch tun kann. Das freudige Heureka, das 1897 zuerst Scheidemantel[1]) ausrief und das dann 1919 durch Cooper[2]) seinen Widerhall fand, hat zwar sehr viel dazu beigetragen, Klarheit über die Entstehungsgeschichte des 'Tasso' zu schaffen; doch ist darum kein weiterer Versuch, die äußere Entwicklung des 'Tasso' zu klären, abzuweisen, auch wenn er zu andern Ergebnissen gelangt, als jene beiden Forscher erreicht haben, damit, wie Scheidemantel sagt, „die Forschung auf fester Grundlage sich um so freier ihren höheren Aufgaben zuwenden kann."

In einem Briefe an Karl August vom 6. April 1789 schrieb Goethe: „Ich habe noch drei Szenen zu schreiben, die mich wie lose Nymphen zum Besten haben, mich bald anlächlen und sich nahe zeigen, dann wieder spröde tun und sich entfernen. . . . Wenn ich vor den Feiertagen [Ostern] die letzte Szene des ersten Aktes, wo Antonio zu den vier Personen, die wir nun kennen,

---

[1]) Eduard Scheidemantel, 'Neues zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso' ('Goethe-Jahrbuch' 18 [1897], 163—173).

[2]) William A. Cooper, 'Goethe's Revision and Completion of his Tasso' ('Publications of the Modern Language Association', Vol. XXXIV p. 14ff.).

hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich sehr glücklich. Fast zweifle ich dran."

Jeder Versuch, die drei „losen Nymphen" zu erkennen und zu zeichnen, bevor man der drei Quittungen habhaft werden konnte, die Goethes Schreiber Vogel über das Abschreibehonorar für die 'Tasso'-Reinschrift ausstellte, war natürlich ohne jeden Erfolg. Von dieser neuen Warte jedoch späht Scheidemantel behutsam nach den dreien aus; auch ihm zeigen sie sich nahe, doch nur um sich wiederum zu entfernen — dergestalt, daß ungeachtet der unerwarteten Hilfeleistung der Quittungen das Suchespiel lustig fortdauert, bis Scheidemantel sich fürwahr in der Lage befindet zu gestehen:

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmst du mir gleich den schönsten Teil hinweg.

Denn eine Tücke des Schicksals hat es bewirkt, daß Vogel, der in den ersten zwei seiner Quittungen genaue Rechnung darüber legt, welche Teile des 'Tasso' er abgeschrieben, in der dritten nur die Seitenzahl, den Umfang des Abgeschriebenen angab. Scheidemantel läßt sich nun die Mühe nicht verdrießen, die Manuskriptbogen genau zu zählen, damit das Honorar, das Vogel von Goethe erhalten, mit den Quittungen in Übereinstimmung gebracht werden möchte. Aus dieser Erwägung ergibt sich dann die zögernde Mutmaßung, die in Frage kommenden Szenen seien gewesen: Akt II Szene 1, das lange Zwiegespräch zwischen Tasso und der Prinzessin; Akt IV Szene 4, der Verständigungsversuch zwischen Tasso und Antonio, und Szene 5 desselben Aktes, Tassos rührender Monolog.

Es kommt uns in der Tat seltsam vor, daß Scheidemantel, den doch die eine „Nymphe" schon lockend anlächelte, sich nicht sogleich für sie entschieden hat: er wendet sich nach einigem Zaudern von ihr ab und einer Nebenbuhlerin zu. Cooper auf der anderen Seite, als unbedingter Anhänger des Grundsatzes: wenn irgend Zweifel vorliegen, so ist in jedem Falle Goethe selbst die zuverlässigste Quelle, Cooper meint, daß der Dichter uns durchaus reinen Wein einschenke, wenn er schreibt: „Wenn ich vor den Feiertagen die letzte Szene des ersten Aktes, wo Antonio zu den vier Personen . . . hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich sehr

glücklich. Fast zweifle ich dran." Diese Beweisführung wirkt dann um so kräftiger, wenn man bedenkt, daß drei Szenen immer noch unvollendet waren, als Goethe das Stück der Herzogin fünf Wochen später vorlas. Über die zwei letzten Szenen des IV. Aktes sind Cooper und Scheidemantel im schönsten Einvernehmen. Dieser behauptet, die 5. Szene (der Tassomonolog) spiegle Goethes eigenste Gemütserschütterung wider, die durch das Zerwürfnis mit Frau v. Stein hervorgerufen worden war, und hierin pflichtet ihm Cooper ohne weiteres bei. Einen triftigen Grund für die Legitimation der vorangehenden 4. Szene (Tasso und Antonio) erbringt Scheidemantel nicht, es sei denn die Erwägung, daß diese beiden Szenen anscheinend zu ein und derselben Zeit abgeschrieben worden sind. Cooper klammert sich an die Erklärung fest: sollte die 5. Szene, der Monolog, wirklich eine der drei „Nymphen" sein, so muß wohl die andere die dieser vorangehende sein; denn der Monolog veranschaulicht ja doch nur Tassos Erschütterung ob der Entdeckungen, die ihm in der 4. Szene, im Gespräch mit Antonio, zuteil geworden sind. Also heißen Coopers „Nymphen": Akt I Szene 4; Akt IV Szenen 4 und 5.

Gerade da nun aber, wo Scheidemantel und Cooper sich verständigt haben, glaube ich anderer Meinung sein zu dürfen, und zu Goethes drei „losen Nymphen" und Vogels drei Quittungen füge ich den dritten Versuch, dieses Rätsel zu lösen.

Durch eine Beweisführung, die sich einzig und allein auf das Grundthema des Tassoschicksals stützt, werde ich in folgendem bestrebt sein, die 4. Szene des IV. Aktes aus dem Zauberkreis auszuscheiden und (in Übereinstimmung mit Scheidemantel) die 1. Szene des II. Aktes dem lieblichen Reigen einzureihen. Meine „Nymphen" sind also: Akt I Szene 4; Akt II Szene 1 und Akt IV Szene 5.

In der Betrachtung, die ich für nötig hielt, um zum Ziele zu gelangen, habe ich mich nicht gescheut, eine Reihe Gedanken von Gundolf zu übernehmen, die ich mir zu einem dienlichen Mosaik zusammengeschoben habe; hat doch Gundolf mir die Anregung gegeben, diesem Problem eine eingehendere Untersuchung angedeihen zu lassen. Statt vieler Beweise habe ich nur die triftig-

sten unterstrichen. Wem diese nicht genügen, der lese die von mir bezeichneten drei Szenen der Folge nach durch: eine jede dieser „Nymphen“ wird ihm gerne Rede stehen!

Zu Anfang des dritten Aktes, wo der Grundton des Dramas ertönen soll, wird er auch wirklich klar und schön angeschlagen, ohne jeden zweideutigen Beiklang:

Es ist nicht hier
Ein Mißverständnis zwischen Gleichgestimmten;
Das stellen Worte, ja im Notfall stellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin.
So hofft' ich selbst, nun seh' ich wohl, umsonst.
Der Zwist von heute, sei er wie er sei,
Ist beizulegen; doch das sichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.

Das ist der Brennpunkt, auf den alle Strahlen einströmen. Diese Worte bedeuten das Ringen am Grenzstein, das Ringen der gesetzgebenden Macht des Willens im Menschen mit der titanischen Leidenschaft der Selbstigkeit. Und damit stünden wir auch auf dem Gipfel des Goethischen Leidens, zurückschauend über die Titanenzeit, vorwärtsblickend in die ausgedehnten Weiten der Erziehung und der Bildung.

Die Rastlosigkeit des Prometheus hatte sich auf den 'Götz' vererbt und wiederum in aufsteigenden Verwirrungen und Irrungen auf den 'Werther', bis diese Rastlosigkeit dem heranreifenden Manne zum Kainsfluch wurde. Er dichtet, um sich von den augenblicklichen Qualen zu befreien, doch ohne den ersehnten Erfolg. Allmählich fängt es an, in ihm zu dämmern, wie ihm eine Heilung werden könne; ein dunkler Drang führt ihn, wenn auch oft auf Umwegen, zu dem Bewußtsein, daß er die beiden Kräfte in sich zur Eintracht, zur Einheit erziehen müsse. Von nun ab kommt es ihm auf seinen eignen inneren Läuterungsprozeß

an, und mit diesem Worte sind wir in der Luft der 'Iphigenie' und des 'Tasso'.

Die eigentlichen Dichtungen der Humanität heben an; in ihnen ist die Erschütterung der Titanenzeit noch durchaus zu verspüren. Goethe findet in dem Iphigenien-Stoffe ein vollkommenes Gleichnis seines Erlebnisses, ein gemäßes Symbol seines Zustandes: einmal das Bild des ruhelosen, von Furien gepeitschten Orestes und dann das Bild der sühnenden Iphigenie. Aus diesen Erregungen entspinnt sich nun das erste Läuterungsdrama, das uns die Geschichte der Sühne vor Augen führt. Bei dem antiken Dichter aber war das Schicksal eine außer und über dem Menschen stehende Macht, fähig, ein Opfer zu verfolgen, aber auch sich überlisten zu lassen. Wollte Goethe diesen Stoff zu seiner Erlösung gebrauchen, so mußte er vor allem das Schicksal verinnerlichen; denn Goethe hatte wahrlich nicht um das Dasein zu kämpfen; hier galt es einem innern Ausgleich zwischen dem selbstherrlichen Ich und dem Zwang der Dinge. Nicht durch einen Kultakt kann der moderne Mensch sich befreien (oder hatte Goethe seine Flucht nach Italien in diesem Sinne unternommen?), sondern durch bewußte Läuterung seines Schicksals, eine Läuterung, die stets auf Lauterkeit des Charakters beruht:

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
. . . zwischen uns
Sei Wahrheit!

Goethe in Italien redet seinem weimarischen Selbst ins Gewissen. Bis auf diesen Zeitpunkt hatte er es nicht gewagt, sich selbst zu gestehen, wie groß das Opfer sei, das er zu seiner Heilung bringen müsse. Selbstzucht, so heißt dieses Opfer. „Glauben Sie mir," schreibt er an seine Mutter, „daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind." In ihm selbst rangen die Leidenschaft und die reinigende Kraft, und auch ihm kam die Läuterung nicht von außen — Frau v. Stein war für ihn nur Verkörperung der besten Kräfte, die in ihm selbst nach Verklärung strebten; seine Hingabe, sein Vertrauen zu ihr beruhten ja gerade darauf, daß er in ihr die Bürg-

schaft für die in ihm selbst beschlossene Kraft zur Erhebung fand. Mit dem Abschluß der ‘Iphigenie’ hatte Goethe sich zu der Gewißheit durchgerungen, daß der Mensch sich dem Schicksal, dem Zwang der Dinge, oder nennen wir es kurzweg: dem Gesetz der Natur, der Geschichte oder der Sitte, willig unterwerfen solle.

Aber damit war der schwer erkämpfte Standpunkt noch nicht gesichert.

Der Zwist von heute, sei er wie er sei,
Ist beizulegen; doch das sichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.

Diese Worte lassen erkennen, wie sehr es Goethen darum zu tun war, sich vor jedem Rückfalle ins gesetz- und sittenlose Titanentum zu hüten. ‘Tasso’ ist die Kehrseite zur ‘Iphigenie’. Das Gefühl des Opfers als Reinigung des inneren Menschen füllt die ‘Iphigenie’, das Gefühl des Opfers als Verzicht, als Verlust, den ‘Tasso’. Während die ‘Iphigenie’ darauf hinweist, daß der Mensch dem Gesetze durch seine freiwillige Unterwerfung genug tun solle, steigern sich die Forderungen des Gesetzes im ‘Tasso’ zu einem Müssen, widrigenfalls wird dem Menschen die Möglichkeit sittlicher Existenz vernichtet:

Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Erschütternderes hat Goethe nichts gedichtet als dieses Zugeständnis. Unter dem Wahl- und Wahrspruch einer neuen ernsteren Weltanschauung wird von jetzt ab weitergerungen: „Alles ruft uns zu, daß wir entsagen müssen.“ Und gerade für Goethe waren Opfer und Verzicht von mächtigen Beschwernissen begleitet, da sein Ich eben eigenwillig und gewaltig war. Der feste Entschluß, sein Leben nach den für wahr erkannten Gesetzen zu gestalten, wird im ‘Tasso’ unumwunden durchgesetzt, mit dem reinen Erfolg, daß sich nun der Weg zu den Idealen der Bildung glättet. Im ‘Tasso’ legt Goethe nicht nur ein Bekenntnis seiner Leiden und seines Ringens ab, sondern eine Beichte in dem Sinne, daß er sich seiner schönsten Begierden und Hoff-

nungen, ja seines ganzen dichterischen Traumlebens als einer Sünde gegen den Geist der Wirklichkeit anklagt. Goethe selbst trug die beiden Seelen Tasso und Antonio in seiner Brust, und er ist darum nicht wie Hölderlin, wie Kleist, wie der historische Tasso zugrunde gegangen, weil die Natur eben wirklich einen Mann aus den beiden streitenden Elementen in ihm geformt hatte, oder vielmehr: weil er selbst die auseinanderstrebenden Kräfte in sich in hartem Kampfe zur Eintracht, zur Einheit erzogen hatte.

Ich glaubte, so weit ausholen zu müssen, um den Beweis zu erbringen, daß dieser Grundgedanke des Tassodramas der Pol ist, um den sich die ganze Goethische Weltanschauung dreht. Wie verhalten sich nun diese Verse des dritten Aktes zum Drama überhaupt, aber besonders zu den in Frage kommenden drei letzten Szenen?

Aus dem Tassodrama ragen nur zwei Handlungen empor; im übrigen wird die Macht der sittlichen Selbstüberwindung durch die Reden schönbewegter Menschen dargestellt. Diese zwei Handlungen sind Symbole: für den Verstoß gegen das Gesetz (setzen wir lieber: Konvention), da Tasso im fürstlichen Garten den Degen zückt, und den Verstoß gegen die Sitte, da Tasso die Prinzessin in die Arme schließt. Daß Goethe diese zwei Handlungen eng verbunden wissen wollte, ergibt sich aus einer Äußerung Antonios, die zum allerletzten gehört, was Goethe dem Drama hinzufügte:

Der Augenblick kommt wieder: er beherrscht
So wenig seinen Mund als seine Brust.

Wegen seines Mangels an Selbstzucht muß sich der jüngst gekrönte Dichter der Demütigung einer Stubenhaft unterziehen. Welche Folgen der Verstoß gegen die höherstehende Sitte nach sich zieht, läßt sich am besten den Schlußworten des Dramas entnehmen. Doch Tassos Untergang hängt nicht allein von diesen Hauptverstößen ab; wird doch sein ergreifend tragisches Unvermögen, sich beherrschen zu können, von allen Seiten beleuchtet. Ein durchaus zerrütteter Mensch ist Tasso; Ordnung und Mäßigung in jeder Hinsicht gehen ihm ab, er ist von Verdacht und Vorurteil durchseucht. Er erlaubt sich, was ihm gefällt.

Ehe sich Goethe der neuen Fassung des Tassodramas zuwen-

den konnte, mußte er das Hauptthema zur neuen Gestaltung klar vor Augen haben. Die größten Bruchteile der ersten zwei Akte, von denen er nicht lassen konnte, lagen vor. Kaum hatte er sich des Iphigenien-Stoffes entladen, so brachte er den letzten Akt des neuen ‚Tasso‘ zum Abschluß; denn beide wurzelten im selben Boden: freiwillige Unterwerfung heilt, Behauptung des eigenwilligen Ichs vernichtet. Als schaffender Dichter hatte sich Goethe unbarmherzig in die Enge getrieben: eben darum die quälenden Zweifel, das Drama zu einem geschlossenen Kunstwerke zu gestalten. Das Sich-Nähern und das Sich-wieder-Entfernen der drei „losen Nymphen“ ergibt sich aus dieser Lage. Es galt eben, den Kern in die Frucht hineinzulegen.

Wie einem Edelstein, der zur vollsten Geltung kommen soll, der Künstler die edelste Einfassung verleiht, so gab Goethe dem Hauptthema des Dramas zwei seiner tiefstempfundenen und kunstvollendetsten Szenen zum Geleit. Es handelt sich um den Tassomonolog des IV. Aktes und um das Zwiegespräch zwischen Tasso und der Prinzessin zu Anfang des II. Aktes. Es lassen sich hier die einzigen Variationen des Grundthemas aufdecken.

Gleich zu Anfang des Zwiegesprächs entringt sich Tassos Brust das Geständnis:

Ich will dir gern gestehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht sanft
Aus einem schönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Wesen, seine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir selbst
Aufs neu' in streitender Verwirrung bin.

Halten wir nun dieser Äußerung entgegen den Verzweiflungsschrei des Tassomonologs voller Ingrimm und einbrechender Umnachtung:

Hat nicht die Ankunft dieses Manns allein
Mein ganz Geschick zerstört in einer Stunde?
Nicht dieser das Gebäude meines Glücks
Von seinem tiefsten Grund aus umgestürzt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie sich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an sich
Zu reißen strebte, jeder mich zu fassen,

So stößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werts und aller Liebe,
Die ich so reichlich sonst besessen, auf?

Das ist das A und das O. Der Anfang und das Ende! Zweifelsohne sind diese zwei Stellen aus einem Guß. Und ließ sich die eine „Nymphe“ erhaschen, so mußten alle sich sofort gefangen geben; denn im Reigen tanzten sie, bald sich zusammen nähernd, bald sich entfernend.

Und dann fährt der Monolog im selben Atemzuge fort:

Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!

Wie läßt sich das anders auffassen als im Zusammenhange mit der unerwarteten Ankunft jenes erfahrenen, gesitteten, gemäßigten Mannes! Die Prinzessin ist die verkörperte Sitte, ja eine Heilige in diesem Sinne. Sie, die letzte Stütze seines Lebens, der er gelobt hatte, sein Möglichstes zu tun, sich zu beherrschen, auch sie flieht ihn, weil er sich unfähig erwiesen hat, sein Versprechen zu halten.

Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Daß er nicht darauf verzichten konnte, sie zu besitzen, machte auch diese holde Gönnerin ihm zur Gegnerin:

Nun sind erst meine Feinde stark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie soll ich streiten, wenn sie gegenüber
Im Heere steht?

Und damit sind wir auf sicherm, kunstvollem Wege am schon vollendeten fünften Aufzuge angelangt.

Von vornherein hatte Tasso nie einen redlichen Versuch gemacht, sich mit Antonio zu verbinden. Einmal nähert er sich ihm der Prinzessin zu Gefallen, und dann wieder scheint er sich Antonio zu ergeben, aber es ist nur Verstellung. Das eigenwillige Ich versenkt sich immer fester in seine angeborenen Rechte. Antonios Urteil über Tasso, wie dieser es in seinem Monolog wiedergibt, läßt nur zu deutlich in die Zukunft blicken:

. . . habe doch
Ein schön Verdienst mir die Natur geschenkt;
Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düsterm Sinn.
Es sei nicht anders, einmal habe nun
Den einen Mann das Schicksal so gebildet:
Nun müsse man ihn nehmen, wie er sei,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinst genießen,
Im übrigen, wie er geboren sei,
So müsse man ihn leben, sterben lassen.

Auch in ihrem Aufbau sind die zwei Hauptauftritte analog: Zusammenfassungen von der höchsten Bedeutung, die eine vorwärtsblickend zum Grundthema, die andere darauf zurückschauend. Die Prinzessin gibt Tasso liebevoll ein, wie er sich zu Alfonso, Antonio, Leonore und zu ihr selbst verhalten solle; in dem Monolog erwägt Tasso die Bedeutung dieser Personen für sein eigen Selbst.

Es braucht nur eines Wortes zur Legitimierung der Schlußszene des ersten Aktes: sie bedeutet die technische Anbahnung zur Einführung der zwei übrigen. In ihr lag kein Erlebnis, sie war nur zur Motivierung nötig. Die Überführungsschwierigkeiten brachten den Dichter fast zur Verzweiflung; aber auch dieser Auftritt ist ihm kunstvoll gelungen. Man meint etwas Gezwungenes in der Erstbegrüßung der beiden Gegner zu spüren:

Tasso: Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio: Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine schauen magst.

Doch die Gegenüberstellung des erfahrenen Mannes und des träumenden Jünglings läßt sonst nichts zu wünschen übrig. Nicht das Gesagte, sondern der Gesamteindruck ist hier allein wichtig.

Und sollten es diese drei „Nymphen" nicht gewesen sein, die zusammen sich so schön im Reigen bewegten? Drei edlere ließen sich wahrlich nicht erwählen, drei, die sich so kunstvoll die Hände reichen, drei, die in jeder Hinsicht so glücklich zueinander passen!

Das Meer und die Wolken in den beiden letzten Akten des 'Faust'

Von Karl Lohmeyer (Cuxhaven)

Das Jahr 1925 hat uns ein Jubiläum der Faustdichtung gebracht, das wir nicht unbemerkt vorübergehen lassen dürfen. Am 25. Februar waren es 100 Jahre, daß Goethe in sein Tagebuch die Bemerkung einträgt: „Für mich Betrachtungen über das Jahr 1775, besonders 'Faust'." Das war der Beginn der letzten Periode in der Entstehung des Werkes, an dem sich Goethe fast sein ganzes Leben hindurch abgemüht hat. Lange Jahre hatte die Arbeit geruht. Wohl wußte man, daß mit dem 1808 veröffentlichten Ersten Teil das Werk nicht vollendet war, daß eine Fortsetzung folgen mußte, zu der bedeutende Pläne und umfangreiche Vorarbeiten vorlagen; aber es schien, als ob dem Dichter durch die veränderten Zeitverhältnisse politischer und sozialer Art sowie durch seine persönliche Entwicklung die Freude an diesem Stoffe geschwunden sei. Wenn Freunde und Verehrer in den folgenden Jahren auf die Faustdichtung anspielten, antwortete er ausweichend oder machte geheimnisvolle Andeutungen, aus denen Bestimmtes nicht zu entnehmen war. Im Dezember 1816 scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, den Faustplan endgültig zu begraben; denn er diktierte eine umfassende Inhaltsangabe der Fortsetzung, so wie sie ihm früher vorgeschwebt hatte und damals gegenwärtig war, um sie in seine Lebensbeschreibung, die Bücher 'Dichtung und Wahrheit', aufzunehmen. Das war sein Verfahren, wenn es galt, sich von dichterischen Entwürfen zu lösen, die ihm zur Ausarbeitung nicht mehr geeignet schienen. Fast zehn Jahre später sehen wir ihn dann ohne deutlich erkennbaren Grund von neuem an der Arbeit. Ein gewaltiger Drang erfüllt den greisen Dichter. Es zwingt ihn, das Riesenwerk als

„Hauptgeschäft" seines Lebens wieder aufzunehmen, es trotz allen Hemmungen und Schwierigkeiten in jahrelanger Ausdauer zu meistern und den vollendeten 'Faust' seinem Volke als letztes Vermächtnis zu hinterlassen.

Es muß ein außerordentliches Ereignis gewesen sein, das den Anstoß zu diesem Wunder geben konnte, und es ist wohl der Mühe wert, danach zu suchen. Daß eifriges Zureden Eckermanns die Veranlassung zur Wiederaufnahme des Faustplanes gewesen sei, wie man gemeinhin annimmt, oder, wie auch wohl gesagt ist, die Rücksicht auf die 'Ausgabe letzter Hand', der durch den vollendeten 'Faust' ein größeres Gewicht hätte gegeben werden sollen, dürfte als befriedigende Lösung der Frage nicht angesehen werden: die Ursache muß bedeutender, sie muß, nach der Wirkung zu urteilen, von elementarer Wucht gewesen sein. Wenn wir versuchen, ihr nachzuspüren, so wollen wir von dem letzten Drittel der Gesamtdichtung ausgehen, das den IV. und V. Akt des Zweiten Teiles umfaßt. In diesem letzten Drittel findet der Held die endliche Befriedigung, die ihm das Streben nach sinnlichem Genusse (I. Teil) und dem Ideal ästhetischer Schönheit (II. Teil, Akt 1—3) nicht hatte geben können, im Kampfe gegen die schädlichen Kräfte der Natur und im Wirken für das Wohl der Menschheit. Der Schauplatz dieses letzten Drittels aber liegt an den Küsten des Meeres.

Goethe hat das deutsche Meer mit leiblichen Augen nie geschaut, seine persönlichen Eindrücke von der Größe und Erhabenheit des Meeres hat er am Mittelmeer in Italien gewonnen, die Nordsee wie das nordische Land überhaupt haben ihm immer im eigentlichen Wortsinne fern gelegen und sind ihm sogar in früheren Zeiten seines Lebens eher abstoßend als vertraut gewesen. In seinem trefflichen Buche 'Beziehungen Goethes zu Hamburg' hat Johannes Kießner auch des Dichters Äußerungen über die niederdeutsche Landschaft gesammelt. So ist Holstein (in der Anzeige der Gedichte des Eutiners Joh. Heinr. Voß) „ein Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten. Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen

Giebel" (Werke 40, 264). Ein andermal sagt er: „Ich traue denen nordischen Sumpf- und Wassernestern gar nichts Gutes zu" (an Fritz Jacobi, 12. Juni 1796) und stellt 1806 in seinen Gedichten an Tischbein das „nord'sche Trübe", die Gegend von Hamburg, wo sich der Maler damals aufhielt, dem „heitern Land der Sonne", Italien, gegenüber (Werke 2, 161). Zu der Nordseeküste hat er gar keine inneren Beziehungen: „Wenn es eine eigne wunderliche Vorstellung ist, daß Hamburg so weit von uns ab in der Welt liege, so mag sie irgend einen Grund in dem Mangel des unmittelbaren Bezugs haben, der uns tiefe Mittelländer mit den Seeküsten verbände" (Briefe 31, 187). Das sind Vorstellungen, in die wir uns bei den heutigen Verkehrsverhältnissen kaum mehr hineindenken können.

Später, etwa im letzten Jahrzehnt seines Lebens, ist das freilich anders geworden, da sind ihm die Länder an der Nordsee und diese selbst näher gerückt. Er hat sie als Naturwissenschaftler sozusagen entdeckt und in ihnen reichen Stoff für seine Forschungen gefunden. Dem Felseneiland Helgoland widmet er besondere Teilnahme als Geologe. Das Meer selbst beschäftigt ihn in vielfacher Beziehung: als Element in seinen periodischen Bewegungen, in den Problemen der Ebbe und Flut, der Winde und Sturmfluten, als völkerverbindendes und kulturförderndes Mittel. Er verfolgt die Handelsverbindungen der Völker untereinander, die Verkehrsstraßen zu Land und See, und macht, weit vorausschauend, auf wünschenswerte Durchbrechungen der die Meere trennenden Landbrücken aufmerksam. Er beobachtet den Ausbau deutscher Häfen, besonders Bremerhavens, die Beteiligung Deutschlands am Welthandel. Auch sind ihm die Heilkräfte des Seewassers, der Seeluft wohlbekannt, welche die damals neu entstehenden deutschen Nordseebäder anzupreisen sich beeiferten; die Insulaner und Meeranwohner hält er für „bei weitem produktiver und tatkräftiger als die Völker im Innern der Kontinente." Seine Freunde wissen um diese lebhafte Teilnahme und suchen ihr durch Briefe, durch eigene und fremde Berichte Genüge zu tun. Fast alles dieses weist uns zeitlich in die letzte Periode der Faustdichtung und gewinnt rechtes Licht erst durch den Zusammenhang mit der Dichtung.

Wenn Faust vom Kaiser, dem er aus der Not geholfen hat, mit dem unfruchtbaren Strande des Reiches belehnt wird, der im gewaltigen Spiele von Ebbe und Flut bald der Erde, bald dem Wasser angehört, wenn er da durch Gräben und Schutzbauten als Wasserbaumeister größten Stiles das Meer zurückdrängt und reichbevölkerte, fruchtbare grüne Landschaften erstehen läßt, die von sicherem Hafen aus Handelsflotten in alle Welt entsenden, so können wir nicht anders als an die Nordsee denken, wenn auch der Dichter sie nicht ausdrücklich als Schauplatz nennt.

Um das genauer zu erweisen, müssen wir auf Goethes wissenschaftliche Betätigung dieser Jahre einen Blick werfen.

Während andere Gelehrte im Alter die Neigung zeigen, den Kreis ihrer Wissenschaften zu verengen, hat Goethe — auch darin mit andern unvergleichbar — den seinen noch in den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens um ein neues weites Feld vermehrt, um die Meteorologie. Zu dieser Wissenschaft, die, wie einer ihrer Vertreter sagt, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eben erst aus den Kabanen der Fischer, aus den Wäldern des Jägers, aus den Fluren und Auen des Landmanns und Gärtners in die Pflanzstätten der Wissenschaft verlegt war, hatte sich Goethe von jeher hingezogen gefühlt, die Berichte über seine Reisen legen davon Zeugnis ab; aber erst seitdem ihn 1815 Karl August auf die von dem Engländer Howard eingeführte Terminologie der Wolkenformen hingewiesen und er darin ein festes Schema für seine Beobachtungen und Folgerungen gefunden hatte, erwachte in ihm eine Begeisterung für die neue geheimnisvolle Wissenschaft, die ihn ganz gefangen nahm und jahrelang nicht wieder los ließ. Besonders die Jahre 1820—1825 sind ganz erfüllt von dieser leidenschaftlich betriebenen Forschung. Und wenn man sich in Goethes meteorologische Aufsätze vertieft und sie mit den verwandten Bemerkungen der Tagebücher, Briefe, Gespräche zusammenstellt, so möchte man sagen, daß Goethe nie, auch bei der Beschäftigung mit der Farbenlehre nicht, von einer Wissenschaft so innerlich erfüllt gewesen ist wie von der Witterungskunde in seinen Altersjahren. Unsere Aufgabe braucht es nicht zu sein,

den wissenschaftlichen Wert dieser Studien zu untersuchen und herauszustellen, was etwa die jetzige Meteorologie davon gebilligt oder abgelehnt hat, uns soll allein der Einfluß beschäftigen, den diese Forschung auf Denkweise und dichterische Tätigkeit Goethes ausgeübt hat.

Wie durchaus in seiner wissenschaftlichen Betätigung, so ahnt Goethe auch in der Meteorologie hinter dem „Zugänglichen" das „Unzugängliche", und die atmosphärischen Erscheinungen, die „weder dem Auge des Dichters noch des Malers jemals fremd werden können" (Naturwiss. Schriften 12, 6), bieten sich bei ihrer Alltäglichkeit und Allgegenwart willig zu geistiger Aus- und Umdeutung dar: sie werden zu Bildern, zu Gleichnissen, zu Symbolen, in denen das Sichtbare ein Spiegel ethisch-intellektueller Beziehungen ist, die sinnlich zu erfassenden Bewegungen des Luftraums die unsinnlichen Vorgänge der Menschenseele verdeutlichen müssen. Goethe war von der Howardschen Wolkenlehre ausgegangen; hatte er doch selbst schon früh beobachtet, daß verschiedene Wolkenformen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten ('Tag- und Jahreshefte' 1817, Werke 36, 127). Nun entwickelt er das System der Luftregionen. In Übereinstimmung mit anderen Gelehrten nimmt er ihrer drei an, eine untere, die Region des Stratus, eine mittlere, die des Cumulus, eine obere, die des Cirrus. Zu ihnen kommt noch eine vierte, die unterste, in welcher der Nimbus, die in Regen und Gewitter niederstürzende Sturmwolke, herrscht. In der Atmosphäre, die nach unten zu immer dichter, schwerer und wasserhaltiger, nach oben zu immer leichter und trockener wird, spielt sich nun ein dauernder Kampf ab, dessen sichtbare Zeichen die Wolkenarten und ihre Veränderungen sind. „Die mittlere Region ist die des Cumulus; in ihr wird eigentlich der Konflikt bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten soll. Diese Region hat die Eigenschaft, daß sie zwar viel Feuchtes in sich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflösung; es vereinigt sich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erscheint uns geballt, gehäuft und nach oben in bestimmten Formen ausgebogt und begrenzt ... Gewinnt nun die obere Region, ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt, die Oberhand,

so werden diese geballten Massen an ihrem obern Saum aufgelöst, aufgezupft, sie ziehen sich flockenweise in die Höhe und erscheinen als Cirrus und verschwinden zuletzt in dem unendlichen Raume. Überwindet nun aber die untere Region, ... so senkt sich die horizontale Basis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt sich zum Stratus . . . und stürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erscheinung zusammen Nimbus genannt wird" ('Wolkengestalt nach Howard', Naturwiss. Schriften 12, 35).

Auf Berges Ferne ballt sich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig schweifen
Gefiedert weiße luftige Streifen;
Doch unten senkt sich grau und grauer
Aus Wolkenschicht ein Regenschauer.
(Marienbad 1823, Werke 4, 30.)

Wie der Dichter jede dieser atmosphärischen Erscheinungen in Parallele zu einem geistig-sittlichen Vorgang setzt, wie jede ihm ein Symbol seelischer Bewegung wird, ist an einigen Beispielen aus dem 'Faust' darzutun.

Wir erinnern uns an den Anfang des IV. Aktes. Eine Wolke zieht gegen das Hochgebirge heran, lehnt sich an und entläßt Faust, den sie „sanft an klaren Tagen über Land und Meer geführt". Es ist eine Wolke der Cumulusregion: die Cumuluswolken „ziehen langsam einher, dieses kann bei gleich tiefem Barometerstande mehrere Tage anhalten". Gerade eine solche Beförderung braucht der Dichter: Faust soll ein neues Leben beginnen, das alte soll er vergessen, da braucht er Zeit, die dieser Wolkenzug ihm gewährt. Die Wolke „löst sich langsam, nicht zerstiebend" von ihm ab, „nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug". Diese Richtung nimmt sie nicht, um, wie man in den Erklärungen liest, nach Griechenland zurückzukehren, woher sie gekommen war. Es ist nach Goethe „der Hauptpunkt, daß der Sieg der oberen Region, die Herrschaft der Trocknis, durch den Ostwind und den ihm zugeteilten Nordwind, der Sieg der untern Region, der sich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den West- und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde" (Naturwiss. Schriften 12, 38).

Westen mag die Luft regieren,
Sturm und Flut nach Osten führen,
Wenn Merkur sich schläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben
Osther ist es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer steigt.
('Zahme Xenien'.)

Darum heißt es in einem prosaischen Entwurf zu dieser Szene: „Die Wolke steigt halb als Helena nach Südosten, halb als Gretchen nach Nordwesten", wodurch für den meteorologisch denkenden Dichter die verschiedene symbolische Ausdeutung der beiden Wolkenbilder bestimmt war. Mit dem Zug nach dem Osten, der die Folge eines Westwindes sein muß, wird also angedeutet, daß das, was die Wolke darstellt, zu Wasser werde, also irdisch und vergänglich sei. Vorläufig aber schwebt sie noch in der mittleren Region und zeigt die wunderbaren, phantasiereizenden Formen, die dem Cumulus eigen sind:

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elefant,
Kameles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphiert es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht. . .
('Howards Ehrengedächtnis', Werke 3, 98.)

Hier zeigt sich Fausts entzücktem Auge

Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,

das Helenaideal seiner Vergangenheit. Aber im Zuge nach dem Osten siegt die herabziehende untere Region der Erde, das Bild verrückt sich, der Cumulus verwandelt sich, und „formlos breit und aufgetürmt" ruht die Wolke im Osten, „fernen Eisgebirgen gleich und spiegelt blendend flücht'ger Tage großen Sinn". Der Dichter selbst hat hier die Erklärung ausgesprochen. Wie das Wolkenbild zerronnen und nach unten gezogen ist, so ist das Helenaideal für Faust versunken, nur noch eine schöne Erinnerung; für das höhere Leben der Zukunft hat es ihm nichts gebracht. Diese formlose Wand im Osten entspricht einer Wolkenform, für die Goethe eine besondere Bezeichnung eigener Erfindung auf-

gestellt hat, den Terminus der Paries, der „Wand“: ihr Umriß ist „bergrückenartig, so daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu sehen glaubt“. In das erste deutsche Lehrbuch der Meteorologie von Kämtz (erschienen 1831—1836) ist dieser Terminus noch aufgenommen; spätere Meteorologen haben ihn fallen lassen.

Wie dieses erste Bild, so ist auch das folgende ein Wolkengleichnis (V. 10055/66), aber von entgegengesetzter Bedeutung. Ein Teil der Wolke ist zurückgeblieben, schwebt als zarter, lichter Nebelstreif in der charakteristischen Form des Stratus, steigt höher und höher, wird zum Cumulus, dessen wundersame Gestaltungsfülle sich hier in Gretchens Erscheinung offenbart, und wird in die obere Region hinaufgeführt. Während aber sonst, beim Siege der oberen Atmosphäre, der Trocknis, der Cumulus seine geballte Gestalt verliert und sich in die Streifen und Flocken des Cirrus auflöst, die dann in der höchsten Atmosphäre aufgesogen werden, bleibt hier die schöne Form beim Aufstieg erhalten, sie „löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin“. Für den Meteorologen ist das ein seltenes Phänomen, das Goethe einmal in Marienbad (21. Juni 1822) beobachtet und aufgezeichnet hat. „Ein Cumulus der hohen Region ward nicht etwa teilweise zerzupft, sondern löste sich, seine Gestalt behaltend, in Cirrus auf“ (Naturwiss. Schriften 12, 63). Das ist dem Dichter ein Symbol der Beständigkeit des zweiten Bildes, in dem, im Gegensatz zu dem ersten, das Himmlische, Ewige den Sieg davonträgt. Die Cirruswolke, im reinen Äther verschwindend, ist ihm Symbol der Erlösung von der Erdenschwere.

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Äther droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft hervor.

('Elegie', Werke 3, 22.)

Gretchens Wolkenbild, zum Äther aufsteigend, „zieht das Beste seines Innern mit sich fort“. Am Himmelstor wird es als lichte Wolke seiner harren und ihn ins Paradies einführen (vgl. 'Elegie', 1. Strophe); so wird die Einleitung des letzten Faustteils mit dem Schlusse (V. 12069 ff.) verknüpft.

Während für diese Szenen auf den Zusammenhang zwischen

Dichtung und Goethes Wolkenstudien gelegentlich schon hingewiesen worden ist, scheint mir die Benutzung der Meteorologie zur Erklärung eines anderen Faustabschnittes neu zu sein: ich meine die Schlußszenen, Fausts Himmelfahrt. Von dieser rätselvollen und tiefsinnigen Szenenfolge sagt Kuno Fischer in seinem Faustbuche (4,1904,1020 f.): „Man darf nicht für die letzten Szenen des 'Faust' ein bühnenmäßiges Szenarium fordern, in welchem die heiligen Einsiedler und die 'seligen Knaben' und die Engel, die 'Faustens Unsterbliches' tragen, 'die jüngeren Engel' und 'Engel der vollendeteren Art' zusammen agieren, die jenseitigen und diesseitigen Regionen ineinanderspielen können. Ein solches Szenarium gibt es nicht." Ich möchte erwidern: Vielleicht doch! Meiner Auffassung nach läßt sich in diesen letzten Szenen wie in der Einleitung des IV. Aktes eine zugrundeliegende naturwissenschaftliche Vorstellung nachweisen, sozusagen das meteorologische Skelett herauspräparieren. Wieder haben wir ein atmosphärisches Gleichnis, es ist aber nicht episodenhaft wie jene beiden Wolkenbilder, sondern eine das Ganze umfassende Vision von riesenhaften Ausmaßen. Erschwert wird die Aufgabe der Erklärung dadurch, daß der Dichter bei der endgültigen Redaktion manches änderte, zusetzte und wegließ, auch wohl gerade hier viel „hineingeheimnißt" hat. Trotzdem aber scheint mir die ursprüngliche Konzeption noch deutlich genug erkennbar zu sein.

Auch diese Szene führt uns in das Gebirge, das nach Goethes Aussage für die Beobachtung atmosphärischer Erscheinungen besonders günstig ist. Auf der einen Seite steigt von wasserdurchströmten Niederungen ein Berg gewaltig empor, die Szenenangabe: „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde" sind etwa Stufen der immer wasserärmer, d. h. unirdischer, heiliger werdenden Berglandschaft. „Gebirgauf" sind die heiligen Anachoreten verteilt, einer, Pater profundus, in der „tiefen Region", wie die szenarische Anmerkung sagt, ein zweiter, Pater Seraphicus, in der „mittleren Region", ein dritter, Doctor Marianus, dem Gipfel nah in der oberen Region, die hier als „höchste, reinlichste Zelle" bezeichnet wird. Zu Anfang wird ein vierter, Pater ecstaticus, als „auf- und abschwebend" genannt. Wo er sich aufhält, da herrscht das feuchte Element unbeschränkt, er findet in

dieser untersten Region keinen Ruheplatz, und wie der Geist Gottes vor der Schöpfung schwebt er über dem Wasser.

Auf der anderen Seite vor und neben dem Gebirge umfaßt der Blick die Atmosphäre von der Erdentiefe am Gebirge aufwärts und dieses weit, weit überragend bis zu den höchsten Ätherhöhen. In diesem gewaltigen Himmelsraume vollziehen sich Himmelfahrt und Erlösung. Die Erhebung der Seele zu immer größerer Vollendung und Reinheit wird durch die in Wolkenform von der Erde aufsteigenden „seligen Knaben" dargestellt. Wie sie aus der unteren zur mittleren Region hinaufschweben, werden sie von dem Pater Seraphicus bemerkt (V. 11890ff.)

Welch ein Morgenwölkchen schwebet
Durch der Tannen schwankend Haar?
Ahn' ich, was im Innern lebet?
Es ist junge Geisterschar.

In der mittleren Region bereitet sich der Konflikt, ob die obere oder die untere Atmosphäre den Sieg erhalten wird. Man denke an die Unsicherheit der Knaben, die nicht wissen, „wo sie wallen, wer sie sind". Pater Seraphicus, der Hüter der mittleren Region, läßt sie einen Blick in die wasserdurchtobte untere Gegend tun und zeigt ihnen, als sie sich, von Grauen geschüttelt, abwenden, den Weg aufwärts, der in den freisten Äther führt. Bald schon kreist ihr Chor um die höchsten Gipfel. Die obere Region hat gesiegt, das Irdische ist überwunden. Dort „in der höheren Atmosphäre schweben Engel, Faustens Unsterbliches tragend". Im Kampfe mit den Teufeln hatten sie es entführt und in Wolkengestalt nach oben getragen. Das zeigt uns ein Paralipomenon (Werke 15 I, 343):

Engel indessen entschwebend
Liebe, die gnädige,
Hegende, tätige,
Gnade, die liebende,
Schonung verübende,
Schweben uns vor.
Fielen der Bande
Irdischer Flor,
Wolkengewande,
Tragt ihn empor!

In der höheren Atmosphäre schweben in Reihen die Chöre der Engel und führen das Sphärenlied von der Erlösung durch die göttliche Liebe, das die heiligen Männer angestimmt haben, weiter. Und über ihnen, als „leichte Wölkchen“ sich um die Himmelskönigin verschlingend, schweben die Büßerinnen: so scheint's ein Aufwärtsstreben von immer leichter und zarter werdenden Kreisen. Dem Dichter steht da das feinste und zarteste Wolkengebilde vor Augen, das er oft voll Entzücken beobachtet hat, die Cirrusregion bei strahlendem Sonnenschein. „Der Cirrus“, sagt er, „zeichnet sich durch seine größte Höhe aus, dadurch daß er die leichteste, schwächste, durchsichtigste und feinste Wolkenform ist und daß er endlich fast stets aus feinen Fäden von verschiedener Richtung und Lage, wo jedoch die horizontale die vorherrschende ist, oder aus krausen, durchsichtigen Häufchen besteht.“ Wenn er ganz vollkommen ist, so wird er Wetterbaum oder auch Wind- oder Luftbaum genannt, „dessen Zweige aus parallelen und divergierenden feinen Streifen bestehen“ (Naturwiss. Schriften 12, 222).

Die Engelchöre haben die hinaufziehenden Wolken der „seligen Knaben“ bemerkt (V. 11966 ff.):

Nebelnd um Felsenhöh'
Spür' ich soeben
Regend sich in der Näh'
Ein Geisterleben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich seh' bewegte Schar
Seliger Knaben.

Diesen soll Fausts Seele zugesellt werden. Beglückt nehmen die „seligen Knaben“ sie auf (V. 11981 ff.):

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.

Sie, die noch Unentwickelten, hoffen im Aufsteigen mit Faust auch zur Würde der Engel zu gelangen. Sie fahren fort:

Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben!
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Die „Flocken" werden in den Kommentaren gedeutet als die Flocken der Puppe des Seidenwurms.[1]) Aber abgesehen von der naturgeschichtlichen Unrichtigkeit, die wir dem Dichter nicht zutrauen dürfen — der Kokon der Seidenraupe ist von einem über 1000 Meter langen Seidenfaden fest umsponnen, nur außen haften einige faserige Flocken daran —, was brauchen wir den Puppenstand der Knaben auf Faust zu beziehen; er ist doch mehr als sie und soll sie lehren (V. 12083)! Auch hier liegt der Ausdruck im Bereich des Meteorologischen. Als Wolke ist Fausts Unsterbliches emporgetragen worden, der Wolkenform wird es hier am Himmelseingang entkleidet, um neue, ätherische Gestalt anzunehmen. Wenn die Wolke aus der mittleren in die höhere Region aufsteigt, dann „löst sie sich flockig (oder in Flocken) auf", „wird sie zu Flocken gekämmt", „zieht sie sich flockenweise in die Höhe", und wie die von Goethe gebrauchten Ausdrücke alle lauten.

Die Deutung der Himmelfahrtregionen des 'Faust' aus den Luftregionen der Meteorologie scheint mir einfacher und zwangloser zu sein als die Erklärung aus den Einsiedeleien am heiligen Berge Montserrat oder den himmlischen Wohnungen im Erlösungssystem des Mystikers Swedenborg, wenn ich auch überzeugt bin, daß solche Anschauungskreise den Dichter besonders zuletzt, als die meteorologischen Vorstellungen blasser geworden waren, beeinflußt haben mögen. Um nun aber die Luftregionen überhaupt vorstellbar zu machen, projiziert Goethe sie sozusagen auf das nebenstehende Gebirge, und die heiligen Anachoreten als Hüter und Vertreter dieser Regionen oder Stufen in der Entwicklung der Seele begleiten den himmlischen Vorgang mit ihrem Hochgesang von der ewigen Liebe und der Erlösung: der tiefste, noch schwankend zwischen Sündenschmerz und Erlösungssehnsucht, gibt den Grundgedanken an, den die folgenden in immer sich steigernder Erkenntnisklarheit weiterführen, bis die Engelchöre, ins Unendliche hinauf mit ihren Reigen den Himmel erfüllend, die Weise aufnehmen und schließen.

[1]) Eine andere Erklärung gab Schröer in der 'Chronik des Wiener Goethe-Vereins' (1. Jahrg. Nr. 1 S. 8): Flocken (besser: Flokken) das Feiertag- und Leichenkleid der Benediktiner (mittellateinisch floccus oder froccus).

Der Gedanke, die Läuterung der Seele darzustellen im Bilde der stufenweise nach oben sich verklärenden Wolkenformen, ist bei Goethe nicht neu. Am deutlichsten findet er sich ausgedrückt in den 1821 gedichteten Versen 'Howards Ehrengedächtnis' (Werke 3, 100), die, richtig geordnet, beinahe ein Gegenstück zu Fausts Erlösung bilden. Im Cirrusgedicht heißt es da mit deutlichem Hinweis auf die symbolische Bedeutung:

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem Vater oben still in Schoß und Hand.

Wir könnten aus Goethes meteorologischen Schriften die Parallelen zu den Einzelheiten unserer Faustszenen noch vermehren; ich will mich auf eine einzige beschränken.

Am 11. Mai 1820, am Himmelfahrtsfeste, beobachtet Goethe in Karlsbad „anhaltend und aufmerksam" den Himmel und schildert seine Wahrnehmungen in seinem 'Wolkendiarium': „Der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich; denn kleine, leichte, wollige Wölkchen wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in vertikale Streifen verwandelt; doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wollige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dies auf der Grenze der obern und mittlern Region vor." Am 12. Mai: „Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener." Sie wiederholte sich auch noch an den folgenden beiden Tagen, dem 13. und 14. Mai, wo es heißt: „Wie gestern, nur daß die Cumulus ihre eigentümliche geballte Gestalt mehr behielten" (Naturwiss. Schriften 12, 26 ff.). Der viermal wiederholte, seltsame Vorgang besteht also darin, daß die von unten aufsteigenden Cumulus-Wölkchen zwischen den Cirrus-Streifen in die Höhe ziehen, ohne ihre Gestalt zu verlieren. Am gleichen Himmelfahrtstage, an dem Goethe zuerst diese Beobachtung

machte, schrieb er einen Brief an Freund Zelter, in dem er von dem Abschlusse dieses Witterungsvorganges sagt: „Die obere austrocknende Luft hat gesiegt, alle Wolken sind verschwunden, der heutige Himmelfahrtstag ist ein wahres Himmelsfest!“ (Hecker 2, 60). Ist es zu kühn, wenn wir, bei der auffallenden sachlichen Übereinstimmung mit dem Wolkenbilde im 'Faust', die Vermutung aussprechen, dieses „Himmelsfest“ am Himmelfahrtstage habe dem Dichter vorgeschwebt, als er sich einige Jahre später anschickte, Fausts Aufstieg zur Erlösung in allegorischer Weise in Wolkenbildern darzustellen?

Mit diesen meteorologischen Deutungen haben wir uns von unserm ersten Thema um ein gutes Stück entfernt. Es lag mir aber daran, zu zeigen, wie stark Goethe auch in seinem dichterischen Schaffen zu dieser Zeit von seinen meteorologischen Vorstellungen beeinflußt wurde, und diese Erkenntnis wird das Folgende noch einleuchtender machen.

Neu und überraschend tritt in der Faustdichtung von 1825 ab das entscheidende Motiv auf: Faust am Meeresstrande bekämpft und besiegt die Elemente und wird dadurch ein Wohltäter der Menschheit. Die Versuche, Vordeutungen dieser Idee schon früher im Geiste des Dichters nachzuweisen, sind vergeblich gewesen, wir dürfen vermuten, daß wie die Sache so auch ihre Ursache der späteren Zeit angehöre. Was man alles als Anregung zu dem neuen Motiv angeführt hat, Goethes Kenntnis von Wasserbauten der Römer im Altertum, der Venetianer im Mittelalter, der Holländer und Friedrichs des Großen in der Neuzeit und anderes mehr, trifft den Kern der Sache nicht. Einen neuen Erklärungsversuch zu wagen, wenden wir uns vorerst Ereignissen zu, die sich vor 100 Jahren an der Nordseeküste abgespielt haben. Es ist alter Volksglaube der Küstenbewohner, daß alle hundert Jahre einmal das nachbarliche Meer seine Grenzen überschreitet, die Fesseln sprengt, die Menschengeist und Menschenkraft ihm angelegt haben, und in Tod und Verderben seine wilde Naturkraft austobt. Dieser Glaube ruht auf der Geschichte der Sturmfluten und Deichbrüche, wie sie sich durch Jahrhunderte hin dem Gedächtnis der Nachwelt einprägten und

noch in der Vorstellung die Meeresanwohner ängstigten, bis ein neues, furchtbareres Unglück die Erinnerung der früheren verblassen ließ. Die Chroniken der Marschländer verzeichnen in ihrer naiven Form diese Schicksalsjahre und -tage seit dem 12. Jahrhundert; man muß sie lesen, um von dem an den Küsten geführten Riesenkampf des Menschen mit den Elementen eine Vorstellung zu gewinnen.

Eine der schlimmsten Katastrophen — bis heute glücklicherweise die letzte — brach über die Nordseeländer im Februar 1825 herein. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1824 waren von überall her elementare Unglücksfälle gemeldet worden, große Überschwemmungen des Rheines, eine Sturmflut in Petersburg, mit Deichbrüchen verbundene Stürme im Nordseegebiet. Aber das alles war nur ein Vorspiel.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Februar entstand bei heftigem Nordweststurme eine ungeheure Vollmondspringflut. Das Wasser stieg mit nie beobachteter Schnelligkeit, es folgte ein plötzliches Sinken, dann ein um so schnelleres Emporwogen, mehrere Stunden vor der gewöhnlichen Flutzeit. Die Flutwelle, von starken Gewittererscheinungen begleitet, erhob sich zu riesiger Höhe, noch bei Hamburg betrug sie fast 7 Meter über dem Normalen; sie überströmte die Länder an der Nordsee bis tief in die Flüsse hinein mit solcher Gewalt, daß alles Menschenwerk an Deichen, Schleusen und Dämmen unfähig war, sie aufzuhalten. Überall, vom heutigen Belgien bis nach Jütland hinauf, wurden die Marschen auf 151 Quadratmeilen Fläche von salzigem Wasser überströmt; das Trinkwasser wurde verdorben, die Wohnstätten weggespült oder unbewohnbar gemacht. In wenigen Stunden ertranken 800 Menschen, die meist im Schlafe von der Flut überrascht waren; ungezähltes Vieh fand den Tod in den Wellen.

Das ist die Sturmflut, von der Johann Christoph Biernatzki, der sie als Halligpriester auf Nordstrandisch-Moor miterlebte, in seiner Novelle 'Die Hallig' eine so ergreifende Schilderung gibt. Der Marschendichter Hermann Allmers, geboren 1821, rechnet sie zu seinen ersten bewußten Jugenderlebnissen; die Erinnerung daran verließ ihn nie und hat zum guten Teil seine dichterische

Tätigkeit bestimmt. Bekannt ist sein Gedicht 'Die Wassersnot', das die Ereignisse der Schreckensnacht darstellt. Auch auf Theodor Storm, geboren 1817, haben gleiche Eindrücke aus der Knabenzeit bis in das Alter nachgewirkt und vor allem im 'Schimmelreiter' ihren Niederschlag gefunden. Alle die vielen späteren Schriftsteller des Seeromans und der niederdeutschen Küste sind da, wo sie den Kampf mit den Elementen schildern, mehr oder weniger abhängig von den Berichten über die Februarflut des Jahres 1825. In solchem Maße hatte das Ereignis die Kraft, die dichterische Phantasie zu beeinflussen.

Wir können uns vorstellen, wie Goethe bei seiner meteorologischen Einstellung von diesem elementaren Unglück, das so plötzlich und rätselvoll war, ergriffen werden mußte. Schon die Stürme und Fluten im November und Dezember des Vorjahres hatten ihn auf das lebhafteste bewegt[1]) und zu Untersuchungen über Ursache und Wirkung veranlaßt. Als ihn Eckermann am 9. Dezember 1824 im Gespräch über die Petersburger Flutwelle fragte, ob man wohl wisse, wie dergleichen zusammenhänge, antwortete er: „Das weiß niemand, man hat kaum bei sich von solchen geheimen Dingen eine Ahndung, viel weniger könnte man es aussprechen." Solche Gedanken mußten bei dem starken Eindruck vom Februar 1825 von neuem angeregt werden. Goethe arbeitete damals an einer zusammenfassenden Darstellung der Meteorologie, die unter dem Titel 'Versuch

[1]) Goethe an Nees von Esenbeck am 12. Nov. 1824 und dessen Antwort am 4. Dez. 1824: „Dergleichen [meteorologische] Beobachtungen sollten recht allgemein angestellt und zur Vergleichung gebracht werden, wenn nämlich die Sündflut, welche die aufgehenden Brunnen der Tiefe schon drohten, uns dazu Zeit läßt" ('G.s Naturwissenschaftliche Korrespondenz', herausg. von Bratranek 2, 103 ff.). Vgl. dazu Kämtz, 'Lehrbuch der Meteorologie' (1831—1836) 2, 383: „Das Jahr 1824 und der darauffolgende Winter 1825 werden noch lange in schrecklichem Andenken für viele Bewohner von Europa bleiben. Die schreckliche Überschwemmung des Rheines, dann die Sturmfluten in Petersburg, späterhin in Schleswig-Holstein waren Folgen der vorhergehenden, lange Zeit anhaltenden Stürme aus SW. Dabei war das Barometer sehr unruhig, die Regen so häufig, daß besonders im südlichen Deutschland allenthalben, selbst auf Straßen und Märkten, Quellen hervorbrachen."

einer Witterungslehre. 1825' erstmalig 1833 unter den 'Nachgelassenen Schriften' veröffentlicht worden ist ('Naturwiss. Schriften' 12, 74 ff.). Goethe bezeichnet diese Arbeit kurz als den „meteorologischen Aufsatz" oder, weil sie aus einer Reihe nur lose zusammengefügter Einzelabschnitte besteht, als die „meteorologischen Aufsätze". Es ist nun auffallend, wie die Beschäftigung mit diesem Thema, die eine Zeitlang geruht hatte, am 8. und 9. Februar wieder auflebt. Von Tag zu Tag wird notiert, wie der meteorologische Aufsatz „durchgesehen", „durchgelesen", „teilweise revidiert", „korrigiert", „diktiert", „ins Reinere diktiert" und „umdiktiert" wird; es waren dem Verfasser eben Nachrichten zugekommen, die ihn zu einer Umarbeitung und zu allerlei Zusätzen veranlassen mußten. Am 17. Februar ist diese Tätigkeit beendet: einige Tage später, am 25., folgt der schon genannte Vermerk: „Für mich Betrachtungen über das Jahr 1775, besonders 'Faust'." Was man bisher nicht beobachtet hat, ist die an demselben Tage eingetragene Bemerkung: „Die Überschwemmungsunfälle und meteorologische Betrachtungen bei dieser Gelegenheit." Sie ist in engste Beziehung zu jener Faustnotiz zu setzen, zu der sie gleichsam den Vordersatz bildet.

Unter die Zusätze zur 'Witterungslehre' des Jahres 1825 gehört der vom 'Bändigen und Entlassen der Elemente', der mit den Worten beginnt: „Indem wir nun Vorstehendes unablässig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht sind, werden wir durch manches eintretende Ereignis immer weiter geführt; man lasse uns daher in Betracht des Gesagten und Ausgeführten noch Folgendes vortragen." Was dann folgt, behandelt die Wildheit der Elemente und den Kampf, den der Mensch mit ihnen zu führen hat, in einer auffallenden, symbolisierenden Betrachtungsweise, die über das eigentlich Naturwissenschaftliche weit hinausgeht.

„Es ist offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eigenen, wilden, wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. . . . Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu

kämpfen haben und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Mut und List im einzelnen Fall bewältigen.

„Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen; die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Solidescenz zwingen . . . Ebenso unruhig möchte das Wasser die Erde, die es ungern verließ, wieder in seinen Abgrund reißen . . . Diese Betrachtungen schlagen uns nieder, indem wir solche so oft bei großem, unersetzlichem Unheil anzustellen haben. Herz und Geist erhebend ist dagegen, wenn man zu schauen kommt, was der Mensch seinerseits getan hat, sich zu waffnen, zu wehren, ja seinen Feind als Sklaven zu benutzen.

„Das Höchste jedoch, was in solchen Fällen dem Gedanken gelingt, ist: gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponieren. Wieviel ist nicht davon zu unserer Kenntnis gekommen!" (Naturwiss. Schriften 12, 102 f.)

Im Anschluß daran versucht Goethe dann eine Erklärung der Überschwemmungskatastrophen, die er im Dezember des Vorjahres nur erst geahnt und noch als unaussprechlich bezeichnet hatte. Er schließt mit den Worten: „Leider werden wir auch von dieser letzten Periode zunächst betroffen und haben besonders als Meeranwohner und Schiffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen gibt davon die traurigste Kunde; West und Südwest erregen, begleiten die traurigsten Meeres- und Küstenereignisse."

In den angezogenen Abschnitten, deren Zusammenhang mit den Februarereignissen an der Nordsee nicht erst gezeigt zu werden braucht, stellt Goethe dem Menschen eine gewaltige Aufgabe: er soll mit höchster Geisteskraft, mit Mut und List das tückische Element, diesen „kolossalen Gegner", bändigen und zum Sklaven machen; die in ewigem Widerstreit liegenden Elemente sollen versöhnt werden. Ist das nicht, klar und deutlich ausgesprochen, die neue Lebensaufgabe, die sich Faust zu Anfang des vierten Aktes wünscht und die er dann im fünften so glänzend ausführt? Vergleichen wir die Dichtung mit dem meteorologischen Aufsatz! Fast mit den Worten dieses Aufsatzes

wird Fausts Leistung als „des Menschengeistes Meisterstück" (V. 11248) bezeichnet. Die an sich so schwer verständlichen Stellen von der Versöhnung der Elemente werden durch die Abhandlung überhaupt erst klar, z. B.

V. 11221 Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer ist dem Meer versöhnt.

V. 11541 Es ist die Menge, die mir frönet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet.

V. 11231 Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.

Wie in der Abhandlung werden in der Dichtung die Elemente, die ewigen Gegner des Menschen, als persönliche Wesen dargestellt: einmal ist es Neptun als Herrscher des Meeres, mit dem Faust ringen muß:

V. 11544 Du bist doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereitest schon Neptunen,
Dem Wasserteufel, großen Schmaus;

ein andermal trägt die anstürmende Flutwelle fast die Züge eines grauenhaften Urweltungeheuers (Paralipomenon 188, Werke 15 II, 240):

Von ferne schwillt der Kamm. Es klafft
Mit tausend Rachen, schon hinweggerafft
Vom mächtigen Drängen, sachten Schieben,
Dann, wie wann Sturm unsinnig angetrieben,
Rollt's, bäumt sich, wogt . . .
Mit diesem Ungeheuer möcht' ich kämpfen,
Mit Menschengeist die Elemente dämpfen.

Da ist die Aufgabe am klarsten ausgesprochen; aber die Stelle gehört auch zu dem ältesten Entwurf des vierten Aktes. Als Goethe 1831 im Frühsommer diese Teile in die endgültige Form brachte, waren, wie schon einmal gesagt, die Eindrücke von 1825 verblaßt, der Dichter milderte den Ausdruck, so daß er unpersönlicher wurde. So lautet jetzt die Schilderung der Flutwelle viel kühler und leidenschaftsloser:

V. 10198 Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen,
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu türmen;
Dann ließ es nach und schüttete die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.

Und statt des leidenschaftlichen Wunsches, mit dem Ungeheuer zu kämpfen, sagt Faust ziemlich farblos:

V. 10220 Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen.

Zu den Zutaten der Spätzeit möchte auch die stärkere Betonung des sozialen Gedankens gehören, der deutlichere Hinweis auf den aus der Landgewinnung für die Menschen erwachsenden Nutzen. Nach dem ursprünglichen Entwurfe scheint das Ziel in erster Linie die Bekämpfung der dämonischen Urkraft des Meeres durch den menschlichen Geist gewesen zu sein; die Menschheit von der Gewalt der Elemente zu erretten, sie zu befähigen, das herrische Meer vom Ufer auszuschließen und Herr an seiner Statt zu sein, das war eine Aufgabe, die einem Faust angemessen war.

Im Jahre 1831 war das Ziel ein ganz anderes geworden: „Beneidenswert sind ihm die Anwohner des Meeresufers, das sie der Flut abgewinnen wollen. Zu diesen will er sich gesellen. Erst bilden und schaffen [das neue Land, dann] Vorzüge der menschlichen Gesellschaft in ihren Anfängen" (Paralip. 178). Bei dem Abstieg vom Dämonischen zum menschlich Sozialen konnte von dem ersten Entwurfe nur wenig gebraucht werden; von dem Ausgeschiedenen aber haben sich manche Bruchstücke erhalten, so daß man sich von der ersten Form unschwer eine Vorstellung machen kann.

Faust hat den Gegner erkannt und möchte mit ihm kämpfen (Paralip. 188, oben S. 124), dessen Macht sich der Erde gegenüber in dem ewigen, unbegreiflichen Wechsel von Ebbe und Flut äußert (V. 10198—226, dazu Paralip. 189). Er wird gewahr, „was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponieren" (oben S. 123). Es ist die am Meeresstrande sich aufdrängende Wahrnehmung, daß „im Wasserlande einige Zentimeter Höhenunterschied mehr bedeuten als viele Meter im Berglande" [1]), was der Dichter mit den Worten ausspricht:

---

[1]) Linde, 'Niederelbe' S. 56.

Ein Hügelchen, ein Erdstreif hält es auf,
Ich glaub', man hemmte seinen Lauf
Mit einer Reihe Maulwurfshaufen.

(Paralip. 189, in anderer Form V. 10222—26.)

Auf seine Klage hin bietet sich dem hundertjährigen Faust Mephistopheles in der Gestalt des dienstbaren Geistes Haltefest als Helfer, indem er ihm die Mittel der Wasserbautechnik an die Hand gibt (Paralip. 197). So muß Neptun, der Wasserteufel, trotz seiner Entrüstung („Wie braust Neptun! Tyrannen lacht man aus!") sich besiegt geben, mag auch Mephistopheles für sich die Partei der Elementargeister nehmen (V. 11544—50). Wie das Wrack eines Schiffes mit entblößten Rippen treibt der Leichnam des Ungeheuers fern in den Wellen (Paralip. 190). Der Preis des Sieges ist der freigewordene Meeresboden. Jetzt können auf der wüsten Strecke widerlichem Gebiet (V. 10215) die vom Strome hingetragenen Pflanzenkeime Wurzel schlagen (vgl. S. 131) und das neue Land begrünen („manches Wachstum, mancher Rasen", Paralip. 190). So werden die Elemente miteinander versöhnt (die Stellen oben S. 124).

So hatte Goethe, wie man annehmen darf, in den Wochen nach der Nordseekatastrophe die Möglichkeit eines Schlusses der Fausttragödie gefunden, und was er damals als Krönung des Werkes in dichterischer Phantasie geschaut hatte, das trieb ihn nun ein unwiderstehlicher Drang poetisch darzustellen. Vom 25. Februar ab arbeitet er unermüdlich an der Ausführung dieser Gedanken. Aus dem Tagebuche können wir die Entwicklung genau verfolgen. Zunächst wendete er sich dem Schluß „der Faustischen Abteilung" zu: es werden dazu die Teile zu rechnen sein, in denen die Wolkenlehre so stark hervortritt; dann nahm er Einzelheiten des Helenaaktes vor (14. März). Als er am 25. März zu einem gewissen Abschlusse gekommen war, wurde eine Abschrift an Riemer gesandt mit einem Begleitschreiben, in dem es heißt: „[Ich] sende . . . einen Teil der gestrandeten Ladung, den ich den Strudeln des Lethe kecklich abgewonnen habe." Das geht auf die Helenaszenen. Mit dem folgenden aber: „Ich hoffe, mit dem übrigen soll es auch gelingen, wenn sich die Elemente nur nicht gar zu wild entgegensetzen",

weist der Dichter hin auf die neue Aufgabe Fausts, wie sie die Dichtung in Übereinstimmung mit dem meteorologischen Aufsatze nunmehr vorführt.

Hiermit scheinen mir die Beziehungen des letzten Faustdrittels zur Nordsee noch nicht erschöpft zu sein. Wer, gerüstet mit genauer Kenntnis der Länder der Nordseeküste, an die Abschnitte herangeht, die von Fausts Aufgabe und Leistung im Wasserlande handeln, wird mit Staunen gewahr werden, wie genau der Dichter über die Seemarschen unterrichtet ist. Manches erwähnt er gelegentlich, anderes muß als ihm bekannt vorausgesetzt werden. Er weiß, wie das Land entstanden ist, wie es wohnbar gemacht und in gemeinsamer Arbeit der Bewohner gegen die Gefahren des Meeres geschützt wird. Die Fruchtbarkeit dieser gesegneten Landstriche, die Tüchtigkeit der im Kampfe mit den Elementen gestählten Bewohner, ihr eigenartiger Freiheitssinn, ihre Beschäftigung mit Landbau und Viehzucht, mit Seeraub und Handel: alles das und anderes mehr ist dem Dichter so vertraut, als wenn er es selbst erlebt hätte.

Damit hängt das Landschaftsbild zusammen. Man hat schon früher bemerkt, wie die Landschaft in Fausts Seereich in ihrem Wirklichkeitsgehalte wesentlich verschieden sei von den phantastischen Schauplätzen der ersten Akte des zweiten Teiles. Es ist so: an Klarheit und Übersichtlichkeit läßt diese Landschaft nichts zu wünschen übrig. Ein Höhenzug mit Dünenbildung streicht am Meere entlang. Bis zu seinem Fuße spülten einst die Fluten heran, jetzt sind sie durch die Deiche Fausts weit zurückgedrängt, nur in der Ferne erblickt man noch des Meeres blauen Saum und die Schiffe, die den neuangelegten Hafen aufsuchen. Zwischen Meer und Dünenzug dehnt sich, wohl entwässert und sorgfältig bebaut, das weite fruchtbare neue Land. Nur dicht am Höhenzuge haben die Wasser noch einen Sumpf zurückgelassen, der der Kultur widerstrebt und die Gegend schädigt. Nicht weit vom Fuße der Dünen, dort, wo zu Beginn der Arbeit die erste Bretterbude erbaut, der erste Spatenstich getan worden war, dort hat Faust inmitten eines weiten Ziergartens sein stolzes Schloß errichtet mit Turmwarte und Altan. Mit dem Hafen am Strande ist der Palast durch einen „großen gradgeführten Kanal" ver-

bunden, auf dem in Kähnen die friedlich erhandelten oder gewaltsam erbeuteten Schätze aus dem Hafen herangeführt werden können. Vom Palaste aus nach vorn, nach Osten, dem Hafen zu, vermag des Herrschers Blick im Bilde des Schiffsgewimmels die ganze Welt zu umfassen, nach hinten, nach Westen, gegen den Abendhimmel, sieht er auf den Dünen jene kleine Kapelle und das lindenumstandene Häuschen, das ihm zu seinem reichen Besitze noch fehlt. Die Szenerie ist klar und in einfachen Linien aufgebaut: der Höhenzug, der langgestreckte Sumpf an seinem Fuße, die blühende Marsch, aus der, unter Bäumen halb versteckt, der Zinnenturm des Palastes hervorragt, der zum Hafen führende Kanal, der Deich, der Strand mit seinen Buhnen und das Meer. Mit diesem Landschaftsbilde vergleichen wir die Schilderung, die der beste Kenner und Darsteller der nordwestdeutschen Küstenlandschaft, Richard Linde, in seinem Buche 'Niederelbe'[1]) von dem Charakter der linkselbischen Marschgegenden gibt: „Diesem parallelen Terrassenaufbau [des Uferlandes] entspricht die streifige Verschiedenheit des Bodens und zugleich des Landschaftsbildes. Der erste Streifen ist der Geestabhang von Duhnen bis Winsen aufwärts. An ihn schließen sich Dünen, die freilich linkselbisch nur in schwachentwickelten Spuren auftreten. Der zweite Streifen ist der mächtige Moorstreifen, der sich kaum unterbrochen längs der Geest hinzieht. Ganz allmählich geht der Moorboden in grauweißen Marschboden über. Das ist das Gebiet der Fettweiden, der Weizen-, der Bohnen- und Rapsfelder. Diesen dritten Streifen begrenzt der Deich als fester Saum. Als letzter Streifen folgt das Außendeichsland, nur selten ganz fehlend." Wir sehen: die Ähnlichkeit ist schlagend. Goethe hatte das niederelbische oder wenigstens ein diesem ganz ähnliches Marschland vor Augen, als er seinen Faust kolonisieren ließ. Ja, man könnte noch weitergehen. Der Hafen und seine Seeschiffe, die Bemühungen der guten Alten auf der Höhe, verirrten Schiffern des Tages durch Glockentöne, des Nachts durch Feuerzeichen den Weg zu weisen, führen uns aus der Flußmarsch in die Seemarsch, an das äußerste Ende der Halbinsel zwischen Elb-

[1]) S. 8ff.





Aus dem Zeichenbuch der Gräfin Julie v. Egloffstein
Blick auf Jena von der „Tanne“ aus.
Gezeichnet von Goethe und der Gräfin Julie

und Wesermündung, in das Hamburgische Amt Ritzebüttel. Da ragt mitten in der Marsch der 650 Jahre alte trotzige Zinnenturm des Hauses Ritzebüttel aus hohen Bäumen auf, ein Wahrzeichen des Landes, da zieht sich vom Hafen zum Turme hin in gerader Linie ein Kanal, der Hafenpriel, der in der Altenwalder Wettern zu den Mooren weitergeht; in der Ferne die Altenwalder Höhen mit vorgelagerten Dünen, an deren Fuße einstmals das Meer brandete.

Aber auch abgesehen von etwaiger Beziehung des 'Faust' auf die Küstenlandschaft der Elbmündung ist zu betonen, daß Goethe eine anschauliche Kenntnis des niederdeutschen Landes im allgemeinen besessen hat. Wir fragen, woher ihm diese Kenntnis gekommen ist. Schon im Vorspiel 'Was wir bringen' von 1814 zur Eröffnung des Theaters in Halle schildert er Friesland (Werke 13 I, 99):

Das meerentrungne Land voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen,

und trägt diese Verse 1819 in das Stammbuch zweier Bewohner Jevers ein, die ihn besuchen (Werke 13 II, 171); aber die eigentlich lebendige Anschauung hat ihm doch wohl Eckermann überliefert.[1])

Eckermann hatte in Winsen an der Luhe, im Wasserlande, seine Knabenzeit verbracht, mit seinem Vater, dem streifenden Hausierer, auf weiten Wanderungen Land und Leute kennen gelernt. Er konnte seinem Meister wohl Auskunft geben über das, was dieser von dem Schauplatz der Flutkatastrophe wissen wollte. Aber die Vermittlung war noch unmittelbarer. Im Sommer 1826 machte Eckermann eine Reise in seine nordhannoversche Heimat, ob nur auf eigenen Wunsch oder von Goethe angeregt, wissen wir nicht. Goethes Tagebuch meldet am 5. Juni 1826: „Dr. Eckermann, Abschied nehmend für Hannover"; am 28. Juni:

[1]) In spätere Zeit, in das Jahr 1829, gehören die Nachrichten, die Goethe von Nikolaus Meyer über den Hafen von Bremen und die Anlagen an der Wesermündung einzieht: „ich habe dabei kein anderes Interesse als das allgemein deutsch-kontinentale" (an N. Meyer 10.—12. Februar 1829). Vgl. Hans Kasten, 'Goethes Freund Dr. Nicolaus Meyer', Bremen 1926, S. 389 ff.

„Brief von Eckermann aus Stade"; am 29. Juni: „Gestern war ein umständliches Reisediarium von Eckermann angekommen"; am 14. Juli: „Abends kam Dr. Eckermann. Erzählte von Hamburg, Stade und den dortigen Anschwemmungen, Eindeichungen, Ansiedelungen"[1]; am 24. Juli: „Dr. Eckermann, mancherlei Beobachtungen mitteilend, die er auf seiner Hamburger Reise gemacht". Wer sich in Goethes Tagebücher eingelesen hat und die Art kennt, wie er ihm wichtige Dinge hervorhebt, der weiß, daß hinter diesen kurzen Bemerkungen viel steckt. Eckermanns „umständliches Reisediarium" scheint unvollendet geblieben zu sein; erhalten haben sich nur der Anfang, die Reise von Weimar bis in die Lüneburger Heide in der Zeit vom 5.—11. Juni darstellend[2], und kurze tagebuchartige Aufzeichnungen vom 11. Juni bis 10. Juli[3]; am 10. Juli trifft Eckermann auf der Rückreise in Göttingen ein. In der Zeit vom 18.—22. Juni war er in Hamburg gewesen, hatte einen Ausflug in die Umgebung Stades gemacht, des Hauptortes des niederelbischen Überschwemmungsgebietes. Worauf er seine Aufmerksamkeit gerichtet, erhellt aus diesen Aufzeichnungen. Noch auf der Rückreise sucht er bei Landeskundigen Auskünfte über das Küstengebiet; so vermerkt er in Hannover: „Gespräch [mit Oberstlt. Seweloh] über Stade und Elbe", und am nächsten Tage (10. Juli) auf der Fahrt nach Göttingen: „Herrliches Gespräch im Postwagen mit einem trefflichen Mann aus Friedrichstadt über die Küstengegend", wozu er die Notiz fügt: „Eyderstädt 3 Inseln gewesen. 16 Fuß Klei, Weizen, Winterssaat." Nach Weimar zurückgekehrt, hat er die schriftlichen Berichte durch mündliche Erzählung ergänzt, und die Disposition, die Goethe dieser Erzählung in seinem Tagebuche gibt, die Einteilung in „Anschwemmungen, Eindeichungen, Ansiedelungen", läßt deutlich auf die Punkte schließen, die er erfahren wollte. Denn diese drei Sam-

[1]) Über die Besserung „Eindeichungen" (statt „Einrichtungen") siehe Petersen, 'Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche'², Frankfurt 1925, S. 84 Anm. 36.

[2]) 'Eckermann an Goethe. Zwei ungedruckte Briefe, mitgeteilt von H. Gerstenberg' ('Die Grenzboten' 1906, S. 25—32; 129—142).

[3]) Houben, 'J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe', 1925, S. 265 ff.

melbegriffe umfassen genau alles das, was wir oben als Goethes Kenntnis von dem Wasserlande glaubten voraussetzen zu müssen. Goethes Wißbegier scheint durch die Mitteilungen nicht ganz befriedigt worden zu sein; „meine Briefe hatte er", wie Eckermann nach der Rückkehr an seine Braut schreibt, „mit großem Interesse gelesen, und er machte mir zärtliche Vorwürfe, daß ich mein Tagebuch nicht fortgesetzt".[1]) Im September 1826 schreibt Goethe dem Grafen Sternberg, was „ein von dem Ausfluß der Elbe herkommender Freund" ihm über den vom Elbwasser abgesetzten Niederschlag fruchtbarer Erde berichtet habe.[2])

Ob Eckermann seine Darstellung durch Karten und Druckschriften erläutert hat, muß dahingestellt bleiben. Ich habe an anderer Stelle[3]) die Vermutung ausgesprochen, Goethe habe das beste Buch, welches es damals über Land und Leute an der Elbmündung gab, gekannt, das Werk des Hamburgischen Senators, Bürgermeisters und langjährigen Ritzebütteler Amtmanns Amandus Augustus Abendroth über 'Ritzebüttel und das Seebad zu Cuxhaven', das im Jahre 1818 bei Perthes und Besser in Hamburg herausgegeben war. Aus diesem Buche konnte er allerdings viel Anregung schöpfen, die Bilder, Specktersche Steindrucke, und die Karten des Buches können vieles aufklären, was uns bisher rätselhaft geblieben ist. Auch manche Einzelheit in der Dichtung könnte dadurch ein neues Licht gewinnen; aber ich wage nicht, die Annahme als ganz sicher hinzustellen, da mir bisher nur ein Indizienbeweis gelungen ist, auf dessen Einzelheiten einzugehen, hier zu weit führt. In Goethes Bibliothek ist das Buch freilich nicht gewesen.

Ob Eckermann auf seiner Erkundungsfahrt in das niederelbische Überschwemmungsgebiet von den Landesbewohnern unter anderem auch gehört hat, daß im Marschgebiete in der Nähe von Ritzebüttel, wo wir den Schauplatz von Fausts Seereich gefunden zu haben glauben, 150 Jahre früher ein dem

[1]) Gerstenberg S. 27.

[2]) Briefe 41, 172; Houben S. 239f.

[3]) 'Literarische und andere Nachwirkungen der letzten großen Sturmflut vom 3. und 4. Februar 1825' in 'Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung' XXII, 35ff.

Teufel verschriebener Faust als Herr gewaltet hat, läßt sich nicht nachweisen. Die Möglichkeit ist zuzugeben; denn die Tatsache steht fest und war vor 100 Jahren wie heute im Volke bekannt.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war im Lande Wursten, der Seemarsch zwischen Elb- und Wesermündung, die alteingesessene Familie Fouwes zu Ansehen und großem Landbesitz gekommen, und die beiden Brüder Johann Eide Fouwes und Eide Fouwes hatten den Ehrgeiz, aus der Zahl der durch altüberlieferte Verfassung gleichberechtigten Bauern sich zu erheben und Edelleute zu werden. Sie erbaten vom Kaiser Leopold I. unter dem Vorgeben, von einem gewissen Faust von Aschaffenburg, der um seiner Vorfahren Verdienste willen im Jahre 1557 geadelt sei, in gerader Linie abzustammen, die kaiserliche Bestätigung ihres adeligen Standes und Wappens — „ein blau oder lasurfarben Schild, darinnen aufrecht eine zugethane Faust ihrer natürlichen Farb und Gestalt". Der Kaiser willfahrte dem Begehren der begüterten und einflußreichen Männer und bestätigte unter dem 2. September 1671 ihren Adel, indem er ihnen und ihren ehelichen Nachkommen beiderlei Geschlechts nach ihren Besitzungen im Wurster Neufelde den Namen „Faust von und zu Neufeld" verlieh.

Gestützt auf diese Verleihung erreichte Johann Eide dann vom Landesherrn, dem Könige Karl XI. von Schweden, die Belehnung mit der Gerichtsbarkeit erster Instanz über alle seine Güter im Lande Wursten und dem ganzen Bereich der Herzogtümer Bremen und Verden (11. Juni 1673). Die so erworbenen Herrenrechte sind trotz dem erbitterten Widerstande der freiheitliebenden Wurster Bauern bis zum allerdings bald erfolgten Aussterben des Geschlechts der Faust von und zu Neufeld in Kraft geblieben.

Die Namengleichheit und der Haß gegen den Emporkömmling mögen veranlaßt haben, daß sich an Johann Eide Faust bald die alten Faustgeschichten anhängten. Er soll mit dem Teufel im Bunde gestanden, dadurch alle möglichen irdischen Vorteile und Genüsse gewonnen, endlich aber seine Seele verloren haben: ein niederdeutsches Gegenstück, wenn auch in örtlicher Beschränkung, zu dem oberdeutschen Zauberer Faust. „Am alten

Fausthause im Kirchspiel Kappel hat bis heutigen Tages die Öffnung nicht geschlossen werden können, durch die der Teufel die Seele des unseligen Mannes geholt hat." Soweit Geschichte und Volkssage.[1])

Der Kern von beiden: Faust, ein verrufener Mann, wird vom Kaiser zum Ritter gemacht und Herr des Seestrandes, lockt zu Vergleichen mit der Faustdichtung, in welcher Ritterschlag (Paralip. 193) und Belehnung mit des Reiches Strande (V. 10305f. als Ziel genommen, V. 11035 und 11115f. als vollzogen vorausgesetzt, in den Skizzen mehrfach erwähnt) eine wichtige Rolle spielen.

Auf jeden Fall ein seltsames Zusammentreffen, sachlich und örtlich; um so auffallender, als von Fausts Erhebung in den Ritterstand in den Quellen der Sage nie die Rede ist.

Faust stirbt mit dem Blick auf das deutsche Meer und das diesem abgewonnene Land, auf den Lippen den herrlichen Hymnus auf die Freiheit, wie sie deutschem Wesen entspricht. Der deutsche Faust: wohl treibt die Sehnsucht nach idealer Lebensverklärung den Mann in das sonnige Land des griechischen Südens; aber wo er sie begonnen hat, da endet der Greis auch seine Lebenstage: unter dem nordischen Himmel Deutschlands. So rundet sich auch hier ein Ring.

---

[1]) Vgl. 'Geschichte des Landes Wursten' von G. v. d. Osten II, 130ff.; Zeitschrift 'Niedersachsen', 16. Jahrg. (1910/11), 28.

Aus dem Nachlaß einer Künstlerin des Goethekreises

Von Hermann Freiherrn v. Egloffstein (Würzburg)

Im Herbste 1788 reiste Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar nach Italien und weilte dort bis zum Sommer 1790. Ihren Spuren folgte nicht lange darauf, mit Empfehlungsbriefen von ihr versehen, ein junges adeliges Paar, Graf Leopold Egloffstein und seine Gattin Henriette, geborene v. Egloffstein, nach dem Süden. Während sich Graf Leopold kaum über den Durchschnitt des gewöhnlichen Vergnügungsreisenden erhob, nahm die erst achtzehnjährige Gräfin mit der ganzen Begeisterung eines empfänglichen jungen Gemütes die Fülle des Erhabenen und Schönen in sich auf, die ihr Natur und Kunst im Lande, wo die Zitronen blühen, wetteifernd darboten.

Bald nach der Rückkehr in die fränkische Heimat, am 12. September 1792, genas die Gräfin in Erlangen eines Mägdleins, das schon frühzeitig als ein höchst bemerkenswertes und interessantes Kind allgemein auffiel. Die kleine Julie war nicht allein blendend schön, sondern verriet auch eine entschieden künstlerische Ader, die ihre Mutter den Eindrücken Italiens zuschrieb, das sie durchreist hatte, während sie diese Tochter unter dem Herzen trug.

Juliens spätere Entwicklung wurde wesentlich bestimmt durch einen längeren Aufenthalt in Weimar, wohin sie im dritten Lebensjahre von den Eltern mitgenommen worden war. Aus der Fackel des damals dort schaffenden, in unseren Geistesheroen verkörperten Genius des Schönen fiel in die fühlende Seele des Kindes ein Funke, der nicht verglimmen sollte, wenn es gleich durch die Ungunst äußerer Umstände der Musenstadt allzu bald wieder entrückt wurde, um, fern von den geistigen Anregungen Weimars, in der Stille eines hannöverschen Forsthauses heran-

zureisen. Hier bildeten sich die reichen und vielseitigen Anlagen, die das Schicksal Julien in die Wiege gelegt hatte. „In der Natur", so erzählt ihre treue ältere Schwester Caroline, „ward sie zur Landschaftszeichnerin, . . . übte sich in Poesie, Musik und Sprachen, ohne die nötigen Lehrer, nur unter Angabe der liebenden Mutter . . ."

Juliens seltene Fähigkeiten im Verein mit ihrer Schönheit und dem Liebreiz, der sie umgab, gewannen ihr, als sie später in die Welt hinaustrat, alle Herzen. Auch in Weimar, wo sie im Herbste 1816 nach langer Abwesenheit wieder eintraf, um dort bei ihrer verwitweten Tante Caroline v. Egloffstein, der sogenannten Oberkammerherrin, dauernd zu wohnen, feierte sie wahre Triumphe, die ebenso ihrer Person galten wie ihrer Begabung als Darstellerin bei den damals so beliebten Komödien, lebenden Bildern, Charaden und ähnlichen Veranstaltungen, ganz besonders aber ihrem glücklichen Talente für Zeichnen und Malerei.

Dem Beifalle, der ihr vom Hofkreise freigebig gespendet wurde, zeigte sich die junge Schöne nicht unzugänglich; viel größeren Wert legte sie jedoch, bei dem hohen und ernsten Streben, von dem sie beseelt war, der warmen Anerkennung eines Goethe bei und erkannte dankbar die verständnisvolle Fürsorge an, mit der er ihr die eingeschlagene Künstlerlaufbahn, wo er nur konnte, zu ebnen suchte. Eingehend geschildert habe ich diese in meinem Buche 'Alt-Weimars Abend', München 1923; zu der darin enthaltenen Darstellung möchte ich hier einen kleinen Nachtrag geben und die Gelegenheit ergreifen, um die Proben ihrer Kunst, die ich dort beigefügt hatte, durch einige weitere zu ergänzen.

Die erste ist Juliens Zeichenbuch entnommen und durch ihre Entstehung für den Goetheverehrer ohne Zweifel von Interesse. Aus der Enge der weimarischen Verhältnisse, die sie auf die Dauer oft drückend genug empfand, flüchtete sie dann und wann zur befreundeten Familie v. Ziegesar und zu ihrem Verehrer, dem alten Knebel, nach Jena, besonders wenn sie hoffen durfte, dort zugleich dem Manne zu begegnen, den sie recht eigentlich als Leitstern ihres Lebens betrachtete. Schon im Frühling 1817 war ihr dieses Glück widerfahren, und auch im nächsten sollte sie

seiner teilhaftig werden. Am 11. April 1818 besuchte sie, von zweien der Ziegesarschen Kinder begleitet, Goethen im Gasthause zur 'Tanne', seinem Absteigequartier auf dem rechten Ufer der Saale, unmittelbar am Ausgang der Camsdorfer Brücke; ihm zur Geburt des ersten Enkels Glück zu wünschen, war sie erschienen. Ob sie ihm sehr gelegen kam, lassen wir dahingestellt; denn in seinem Tagebuche finden wir zum 11. April u. a. die Worte eingetragen: „Böses Auge. . . . Bald zu Bette." Immerhin machte der alte Herr, wie wir annehmen wollen, gute Miene zum bösen Spiele, ja, er verewigte sich sogar, dem Wunsche der reizenden Gratulantin entsprechend, im Zeichenbuche, das sie mitgebracht hatte, durch eine rasch hingeworfene Skizze der Aussicht aus seinem Fenster, die, flüchtig wie sie ist, dennoch ex ungue leonem nicht verleugnet; Julie aber beeilte sich, gleich an Ort und Stelle nach seinen flotten Federstrichen den Blick auf das Städtchen, den Fluß und die Camsdorfer Brücke im Vordergrunde sauber mit dem Bleistift auszuführen.[1] (Tafel 2.)

An dieses Landschaftsidyll mögen sich zunächst die beiden Charakterköpfe Bettinens v. Arnim und Grillparzers anschließen (Tafel 4). Der erstere, mit ganz Goethisch klingenden Versen eigenhändig von Bettine unterschrieben, ist, wenn ich die beigefügte Zeitangabe Juliens recht verstanden habe, unmittelbar vor ihrer Abreise nach Dresden Ende Mai 1820 gezeichnet, also bei Beginn des bedeutsamen neuen Lebensabschnittes, der durch ihr fast fünf Monate währendes Kunststudium in Elbflorenz eingeleitet wurde. Mehr als sechs Jahre später, im Herbst 1826, erschien Franz Grillparzer, dessen Jugenddramen 'Sappho' und 'Medea' Weimar mit Bewunderung aufgenommen hatte, bei Goethe, der den Gast vom Strande der Phäaken mit wahrhaft väterlicher Güte empfing, wiederholt zu sich einlud und schließlich für seine Bildnissammlung von Schmeller zeichnen ließ.[2] Gleichzeitig mit diesem Porträt oder gleich danach ist, wie uns Goethes Tagebuch bestätigt[3]), die Skizze Juliens entstanden. Die schmeichelhaften Worte, die der Dargestellte mit seinem

[1]) Vgl. 'Alt-Weimars Abend' S. 128.

[2]) 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 10 (1895), Tafel 22.

[3]) Tageb. 10, 251.

Namen und dem Datum darunter gesetzt hat, waren wohl geeignet, die Künstlerin zu beglücken und mit Stolz zu erfüllen. Wenn Grillparzers Selbstbiographie weder ihrer noch ihrer Leistung erwähnt, so mag man an seinem Schweigen die griesgrämige Stimmung bemessen, in der sie von dem hypochondrischen alternden Dichter, dem „Raunzer", wie Wilhelm Scherer seinen berühmten Landsmann echt wienerisch genannt hat, niedergeschrieben worden ist.

Schon lange ehe Julie Grillparzers Profil zu Papier brachte, hatte sie nach den hohen Vorbildern der Dresdener Gallerie mehrere Porträte in Lebensgröße entworfen, die ihr Meister mit lebhafter Genugtuung begrüßte, wie die nachfolgenden im Dezember 1822 an sie gerichteten Verse beweisen (Werke 4, 38):

Von so zarten Miniaturen,
Wie der schönen Hand sie glücken,
Schreitest Du auf breitre Spuren,
Wichtiger umher zu blicken.

Heil den ernsteren Geschäften!
Seligen Erfolg zu schauen,
Einigest zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Juliens Eigenart, die der Dichter in den letzten drei Zeilen kurz, aber treffend schildert, wird uns deutlich offenbar in ihrem Selbstbildnis, das sie zeichnend darstellt (Tafel 3). Der Kleider- und Haartracht nach stammt es etwa aus dem Jahre 1830. Über die Jugend war sie damals schon lange hinaus, doch fesselten ihre Schönheit, ihre Anmut und ihr geistvolles Wesen noch immer die Zeitgenossen. „Durch Zauber hast Du's ihnen angetan": diese Worte des Helden Gneisenau in einer ihr dargebrachten poetischen Widmung vom Herbst 1817[1]) sind allen Anbetern unserer Armide, denen der früheren wie denen der späteren Jahre, aus dem Herzen gesprochen, und der seelenvolle Ausdruck ihrer edlen Züge auf diesem Bilde macht uns ihre Gefühle durchaus verständlich.[2])

[1]) 'Alt-Weimars Abend' S. 119f.

[2]) Das Selbstbildnis sowie die Bildnisse Bettinens und Grillparzers sind im Besitze des Grafen Friedrich Kuno v. Egloffstein in Kromlau (Oberlausitz).

Der Prosahymnus 'Die Natur' und sein Verfasser

Von **Robert Hering** (Frankfurt a. M.)

In Tiefurt, dem sommerlichen Witwensitz der Herzogin Anna Amalia, versammelte sich im Anfang der Achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts zwanglos eine Anzahl der literarisch gerichteten Damen und Herren der Weimarer Hofgesellschaft; zu ihrer Unterhaltung ward im Sommer 1781 ein „Journal" herausgegeben, das aus anonymen Beiträgen dieser Gesellschaft bestand und nur in wenigen Stücken zunächst handschriftlich hergestellt wurde. Nicht außer Beziehung zu der auch am Weimarer Hofe gern gelesenen 'Correspondance littéraire' des Baron Grimm stehend, konnte sich die Zeitschrift auch der Mitarbeit Goethes und Herders erfreuen, und manches dichterische Erzeugnis dieser beiden erblickte hier zuerst das Licht einer wenn auch zahlenmäßig eng beschränkten Öffentlichkeit.

Im 32. Stück dieses 'Journals von Tiefurt' erschien Ende 1782 oder Anfang 1783 unter der Überschrift 'Fragment' ein mit dem Worte „Natur" beginnender Aufsatz, der eine Fülle von Gedanken enthielt, die auf den ersten Blick der Goethischen Naturanschauung zum mindesten nicht fremd erschienen. So verbreitete sich bald das Gerücht, Goethe sei der Verfasser. Am 20. Januar 1783 schreibt Knebel in sein Tagebuch: „Goethens Fragment über die Natur hatte tiefen Eindruck auf mich. Es ist meisterhaft und groß. Es bestärkt mich in Liebe."[1]) Allein schon kurz darauf belehrt ihn Frau v. Stein (im Briefe vom 28. März 1783): „Goethe ist nicht der Verfasser, wie Sie es glauben, von dem tausendfältig an-

[1]) 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' 7 (1892), 393; Briefe 6, 440.

sichtigen Bilde der Natur; es ist vom Tobler. Mitunter war mir's nicht wohltätig, aber es ist reich."[1]) Und auch Goethe selbst gibt zu, daß er nicht der Verfasser sei; er schreibt am 3. März 1783 an Knebel: „Der Aufsatz im Tiefurter Journale, dessen Du erwähnest, ist nicht von mir, und ich habe bisher ein Geheimnis draus gemacht, von wem er sei. Ich kann nicht leugnen, daß der Verfasser mit mir umgegangen und mit mir über diese Gegenstände oft gesprochen habe. Es [das Fragment] hat mir selbst viel Vergnügen gemacht und hat eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können."

Den Namen des Verfassers verschweigt aber Goethe seinem Urfreund; der Frau v. Stein gegenüber war er jedoch nicht so zurückhaltend, denn von wem anders konnte sie den Namen Toblers erfahren haben, wenn nicht von Goethe? Als dann im Jahre 1828 aus der Verlassenschaft der Herzogin Anna Amalia der Aufsatz in der Handschrift Philipp Seidels, der damals Goethes Diener und Sekretär gewesen war, wieder auftaucht, schreibt Goethe an den Kanzler v. Müller[2]): „Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte." In einem Aufsatz führt er dann aus, worin sich diese „Vorstellungen" von seiner späteren Naturauffassung unterscheiden, und bestimmt, daß das Fragment mit ihm in seine Werke aufgenommen werde, wo beide dann auch im 10. Bande der 'Nachgelassenen Schriften' (S. 3 ff.; S. 251 ff.) erschienen sind.

Eine Aufzeichnung Riemers in seinem Tagebuch vom 25. Mai 1828[3]), die der Kanzler v. Müller unter dem 30. Mai übernommen hat[4]), besagt dann noch: „Nach einem Gespräch bekennt sich Goethe nicht mit voller Überzeugung ganz dazu, und auch mir hat geschienen, daß es zwar seine Gedanken, aber nicht von ihm selbst, sondern per traducem niedergeschrieben."

---

[1]) 'Goethes Briefe an Frau v. Stein', hrsg. von Jul. Wahle, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1900, 2, 519.

[2]) Naturwiss. Schriften 11, 10.

[3]) 'Jahrb. der Sammlung Kippenberg' 4, 49.

[4]) Naturwiss. Schriften 11, 330.

„Auch Serenissimus soll einer ähnlichen Meinung sein“, heißt es dann weiter, allerdings mit der Vermutung, daß Seidel, der den Aufsatz geschrieben habe, auch sein Verfasser sei. Wenn man bedenkt, daß diese Ansicht fast fünfzig Jahre nach Entstehung des Aufsatzes geäußert wurde, als die nur vorübergehende Erscheinung Toblers am Weimarer Hofe längst vergessen war, so wird man ihr weiter keine Bedeutung beilegen, sondern nur entnehmen, daß auch der Großherzog Goethen nicht für den Verfasser des Fragmentes hielt.

Das sind in kurzer Übersicht die wichtigsten zeitgenössischen Zeugnisse über die äußeren Umstände, unter denen dieser merkwürdige Aufsatz bekannt geworden ist, die sich dahin zusammenfassen lassen: Goethe erinnert sich nicht, den Aufsatz verfaßt zu haben, und aus guter Quelle wird geradezu ein anderer, Tobler, als Verfasser genannt. Trotzdem hat sich mit der Zeit die Meinung herausgebildet, der Hymnus könne nur von Goethe herrühren; nur allmählich ist diese Überzeugung erschüttert worden, und es dürfte daher angebracht sein, einen Überblick über ihre Entstehung zu geben.

Da ist zunächst die Frage zu beantworten: wer war dieser Tobler? Eine sorgfältige Arbeit Heinrich Funcks[1]) gibt uns über die Lebensumstände dieses Mannes jetzt genauere Auskunft, als es Ludwig Hirzels[2]) kurze Ausführungen vermocht hatten, auf die wir bisher in der Hauptsache angewiesen waren. Ein klar umrissenes Bild seiner Persönlichkeit, seines Lebens und seiner geistigen Fähigkeiten wird bei der Entscheidung der hier zu behandelnden Frage von größter Bedeutung sein.

Georg Christoph Tobler wurde im Jahre 1757 als Sohn des Pfarrers Johannes Tobler in Ermatingen (Thurgau) geboren; er war also wesentlich jünger als Goethe. Wohl bei keinem Lebensabschnitte fällt der Altersunterschied von beinahe zehn Jahren mehr ins Gewicht wie dann, wenn der eine die Schwelle der Zwanzig kaum überschritten hat und der andere

---

[1]) 'Georg Christoph Tobler, der Verfasser des pseudogoethischen Hymnus „Die Natur“' in 'Zürcher Taschenbuch' für das Jahr 1924, S. 71 ff.

[2]) 'Goethes Beziehungen zu Zürich' im 'Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich' a. d. Jahr 1888, S. 32 ff.

sich bereits zum Austritt aus diesem Jahrzehnt rüstet. Auch für Tobler und Goethe ist dies beachtenswert.

Die frühe Jugendzeit verlebte Tobler im Hause seines Vaters, der als Verfasser von kleinen Gedichten uns in verschiedenen Almanachen begegnet. Auch ist er mit einer Übersetzung Thomsons hervorgetreten. Bekannter ist er durch das Gedicht, das er im Sommer 1775 bei Goethes Anwesenheit in Zürich auf diesen und das Treiben der Genies gemacht hat.[1] Im Gegensatz zum Vater lehnte sich der junge Tobler enger an Lavater an, den er mehr als den eigenen Vater verehrte. In Zürich studierte er Theologie und trieb dabei gründliche philologische Studien, die er 1777 äußerlich mit der Aufnahme in das Züricher Ministerium abschloß. Dann ging er zur weiteren Ausbildung nach Genf. Hier wirkte unter anderen Charles Bonnet, der in der Geschichte der Philosophie als ein maßvoller Vertreter des Sensualismus genannt wird; als exakter Naturforscher begann er, indem er organisierte Wesen überhaupt betrachtete und ihre Lebensbedingungen klar legte. In weiteren Jahren wandte sich Bonnet, auf diesen Forschungen fußend, psychologischen Studien zu, indem er den „Menschen studierte, wie er Pflanzen und Insekten studiert" hatte.[2] So führte er das gesamte geistige Leben auf Empfindungen zurück, die ihm Reaktionen einer immateriellen Seele auf sinnliche Reize sind. Durch seinen Einfluß auf Tetens, der seinerseits wieder auf Kant wirkte, sowie durch seinen Briefwechsel mit Haller hat er auch weiterhin Bedeutung für die physiologische Psychologie gewonnen. Goethe, der ihn auf seiner Schweizerreise 1779 kennen lernte, erwähnt ihn als Verfasser einer Insektologie[3]); auch den Gedanken der Metamorphose hat Bonnet gehabt: einige Kapitel seiner 'Contemplation de la nature'[4]) sind diesem Begriffe gewidmet. Seine Abhängigkeit von Leibniz fiel schon den Zeitgenossen auf, wenn er z. B. von der „immensité de la chaîne des Êtres" redet oder

[1]) Morris, 'Der junge Goethe' 5, 276.

[2]) Bonnet, 'Analytischer Versuch über die Seelenkräfte', übersetzt von Schütz, 1770, 1. Bd. Vorrede S. VII.

[3]) An Knebel, 6. Januar 1785.

[4]) 2ième éd., Amsterdam 1769, tom. 2, IX. partie, chap. 5. und 6.

die verschiedenen Grade der Vollkommenheit anführt, die diesen in einer Kette vereinigten Wesen eigen ist, außerhalb deren nur ein Wesen steht, nämlich dasjenige, das sie erschaffen hat. In dieser Reihe stehen Pflanzen, Tiere und Menschen; demnach haben auch die Tiere Anteil an der Unsterblichkeit: denn „sollte das, was der Allmacht zu schaffen würdig war, der Erhaltung unwürdig sein?“ So erläutert Lavater einen Gedanken der 'Palingénésie philosophique', desjenigen Werkes Bonnets, das seine Gedanken und Arbeiten zusammenfaßt. Die Kapitel, die der bibelgläubige Forscher über Wunder und Offenbarung und ihre Vereinbarkeit mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft geschrieben hatte, übersetzte Lavater[1]) und gab seinem Buche den bekannten an Moses Mendelssohn gerichteten offenen Brief zum Geleite mit, in dem er den Philosophen mit den schmeichelhaftesten Worten aufforderte, diese Schrift „öffentlich zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentationen, womit die Tatsachen des Christentums unterstützt sind, nicht richtig finde, oder zu tun, was Sokrates getan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderstehlich gefunden hätte.“ Daß Mendelssohn nicht darauf einging, und alles was mit diesem Streite zusammenhängt, geht uns hier nichts weiter an, wohl aber ist es wichtig zu wissen, wie hoch Lavater den Genfer Philosophen schätzte. Es liegt daher die Annahme nahe, daß Tobler bei seinem Genfer Aufenthalt auf Empfehlung seines väterlichen Freundes Umgang mit Bonnet gepflogen hat; dabei konnten sehr wohl Ideen rege werden, die dann in dem Hymnus wiederkehren. Daß Bonnet starken Eindruck besonders auf junge Leute in dieser spezifisch naturphilosophischen Orientierung mit Leibnizischem Einschlage gemacht hat, wissen wir noch aus einem andern Falle: Friedrich Heinrich Jacobi wurde bei seinem Genfer Aufenthalt in seiner geistigen Entwicklung durch ihn bestimmt beeinflußt; ein Niederschlag dieser Gedanken begegnet uns noch in dem bekannten Gespräche mit dem jungen Goethe in der

[1]) 'Herrn Carl Bonnets . . . philosophische Untersuchung der Beweise für das Christentum, . . aus dem Französischen übersetzt . . von Johann Caspar Lavater', Zürich 1769.

Laube zu Bensberg und im Gasthofe zu Köln, das sich auch in dieser Richtung bewegt haben muß und dem dann später Spinoza als Mittelpunkt gegeben wurde.

Von Genf ging Tobler nach Straßburg, um mit Matthaei der schönen Frau v. Branconi, der Geliebten des Erbprinzen von Braunschweig, bei der Erziehung ihres Sohnes behilflich zu sein, und wenn Goethe einmal gesagt hat, es sei ihm lieb, nicht an Matthaeis Platze zu sein, denn es wäre „ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehen", so muß etwas Ähnliches auch Tobler erfahren haben; denn eines Tages verläßt er, ohne seiner Umgebung etwas davon zu sagen, Straßburg und wandert nach Weimar zu Goethe, den er kurz zuvor in Genf kennen gelernt hatte. Auf dem Wege dahin trifft er in Münden seinen Landsmann Johann Georg Müller aus Schaffhausen, den späteren Herderbiographen, aus dessen Aufzeichnungen wir wissen, daß Tobler im Gespräche oft Gedanken in starker, wie er meinte, pantheistischer Färbung entwickelte, die den jungen Theologen in seinem Bibelglauben wankend machen konnten.

Wir besitzen ein Zeugnis Goethes über Tobler in einem Briefe an Lavater vom 2. November 1779, das zur Beurteilung seiner Persönlichkeit wichtig ist: „Mit Toblern weiß ich nicht, wie's war. Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir. Aber leider fühl' ich meine 30 Jahr und Weltwesen!! schon einige Ferne von dem Werdenden, sich Entfaltenden; ich erkenn's noch mit Vergnügen: mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche, und so kann ich nicht als nur geborgt nieder ins Tal des Taus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben. Er sagt Dir vielleicht, wie's ihm mit mir war. Wohl ist's uns zusammen nicht worden."

So urteilte Goethe nach der kurzen Bekanntschaft in Genf über den jugendlichen Tobler, und wir hören bereits etwas von dem heraus, was er später meinte, als er in dem Hymnus einen Niederschlag längst überwundener Ansichten erkannte. Morris glaubt aus diesen Worten schließen zu dürfen, ein derartig von Goethe eingeschätzter Mensch könne auch nach Ablauf von andert-

halb Jahren nicht so weit gediehen sein, daß ihm ein erheblicher Anteil an dem ganz von Goethischem Geiste erfüllten Hymnus zugeschrieben werden dürfe. Das ist gewiß zu hart gesprochen; denn auch Goethe hat später anders geurteilt, als Tobler in Weimar eingekehrt war und bei Knebel, dem Lucrezübersetzer, Wohnung genommen hatte. „Tobler ist gar lieb, ich kann offen gegen ihn sein", heißt es in einem Briefe an Lavater (7. Mai 1781), und eine Empfehlung, die er dem jungen Schweizer, der in Leipzig für seine Übersetzungen aus dem Griechischen einen Verleger suchte, an Reich mitgab, geht über das Herkömmliche solcher Schreiben hinaus. Allerdings hat es auch an Unstimmigkeiten nicht gefehlt. Vor seiner Abreise nach Leipzig hatte sich Tobler in einem Briefe an Lavater über die Weimarer ziemlich offen und nicht immer günstig ausgesprochen und diesen Brief versehentlich in der Tasche seiner dem Schneider zur Ausbesserung übergebenen Beinkleider stecken lassen. Dieses Schreiben wurde natürlich in Weimar herumgegeben und machte „leidige Sensationen".[1] Durch offene Aussprache wurde die Sache jedoch beigelegt, und Tobler wurde, nach einem Zeugnis der Karoline Herder, nach wie vor im Kreise der Hofgesellschaft sehr geliebt und als der philosophischste und gelehrteste Mensch wie ein Wesen höherer Art erhoben. Und dieses Zeugnis ist gewiß einwandfrei; denn zu Herder hatte Tobler kein näheres Verhältnis gewinnen können. Das gibt zu denken; denn eigentlich sollte man erwarten, daß sich zwischen dem Verfasser der 'Ideen', deren erster Teil bald darauf erschien, und einem Verfasser unseres Hymnus eine Unzahl gemeinsamer Berührungspunkte hätte finden sollen.

Tobler schreibt im Mai 1781 an Lavater[2]): „Mit Herdern ist's und bleibt's in fernem Felde. Ich hab' bei ihm gegessen — bin nachher wieder zu ihm gekommen: es ist ferner Diskurs, literarisch sparsam, an sich haltend, durch eine Art Mißtrauen, Schweigen und Lächeln beleidigend. Er ist nicht innerlich ruhig und glücklich, spricht wenig als Mensch und Christ, fast

[1]) Goethe an Knebel 27. Juli 1782.

[2]) 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' 16 (1901), 356 f.

immer Autor, unbehaglich. Gestern sagte er: 'Meinethalben geh' alles, wie's will, mir ist's gleich. Schreiben mag ich überall nicht mehr.' Loben eines andern kann er gar nicht leiden, das heißt, wenn man einen andern lobt! Er mag groß sein und alles, das ich tief verehre; aber ich fühle und sage: er ist doch nicht der Mensch, wo ich mich glaubend an ihn als Mensch lehnen, mich ganz anvertrauen möchte und innigst lieben könnte. Von Dir kann und darf ich mit ihm kein Wort sprechen."[1]) Diese letzten Worte geben uns vielleicht den Schlüssel zu Herders Verschlossenheit dem Freunde Lavaters gegenüber; doch es kommt hier nicht darauf an, Vorgänge in Herders Seele klarzulegen, sondern wir wollen uns ein Bild vom innern Leben Toblers machen, und da zeigen diese wenigen Sätze über Herder, wie der junge Mann, der sein Innerstes öffnen möchte, kalter Zurückhaltung begegnet. Mit Goethe, Knebel und anderen wird er sich eher haben aussprechen können, wozu ihn inneres Bedürfnis drängte. Seine späteren Schicksale, nachdem er Weimar verlassen hatte, kommen für uns hier weiter nicht in Frage, erwähnt sei nur, daß er eine Zeitlang, wohl durch Lavaters Vermittlung, Pfarrer in Offenbach gewesen ist und auch mit Frau Rat Goethe in Verbindung gestanden hat; jedenfalls läßt der Gruß, den Goethes Mutter im Briefe an Lavater vom 18. Juni 1786 an „Herrn und Frau Pfarrern Doblern nebst dem lieben Heinrich" sendet, auf nähere Bekanntschaft schließen. Nach kurzer Amtierung in Offenbach ist er dann wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Sein Schattenriß erscheint auf der Tafel der

[1]) An dieser Stelle sei wenigstens anmerkungsweise darauf hingewiesen, daß Bernhard Suphan im 2. 'Ideen'-Bande der großen Herder-Ausgabe ('Herders Sämmtliche Werke', Bd. 14 S. 640 ff. 686) der Möglichkeit Raum gibt, Verfasser des Hymnus sei der mit Herder eng befreundete geniale Bergrat August v. Einsiedel, in dessen 'Ideen' sich Sätze finden wie: „Sie [die Natur] hat nicht fortdaurende Wesen gewollt, sondern Reihen, . . . Sie nimmt vom Schmerz ihrer Geschöpfe so wenig Notiz als von ihren Freuden. Sie hat in alles erhaltende und zerstörende Kräfte gelegt, . . . Alles, was ist, ist ihr Wille: sie will das Ganze, aber keinen Teil" usw. Die Ähnlichkeit dieser und anderer Stellen mit dem Hymnus springt in die Augen.

Physiognomik, auf der Lavater seine nächsten Freunde zusammengestellt hat.[1])

So sah in großen Zügen die Persönlichkeit aus, die neben Goethe als Verfasser des Hymnus genannt wird. Daß Tobler kein unbedeutender Mensch war, ist ohne weiteres klar; ein Mann wie er kann sehr wohl imstande gewesen sein, Gedanken, wie sie der Hymnus enthält, zu entwickeln und zu gestalten. Die Annahme also, er könne als zu unbedeutend überhaupt nicht in Frage kommen, scheidet aus. Morris in seiner enthusiastischen Weise hält den Hymnus für eines der größten Erzeugnisse der Weltliteratur, das nur von Goethe herrühren könne. Über diese Wertung des Fragmentes soll nicht gestritten werden, darüber können die Meinungen sehr verschieden sein; wohl aber muß objektiv festzustellen sein, ob wirklich alle äußeren und inneren Anzeichen unbedingt auf Goethe als Verfasser hinweisen. Die Frage, ob es wirklich so schwer ist festzustellen, ob ein Durchschnittsschriftsteller oder Deutschlands größter Dichter aus dem Hymnus spricht, ist in der Tat berechtigt. Bei einem an Form und Inhalt unbedeutenden literarischen Werke mag die Scheidung dessen, was dem einen oder dem andern zuzuweisen ist, Schwierigkeiten machen; denn auch der große Geist steht mit einem Teile seines Wesens in der Reihe, und nur mit seinem Eigensten tritt er aus ihr an die Führerstelle. Bei einem Stücke jedoch, bei dem Goethe als Mitarbeiter ins Auge gefaßt werden muß, in dem letzte und höchste Fragen behandelt werden, muß es doch möglich sein herauszuhören, ob ein Mann aus der Reihe oder ein Führer hinter den Worten steht. Aufgabe der Untersuchung wird es daher zunächst sein müssen, sowohl die einzelnen Gedanken wie das Ganze nach Form und Inhalt auf ihre Wesensart zu prüfen, zu fragen und, wenn es geht, zu entscheiden, ob ihre Herkunft nur von Goethe abzuleiten ist. Denn wir müssen immer bedenken, daß Goethe ja die eigentliche Autorschaft abgelehnt, eine durch Unterhaltung vermittelte Teilnahme jedoch nicht geleugnet hat.

Ehe diese Prüfung nach inneren Merkmalen vorgenommen

---

[1]) Dritter Versuch, Leipzig und Winterthur 1777, S. 37 Nr. 7.

wird, soll noch versucht werden, ob sich nicht äußere Anhaltspunkte zur Feststellung der Mitarbeit Goethes auffinden lassen. Ein neuer Fund kann uns dabei vielleicht einen Fingerzeig geben.[1])

Ein genauer Freund Toblers, der Basler Apotheker Wernhard Huber, gab im Jahre 1787 seine sämtlichen Gedichte und Prosaaufsätze heraus unter dem wunderlichen Titel: 'Funken vom Herde seiner Laren, der Freundschaft, der Wahrheit, dem Scherze'; die einzelnen Stücke sind numeriert und tragen bei jeder Nummer ein besonderes Motto. Das zum 89. Stück lautet:

„Die Natur hat gedacht und denkt beständig. Sie hat sich einen eignen, alleinzufassenden Sinn vorbehalten, den ihr kein Mensch ganz abmerken kann."

Als Verfasser dieses Mottos wird Tobler namentlich angeführt. Im Hymnus des 'Tiefurter Journals' heißt es:

„Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann."

Die Verschiedenheit der beiden Fassungen ist augenscheinlich. Schon die Abänderung von „denken" in „sinnen" ist nicht belanglos, denn „sinnen" ist ein von Goethe gern gebrauchtes und ihm besonders eigentümliches Wort; noch bezeichnender und zur Goethischen Denkweise hinneigend ist der „allumfassende" Sinn, der an Stelle des „alleinzufassenden" gesetzt wird. Und wenn dann schließlich noch der Zusatz: die Natur sinnt „nicht als ein Mensch, sondern als Natur" erscheint, so ist man geneigt, in dieser verbessernden Hand, die die Gedanken, indem sie sie vertieft, den Goethischen mehr annähert, eben die Goethes zu vermuten. Und dann könnte man weiter schließen, und gewiß nicht ohne Berechtigung, daß eine ähnliche Überarbeitung, wie wir sie hier wohl erkennen dürfen, noch

---

1) Paul Wernle, 'Der Verfasser des Fragments „Natur" im „Journal von Tiefurt"' in 'Sonntagsblatt der Basler Nachrichten' vom 11. Januar 1920.

an anderen Gedanken vom Dichter an einer uns unbekannten Vorlage vorgenommen sei, ohne daß dieser Nachweis förmlich zu erbringen wäre.

Aber dabei lassen sich doch verschiedene Bedenken nicht unterdrücken. Einmal: kann Tobler diese Änderungen nicht selbst vorgenommen haben? Sind sie wirklich so wesentlich, daß sie nur Goethen zugeschrieben werden dürfen? Ich möchte diese Frage nicht unbedingt im Sinne der Goethischen Verfasserschaft entscheiden, obgleich die Möglichkeit infolge der eigenartigen Umdeutung nahe liegt. Und dann führt uns diese Annahme noch zu besonderen Schwierigkeiten hinsichtlich des Verhältnisses des Mottos und des Zusammenhanges, dem es entnommen ist, zu der Vorlage, die dem Texte des 'Journals' zugrunde liegt. Dieser letztere besteht aus einem von Goethes Sekretär Seidel geschriebenen und von Goethe selbst stellenweise geänderten Konzept. Wie ist dieses entstanden? Auf Grund eines vom Dichter gegebenen Diktates oder als Abschrift? Von was abgeschrieben? Von einem Aufsatze Toblers? Aber der Wortlaut des Mottos ist in Seidels Abschrift nicht enthalten. Und doch hat Goethe wesentliche Änderungen mit der Abschrift vorgenommen; er hat einen ganzen Satz der Seidelschen Niederschrift, nämlich den, daß in der plumpesten Philisterei noch etwas vom Genie der Natur enthalten sei, gestrichen. Es ist doch anzunehmen, daß es die Ansicht Toblers war, der Goethe nicht beigetreten ist; also muß ein Toblerscher Text zugrunde gelegen haben. Wie kommt es aber, daß in diesem die Fassung des Mottos nicht enthalten ist? Es ließen sich noch mehr Fragen aufwerfen, die wir nicht beantworten können. Eine endgültige Entscheidung ist also auf diesem Wege nicht zu erhalten. Nur allgemein kann man sagen, daß in der Änderung des Mottos zu Hubers Gedicht sowie in dem Konzept, das dem 'Tiefurter Journal' zugrunde liegt, tiefer den gedanklichen Gehalt berührende Eingriffe vorliegen, von denen der erstere wahrscheinlich, der letztere sicher Goethe zum Urheber hat.

Wenden wir uns also zur Prüfung der einzelnen Gedanken nach Gehalt und Form mit Rücksicht auf die Frage nach ihrem Verfasser, in der Weise etwa, wie man ein Gewebe auflöst und

aus der Beschaffenheit der Fäden und der Art ihrer Verbindung Rückschlüsse auf den Weber zu machen versucht.

Hermann Schneider hat in der eindringendsten Untersuchung, die diesem Thema gewidmet ist, diese Einzelarbeit geleistet; seine Ergebnisse können im wesentlichen übernommen werden.[1])

Es finden sich in dem Hymnus Gedanken und Wendungen, die auf Goethe hinweisen, aber ebensogut von Tobler herrühren können, sie sind in der Mehrzahl vertreten.

Auf Goethe allein deutet neben verschiedenen Bildern und Wendungen das Vorkommen seines Lieblingsausdruckes „Dumpfheit", der sich bei Tobler sonst nicht nachweisen läßt. Nicht übersehen darf man, daß auch Gedanken, die der Dichter sonst ausdrücklich bekämpft hat, vertreten sind, wenn es z. B. heißt, daß es dem Menschen versagt sei, tiefer in die Natur hineinzukommen, daß ihre Werkstätte unzugänglich sei. Die Gemeinsamkeiten lassen sich wohl am besten durch Zurückführung auf eine gemeinsame Quelle erklären, an der beide getrunken haben, deren Bedeutung für den ganzen geistigen Zustand jener Zeit nicht überschätzt werden kann: Leibniz und Shaftesbury, beide freilich mehr aus zweiter und dritter Hand. Erst als die 'Nouveaux essays' Mitte der Sechziger Jahre durch Raspe wieder aufgefunden waren, wird Leibnizens Wirkung auch unmittelbar, wie z. B. auf Herder und durch diesen auf seine Zeit. Shaftesbury, mit Leibniz verwandt, wurde zwar auch im Original gelesen, erschien auch bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts in deutscher Übersetzung; mehr jedoch sind seine Gedanken durch Popes Gedicht 'Essay on man', das in vielen Übersetzungen verbreitet war, in den geistigen Besitz jener Zeit übergegangen. Darum konnten Lessing und Mendelssohn, als die Preußische Akademie eine Untersuchung des in dem Satze „Alles ist gut" enthaltenen Popeschen Systems verlangt hatte, auch darauf hinweisen, daß Pope als ein Dichter gar nicht darauf ausgegangen sei, irgendeine Philosophie in Verse zu bringen. Vielmehr habe er

[1]) 'Goethes Prosahymnus „Die Natur"' im 'Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Litteraturen', 67. Jahrg., 120. Bd. (der neuen Serie 20. Bd.), 1908, S. 257 ff.

alle möglichen Gedanken in Verse eingekleidet, weshalb es richtiger gewesen wäre, wenn die Akademie Leibniz und Shaftesbury als die eigentlichen Träger der Ideen zur Untersuchung vorgeschlagen hätte. So stehen auch hier hinter vielen Gedanken diese beiden Philosophen, die nachweisbar auch wirklich beiden bekannt waren: Tobler kannte sie zum mindesten durch Bonnet, und für Goethe ist schon in früher Frankfurter Zeit die Bekanntschaft mit Shaftesbury wahrscheinlich, sicher bereits seit der Freundschaft mit seinem späteren Schwager Schlosser, der sich in seinem 'Antipope' mit der Weltanschauung des Engländers auseinandergesetzt hatte, freilich in einer Weise, die den Beifall Goethes nicht finden konnte. Der Einfluß dieser beiden, Shaftesburys und Leibnizens, ist so stark, daß Dilthey eine Gedankensymphonie von ihnen mit Herder und dem Prosahymnus aufstellen konnte[1]), eine Zusammenstellung, die neuerdings noch auf Plotin als gemeinsame Quelle weiter zurückgeführt wurde.[2])

Aber für unsere Aufgabe kommt dabei doch nur soviel heraus, daß Tobler die Mehrzahl der Gedanken nicht von Goethe zu haben braucht, dem sie ja auch erst aus denselben Quellen zugeströmt sein konnten.

Wir können uns demnach Schneiders Resultat zu eigen machen, daß wohl mancher einzelne Gedanke auf Goethische Zutat hinweist, ein sicherer Schluß auf die Verfasser auf diesem Wege jedoch nicht zu erreichen ist.

Sagen uns die einzelnen Züge nichts Bestimmtes, wie steht es dann mit dem ganzen Angesicht, das der Hymnus trägt?

Nehmen wir zum Vergleich andere nachweisbar von Tobler verfaßte Arbeiten vor, die ungefähr in derselben Zeit entstanden sind, z. B. die Übersetzung der Orphischen Hymnen (unter ihnen den an die Natur)[3]) und die 'Rhapsodien über Pontius Pilatus'.[4])

---

[1]) 'Aus der Zeit der Spinozastudien Goethes', 'Ges. Schriften' 2, 1923, S. 400ff.

[2]) Franz Koch, 'Goethe und Plotin', Leipzig 1925, S. 237ff.

[3]) 'Schweitzersches Museum' vom März 1784, S. 849 (Exemplar der Frankfurter Stadtbibliothek).

[4]) Pfenningers 'Sammlungen zu einem christlichen Magazin', April 1782, 3. Bandes 2. Heft. Im Inhaltsverzeichnis wird „J. Chr. T." als

Fällt bei der ersten Übertragung die Verwandtschaft mit unserm Hymnus auf, so könnte man an eine Beeinflussung durch die antike Vorlage denken, was die Beweiskraft etwas abschwächen dürfte. Bei den 'Rhapsodien' hingegen handelt es sich um ein freies Erzeugnis Toblers, und da muß jedem nur einigermaßen geschulten Ohre der Gleichklang im Rhythmus mit dem Hymnus auffallen. Dieselbe Antithetik, die gleiche Vorliebe für Superlative legt die Annahme des gleichen Verfassers nahe. Ungemein wirken hier wie in dem Hymnus biblische Eindrücke nach; der Nachhall des berühmten 13. Kapitels des ersten Korintherbriefes ist im Hymnus nicht zu überhören. Ebensowenig ist zu verkennen, daß französische Vorbilder auf den Verfasser des Hymnus eingewirkt haben und bei der Bildung seines Stils beteiligt gewesen sind. Der Genfer Aufenthalt kann als Beleg dafür gelten. Daneben geht als drittes, den Stil mitformendes Element die Antike, die dem Übersetzer griechischer Dichtung besonders vertraut war. Dafür nur ein Beispiel. In den 'Rhapsodien über Pontius Pilatus' S. 135 flicht Tobler eine Stelle aus Pindars IX. Pythischer Ode im Original ein, die er dann übersetzt: „Schnell ist der eilenden Götter Tat. Ihre Wege sind kurz. Ein Tag vollendet dies." Solche knappe Sätze kehren wiederholt und gern im Hymnus wieder.

Nun haben ja Bibel, Franzosen und Altertum auch auf Goethe einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, er hat das 'Hohe Lied' übersetzt, die französischen Klassiker sind besonders dem jugendlichen Dichter Vorbild gewesen, und Pindarische Oden haben ihn zur Wiedergabe gereizt: alles das hat natürlich auch auf seinen Stil gewirkt, und Spuren davon sind in ihm noch deutlich sichtbar. Allein bei Goethe ist die Verschmelzung mit dem, was er als Eigenes zugab, doch einheitlicher und inniger erfolgt, die einzelnen Bestandteile treten im ganzen doch mehr zurück zugunsten eines Neuen, aus dem Prozeß Hervorgegangenen. Es erscheint mir nicht annehmbar, daß Goethe, wenn er einen Gegenstand wie die Natur behandelt, noch um das Jahr 1781

Verfasser angegeben, wobei das „J." statt des „G." wohl nur Druckfehler ist.

in die Sprache der Bibel verfallen wäre; dazu hatte er weniger Anlaß als der Pfarrer, der schon berufsmäßig in diesen Wendungen lebte, die darum bei ihm auch stärker hervortraten. Gehalt bringt auch hier die Form mit sich, und so gab der Theologe in dem Hymnus so etwas wie ein frei gestaltetes Gebet, eine Form, die Goethen weniger nahe lag. Halten wir zum Vergleich ein Goethisches Geisteserzeugnis ungefähr aus derselben Zeit dagegen, den Aufsatz über den Granit, so zeigt uns dieser die durchaus entgegengesetzte Art der Goethischen Diktion. Da ist nichts von der Antithetik des Hymnus zu spüren: wie Körner, vom Flusse zu einer Sandbank herangetragen, gruppieren sich die Sätze, Bilder wie Gedanken in sich bergend, zu einem natürlichen Gebilde, da ist nichts künstlich Gemachtes, Gezwungenes, wie es in so mancher Wendung des Hymnus begegnet, der damit von Goethe abrückt.

Zeigt schon der Hymnus in formaler Hinsicht ein dem Goethischen Wesen fremdes Angesicht, so tritt der Gegensatz gegen dieses noch schärfer heraus, wenn wir ihn auf seinen Gehalt prüfen und die Weltanschauung, Gott- und Naturbetrachtung des Hymnus als Ganzes ansehen und mit der vergleichen, zu der sich Goethe im Anfang der achtziger Jahre durchgearbeitet hatte. Man hat diese Naturanschauung Pantheismus genannt; im Hymnus ist aber streng genommen nichts von einer Auffassung zu finden, die Gott und Natur identifiziert; im Gegenteil: wenn man auch in den meisten Bildern und Wendungen Gott für Natur einsetzen kann, so doch nicht im Sinne einer Einheit, sondern in dualistischer Weise erscheint Gott als Schöpfer und allwissender Regierer. Das Vertrauen, das der Mensch der Natur entgegenbringt, die ihn in das Leben hineingeführt hat und auch für seinen Ausgang sorgen wird, unterscheidet sich in nichts von dem Glauben des Christen an seinen Gott. Ja die Gottgestalt ist geradezu auf die Natur übertragen, so daß dem Bibelgott eigentlich nur der Mantel der Natur umgehängt worden ist. In unzähligen Wendungen wird dieser Gedanke wiederholt und ließe sich auch noch beliebig oft fortsetzen.

War das wirklich die Anschauung des jungen Goethe? Auch noch über die Frankfurter Zeit hinaus? Gewiß nicht! So fried-

lich löste sich der Widerspruch nicht, den der Dichter zwischen dem Wirken der Natur in ihren dem Menschen freundlichen und feindlichen Äußerungen empfand, den er dem Glauben an einen gütigen Lenker der Menschengeschicke entgegensetzte. Lange hat er mit dem Problem gerungen, und in allen poetischen und sonstigen Werken, wo dieser Gegenstand nur irgend berührt werden konnte, finden sich Spuren dieses Kampfes.

Vergegenwärtigen wir uns daher in einem kurzen Überblick das Bild, das sich uns aus den wichtigsten Werken des jungen Dichters über Natur und Gott darbietet, um es mit dem Bilde zu vergleichen, das uns aus dem Hymnus von der Natur und ihrem Verhältnis zur Gottheit entgegensieht. Vielleicht gibt uns dieser Vergleich ein Mittel an die Hand, zu einem sicheren Schluß in der Frage nach dem Verfasser zu gelangen.

Schon früh zeigten sich im geistigen Leben des Knaben Strömungen, die den durch Erziehung ihm nahe gebrachten christlichen Anschauungen entgegenwirkten; sie fanden ihren Ausdruck darin, wenn er der Natur in seinem Giebelzimmer einen Altar errichtete, dessen Räucherkerze unmittelbar von der Sonne durch ein Brennglas ihr Feuer empfing. Das Erdbeben zu Lissabon stürzte dann das Bild des gütigen Gottes um, mit dem ein solches Unglück nicht zu vereinbaren war. Die Lektüre philosophischer Schriften kam hinzu; von ihr legen besonders die sogenannten Straßburger 'Ephemeriden' Zeugnis ab, die aber wohl zum größten Teil in der Zeit vor Straßburg in Frankfurt entstanden sind, da das am meisten zitierte Werk von Fabricius ihm in der väterlichen Bibliothek leichter zugänglich war als in der Straßburger. Diese Lektüre nährte eine der christlichen entgegengesetzte Geistesrichtung, ohne diese freilich ganz unterdrücken zu können. So gehen alchymistische Versuche, in Gemeinschaft mit eben derselben Susanna v. Klettenberg unternommen, die den Zusammenhang mit dem Bibelgott aufrecht erhält, neben der Teilnahme an pietistischen Konventikeln einher; Bibelglaube und Naturverehrung halten sich, wenn auch nicht immer das Gleichgewicht, so doch in fortwährender Bewegung. Derselbe Gegensatz zwischen naturalistischer Weltanschauung einerseits, die sich auf das Grundgesetz der Kausalität als den alles be-

wegenden Hebel beschränkt, und theistischer Weltanschauung andererseits, die den göttlich-menschlichen Willen als bestimmenden Faktor anerkennt, zieht sich durch das ganze religiöse und philosophische Leben des jungen Dichters und gibt ihm seinen besonderen Ausdruck.

In elegischer Stimmung zeigt uns das Gedicht 'Der Wanderer' die Natur als Vertreterin des Lebensprinzips, das sich siegreich über versunkenen Kulturwerten behauptet. Sie steht in einem wohl beklagenswerten, aber doch nicht unerträglichen Gegensatz zum bildenden „Geiste", der den Steinen sein Siegel eingeprägt hat, das von den ganz im natürlichen Leben aufgehenden Menschen nicht verstanden wird. Wie am Kapitell der alten Tempelsäule sich die Schwalbe ihr Nest gebaut hat, nicht fühlend, welchen Zierat sie verklebt, so hat der einfache Landmann seine Hütte unter Resten ehrwürdiger Vergangenheit aufgeschlagen, ohne ihre Sprache zu verstehen.

Der Monolog des Einsiedlers im 'Satyros' zeigt uns die Natur dann von einer andern Seite: in beinahe humoristischer Weise wird der Kampf, den die Lebewesen um ihr Dasein führen müssen, mit der unendlichen Zeugungskraft der Natur in Parallele gestellt; als etwas Selbstverständliches erscheint es, wenn das Würmlein sich vom Blättlein nährt, das Würmlein dann von der Lerche verzehrt wird, die sich schließlich der Einsiedler gutschmecken läßt. Der Gang des ganzen Stückes zeigt, daß die Rückkehr zur Natur, die hier ihren besonderen Sinn hat, auch auf Abwege führen kann.

Im 'Werther' steht neben schwärmender Naturbegeisterung innige Gottesverehrung; der Überschwang jener schlägt in Verzweiflung um, nachdem in der erkrankten Seele Werthers die personalistischen Elemente seiner Gottesvorstellung zurückgedrängt sind. Der Held, der zu Beginn des Romanes in dem Wimmeln der unzähligen Gestalten der kleinen Welt zwischen den Gräsern die Gegenwart des Allmächtigen sieht, der uns alle nach seinem Bilde schuf, und des Alliebenden, der uns in schwebender Wonne trägt und erhält, verfällt in düsteren Pessimismus, dem die Natur zum ewig verschlingenden, ewig wiederkäuenden Ungeheuer wird.

In großartiger Weise hat dann der Dichter des 'Faust' diesen beiden Polen seiner Weltanschauung Gestalt verliehen. Im Zeichen des Makrokosmus entrollt er ein Bild der in der Natur wirkenden Kräfte, die, durch Kausalität bedingt, vorübergehend Fausts Entzücken hervorrufen, auf die Dauer jedoch ihn nicht zu befriedigen vermögen, weil Menschenschicksale in ihnen nicht zu ihrem Rechte kommen. Diese finden ihren Ausdruck im „Welt- und Tatengenius", in dem der Dichter, der Philosophie Hegels vorausgreifend, den Geist sich entwickeln läßt, der in den Fluten des geschichtlichen Lebens, von Menschenleid und Freud' getragen, wirkt, ohne den Sinn seines Wirkens, nach dem sich Fausts heißes Sehnen drängt, ihm offenbaren zu können. In dichterische Gebilde hat Goethe hier eingekleidet, was ihn als Gottsucher bewegte, freilich ohne zunächst — im 'Urfaust' — das den Streit schlichtende Moment finden zu können. Deutlich unterscheidet dann das Gedicht 'Das Göttliche', das kurz nach dem Hymnus im 40. Stück des 'Tiefurter Journals' im Jahre 1783 zuerst bekannt wurde, noch zwischen der „unfühlenden Natur", der Sonne, die über Gute und Böse leuchtet, deren Lauf, wie alles Natürliche, nach ewigen großen Gesetzen geregelt ist, und dem Menschen, der im Bereiche des Sittlichen „unterscheidet, wählet und richtet", der den Guten lohnt und den Bösen straft. Beide Strömungen, die man vielleicht durch die Schlagworte Kausalität und Teleologie charakterisieren kann, gehen noch lange Zeit im Dichter nebeneinander her; eine Entscheidung zugunsten der einen oder andern hat er eigentlich nie getroffen. Erst in hohem Alter, nachdem er lange Strecken im Streben und Irren durchlaufen, resigniert er in einem jeden Gebiete besonders, als Naturforscher und als sittlicher Mensch. In den verschiedenen Lebensperioden tritt die eine dieser Richtungen in den Brennpunkt seines Bewußtseins, ohne daß die andere ganz zurückgewichen wäre: sie wirkt vielmehr im Stillen weiter, um sich zur gegebenen Zeit wieder zur Geltung zu bringen.

Als unser Hymnus entstand, befand sich Goethe auf dem Wege, der ihn zur 'Metamorphose der Pflanzen' führte, und „die großen Gedanken, die dem Jüngling [Tobler] ganz fremd sind", von denen der Brief aus Genf an Lavater vom 2. November 1779 be-

richtet, mögen in dieser Richtung gelegen haben. Und noch in dem Aufsatz über den Granit aus dem Jahre 1784 steht als Grundgedanke der Gegensatz zwischen dem menschlichen Herzen als dem jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teile der Schöpfung und dem ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohne der Natur, den der Dichter im Granit sieht. Ihm parallel geht der Gegensatz zwischen dem festen Boden der Urwelt, auf dem sich keine Reste vegetabilischer Art aufgeschichtet haben, und jenen fruchtbaren, schönen Tälern des Lebens, die ein anhaltendes Grab sind, wo Lebendiges erzeugt und verschlungen wird, wo Menschen auf dem Schutte von Trümmern und Irrtümern ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben.

Also selbst ein so spröder Stoff wie der Granit konnte den Dichter veranlassen, Betrachtungen dämonischer Art einzuflechten, die keiner verstandesmäßigen Auffassung sich ganz erschließen und die eigentlich bei jeder eingehenden Beschäftigung Goethes mit der Natur wiederkehren. Und nur bei dem Hymnus sollte dieser Zug fehlen? Dieser Zug, der so bezeichnend für ihn ist? Wohl sind in ihm Elemente enthalten, Keime, die zu einer tieferen Auffassung der Natur und Geschichte führen können; aber nirgends ist auch nur ein Ansatz gemacht, sie weiter auszuführen.

Fehlt also dieser für Goethe wesentliche Zug in dem Bilde, so kann, ja so muß man daraus schließen, daß Goethe an der Anlage des Hymnus keinen Anteil hat, und damit fällt die Berechtigung, ihn als seinen Verfasser anzusprechen. Der Keim, aus dem der Hymnus entstanden ist, ist nicht auf Goethischem Boden gewachsen, mögen auch sekundäre Zutaten, wie sie persönliche Unterhaltung bieten kann, in der Blüte erscheinen. Die antithetische Form des Hymnus, der Mangel jedes tieferen Gehaltes, seine Weichheit, die mit der herben Größe Goethischer Naturauffassung nicht vereinbar ist, sprechen eine deutliche Sprache gegen Goethes Verfasserschaft. Der Adler, der in den Höhen kreist, steigt nicht „ins Tal des Taus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben“ hinunter.

Hat Goethe die Eiszeit entdeckt?

Von Robert Philippson (Magdeburg)

Als ich jüngst wieder einmal die 'Wanderjahre' las und im 9. Kapitel des 2. Buches zu dem Bergfeste gelangte, an dem Wilhelm von der Pädagogischen Provinz aus teilnimmt, stieß ich auf die Stelle, wo sich das Gespräch der Bergkundigen der Entstehung der Welt zuwendet. Nachdem die Ansicht der Neptunisten und Vulkanisten dargelegt, auch die Hebungstheorie erwähnt und auf die wunderliche Annahme hingewiesen worden ist, nach der die Gebirge aus der Atmosphäre heruntergefallen sein sollen, heißt es weiter (Werke 25 [1], 28):

„Zuletzt wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen auf weit ins Land hingesenkten Gletschern gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet und diese auf glatter Bahn fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich bei eintretender Epoche des Auftauens niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen."

Hier wird zur Erklärung der weitverbreiteten Findlingsblöcke die moderne Annahme einer vorgeschichtlichen Eiszeit, in der die Gletscher in gewaltiger Ausdehnung von den Gebirgen ins Land zogen, in ihren Grundzügen ausgesprochen, verbunden mit der älteren, jetzt aufgegebenen Drifttheorie. Da eine vorerst nur flüchtige Nachforschung ergab, daß die Eiszeitlehre zuerst von Johann v. Charpentier (1786—1855) in seinem Buche 'Sur la

cause probable du transport des blocs erratiques de la Suisse', Paris 1835, also nach Goethes Tode, einer größeren Öffentlichkeit vorgelegt wurde, so drängten sich mir zwei Fragen auf: Hat Goethe diese Ansicht geteilt? und: Ist er selbständig zu ihr gelangt? Ihre Beantwortung schien mir weniger um der Geschichte der Geologie als um Goethes willen wichtig. Ich versuche sie im folgenden zu geben, nicht als Geologe, der ich nicht bin, sondern als Philologe, dem neben der Altertumswissenschaft Goethes Leben und Dichtung immer ein Gegenstand beglückendster Beschäftigung, eine Quelle reinsten Genusses war.

Goethes geologische Schriften, denen ich mich zunächst zuwandte, ergaben nun sicher, daß er die Annahme einer vorgeschichtlichen Kältezeit, die er an obiger Stelle andern in den Mund legt, ohne sich deutlich über seine Stellung zu ihr zu erklären, für richtig gehalten hat. Er hat sie auch verschiedentlich als eigene vorgetragen. Indessen sind die Ausdrücke in dieser Beziehung dehn- und deutbar. Da Karl Alfred v. Zittels berühmte 'Geschichte der Geologie und Paläontologie' (München und Leipzig 1899), an die ich mich zuerst um Aufklärung wandte, Goethes Namen in diesem Zusammenhange überhaupt nicht nennt, so suchte ich Rat in der ausgezeichneten Schrift des Geologen Max Semper: 'Die geologischen Studien Goethes' (Leipzig 1914), die in umfassender und eindringender Weise diese Seite Goethischer Forschung behandelt. Da heißt es nun (S. 203): „Die jetzt herrschende Theorie wurde bekanntlich 1821 von [dem Ingenieur] Venetz im ersten Keim ausgesprochen, doch blieb das so völlig unbeachtet, daß Venetz' Name und seine Theorie 1837 im 'Jahrbuch für Mineralogie' als etwas ganz Neues eingeführt wurden. Es steht fest, daß Venetz und seine Mitarbeiter, Agassiz und Charpentier, erst nach Abschluß ihres eigenen Gedankenbaues von Goethes Vorgängerschaft erfuhren, und als ausgemacht gilt, daß Goethe, dessen Vorstellung ja das Wesentliche der Eiszeittheorie enthält, zu den selbständigen Verkündern dieser Lehre gehöre." Und weiter (S. 206): „Gewißheit darüber, ob gleiches [eine Anregung von außen wie bei der Drifttheorie] für die alpine Eiszeit zutrifft, wäre erwünscht . . . Wir kennen die Zwischen- und Vorstufen

seiner Eiszeittheorie nicht, und die Möglichkeit, daß er von seinem Standpunkt aus zu diesem Ergebnis zu gelangen vermochte, beweist nicht, daß er tatsächlich diesen Gedankenweg zurückgelegt habe; andererseits kann man, wenn eine Quelle gesucht wird, nur an Venetz denken; aber die Überlieferung enthält nicht die geringste Andeutung, daß er über diesen irgend etwas gehört habe." Semper denkt nun an den Genfer Naturforscher Soret, den Erzieher des Erbgroßherzogs, der im Jahre 1827 eine Reise in die Heimat machte und dort von der zuerst mit großem Widerspruch aufgenommenen Lehre Venetz' gehört haben könne. Semper muß aber selber bekennen, daß Soret in seinen Aufzeichnungen über die Gespräche mit Goethe nichts von diesem Thema erwähnt. Ebenso enthalten Goethes Briefe an ihn keine Andeutung. Das macht aber die Annahme Sempers höchst unwahrscheinlich. Denn da, wie Soret wissen mußte, Goethe sich in den folgenden Jahren mehrmals öffentlich zu der Eiszeittheorie zustimmend geäußert hat, so ist nicht anzunehmen, daß Soret, wenn er Vermittler dieser Theorie gewesen wäre, seinen maßgebenden Anteil daran verschwiegen hätte. Und andrerseits, wäre Sorets Erwähnung, wie Semper annimmt, nur eine scherzhafte gewesen, so hätte sie sicher keinen nachhaltigen Eindruck auf Goethe gemacht, oder dieser hätte sich in seinen Gesprächen mit jenem des neuen Gedankens angenommen. Bei ihrem lebhaften Verkehre und ihrer gemeinsamen Vorliebe für die Mineralogie liegt hier wirklich ein argumentum ex silentio vor.

Wie haben sich nun bei Goethe diese Ansichten und — das muß man bei ihm immer fragen — an welchen Anschauungen entwickelt? Die zweite erweiterte Ausgabe der 'Wanderjahre', aus der die oben mitgeteilte Stelle stammt, ist in den Jahren 1825—29 entstanden. In der ersten von 1821 steht anstatt dieser Kritik der geologischen Hypothesen der Satz: „Auf diesem Punkte verlassen uns nun unsere Manuskripte; von der Unterhaltung der Freunde [Wilhelm und Jarno-Montan] finden wir nichts aufgezeichnet." Semper nimmt (S. 337 Anm. 192) mit Recht an, daß schon damals das erratische Phänomen besprochen werden sollte. Wir werden sofort sehen, daß es den Dichter wirklich

zu dieser Zeit beschäftigte. Dieselben Lösungsversuche finden sich in dem aus den Jahren 1828—29 stammenden Aufsatze der 'Nachgelassenen Werke': 'Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung', Abschnitt 2—4 (Naturwiss. Schriften 9, 253—257), und in den erst in der Weimarer Ausgabe (Naturwiss. Schriften 10, 90–95) aus Handschriften gedruckten drei Skizzen: 'Umherliegende Granite', 'Erratische Blöcke', 'Kälte'. Anlaß haben die erratischen Blöcke gegeben, d. h. die in großer Zahl über das Alpenvorland am Genfer und Vierwaldstätter See sowie über die Norddeutsche Tiefebene bis zum Mittelgebirge hin verstreuten Gesteinstücke. Soweit sie nicht rund, sondern kantig sind, können sie nicht durch fließendes Wasser mitgerollt sein. Goethes Erklärung scheidet sich nun einmal nach den Fundstellen der Blöcke. Die Findlinge der Schweiz stimmen ihrer Beschaffenheit nach mit dem Gestein des hinter ihnen liegenden Hochgebirges überein. Wassertransport ist, wie gesagt, bei den meisten ausgeschlossen. Nun finden sich auf den heutigen Gletschern ähnliche, von den angrenzenden Felswänden herabgefallene Blöcke. Sie bilden die sog. „Gufferlinien" (Mittelmoränen). Nach der ursprünglichen Ansicht gleiten die Gesteintrümmer auf dem Eise talwärts; dieser Erscheinung entnimmt Goethe die Erklärung der erratischen Blöcke. Er vermutet nämlich, die Gletscher hätten in kälterer Vorzeit einmal eine größere Ausdehnung gehabt, so daß sich die Gufferlinien bis zu den Seen hinab erstreckten. Bei wiedereintretender Wärme schmolz die Eisunterlage, und die Steine blieben im Gelände liegen. Als notwendige Voraussetzung dient, wie wir sehen, eine Kälteperiode (Eiszeit). Damit verbindet Goethe eine zweite. Er nimmt an, das Meer habe zu jener Eiszeit das Festland bis zu einer Höhe von 1000 Fuß, also auch bis zum Genfer See hin bedeckt. Von den an das Meer stoßenden Gletschern hätten sich Eisblöcke gelöst, seien, mit Gestein bedeckt, weitergeschwommen und hätten ihre Last beim Schmelzen auf den Grund sinken lassen. Abgesehen von der letzten Hypothese, zu der er genötigt wird, weil er die eiszeitlichen Gletscher noch immer nicht mächtig genug nimmt, deckt sich seine Ansicht im Kerne mit der jetzt herrschenden. Aber auch die falsche Anschauung, daß die Steine auf den Gletschern hinab-

gleiten, hat er später verbessert. In der Besprechung einer Schrift zweier Schweizer Jungfraubesteiger (Naturwiss. Schriften 10, 52 f.) vom Jahre 1829 bekennt er sich zu deren Ansicht, daß die Gletscher durch die obere Last abwärts gedrückt und so die Steine auf ihnen mitgetragen werden.

Anders steht es mit seiner Deutung der norddeutschen Findlinge. Die Schleudertheorie Leopold v. Buchs lehnt er, als Freund friedlichen und stetigen Naturgeschehens, mit Entrüstung ab. Aber er leugnet auch für die Mehrzahl der Findlinge die Herkunft von skandinavischen Gebirgen. Da er ihre Verschiedenheit von den heimischen Gebirgen zugeben muß, so nimmt er an, daß sie meist Überbleibsel abgedeckter einheimischer Urgebirge seien. Für die Minderzahl läßt er die Drifttheorie zu, nach der Eisberge sie in jener Kältezeit vom Norden her über das Meer ins Land geschafft haben. Hier weicht also sein Standpunkt von dem heutigen fast überall ab.

Der logischen Entwicklung dieser Gedankenreihe scheint mir nun auch die zeitliche zu entsprechen. Nach seiner Art geht Goethe von dem Nächsten, Selbstbeobachteten aus. In den Jahren 1780/81 hatte er dienstlich die Weimarer und angrenzenden Lande bereist, oft gemeinsam mit einem jungen tüchtigen Geologen, dem späteren Bergrat und Professor J. K. W. Voigt. Dabei hatten beide ihre Aufmerksamkeit auch auf „Granitblöcke“ im nördlichen Vorland des Thüringer Waldes gerichtet. In Anmerkungen zu A. v. Hoffs erstem Bande der 'Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche' (1822) zählt Goethe die ihm bekannten Findlinge Thüringens auf (Naturwiss. Schriften 9, 280 f.). Bei ihrer einem (Gneis von Denstedt) bemerkt er: „Vielleicht, obgleich nicht mit vollkommener Überzeugung, vom Thüringer Wald herzuschreiben.“ Daran knüpft er eine Aufzählung von Fundstellen erratischer Blöcke in der Norddeutschen Tiefebene, von denen er Kunde hatte. Am Schlusse rühmt er den Bergrat Voigt zu Ilmenau und fährt fort: „Dieser, als wir uns lange über die wunderbaren Erscheinungen der Blöcke, über Thüringen und über die ganze nördliche Welt ausgebreitet, öfters besprachen . . ., geriet auf den Gedanken, diese Blöcke durch große Eis-

tafeln herantragen zu lassen; denn da es unleugbar schien[e], daß zu gewissen Urzeiten die Ostsee bis ans Sächsische Erzgebirg und an den Harz herangegangen sei, so dürfe man natürlich finden, daß bei laueren Frühlingstagen im Süden die großen Eistafeln aus Norden herangeschwommen seien und die großen Urgebirgsblöcke, wie sie unterwegs an hereinstürzenden Felswänden, Meerengen und Inselgruppen aufgeladen, hierher abgesetzt hätten." Sie bildeten diese Hypothese im Scherze weiter aus; „Voigt aber konnte von seinem Ernst nicht lassen, und ich glaube, er hat irgendwo den Gedanken abdrucken lassen." Wir sehen also, daß von den oben entwickelten späteren Hypothesen Goethes schon die einer einst größeren Ausdehnung des Meeres, der Herkunft der Findlinge von Norden und ihr Transport durch Eisberge hier vorliegen. Von den alpinen Gletschern ist noch nicht die Rede. Goethe schreibt die Urheberschaft dieser Erklärungsweise, der sogenannten Drifttheorie, dem Bergrat Voigt zu; mit welchem Recht, stehe dahin. Jedenfalls stammt sie nicht von Goethe; er behandelt sie jetzt noch als Scherz. Wichtig ist aber, daß er am Schlusse hinzufügt, er habe „in den letzten Jahren" von seinem Freunde, dem Mecklenburger Kammerherrn v. Preen, die Nachricht erhalten, im Frühling seien große Eismassen, mit Granit beladen, durch den Sund hereingeschwommen. Der Aufsatz über v. Hoff zerfällt in zwei Teile, ein kurzes Schema, das unterschrieben ist: „Weimar, den 17. Jänner 1823" (die Jahreszahl „1827" der Weimarer Ausgabe ist Druckfehler; siehe Goethes Tagebuch vom 17. und 18. Januar 1823), und in dessen Ausführung. Semper setzt die Beobachtung der Thüringer Findlinge in die Zeit der gemeinsamen Wanderungen mit Voigt, also schon in die Jahre 1780/81. Die von Goethe als Scherz behandelte Hypothesenbildung Voigts muß aber später fallen, da sie schon eine Kenntnis der großen Verbreitung der Findlinge voraussetzt, jedoch vor 1820, in welchem Jahre v. Preens Mitteilung erfolgt war. Sie hat dann bei Goethe nachgewirkt. Mit Recht nimmt Semper an, daß die Übersendung erratischer Geschiebe aus Berlin durch Nicolovius i. J. 1828 dem Dichter den Anstoß gab, die Drifttheorie teilweise zu übernehmen, wie wir aus den 'Wanderjahren' und den geologischen Schriften der Jahre

1828ff. ersahen. Daß man in Weimar im Jahre 1828 die Herkunft aus Skandinavien wenigstens für einen Teil der Findlinge zugab und für wie wichtig man diese Tatsache hielt, erfahren wir aus einem Gespräche, das der Großherzog noch am Tage vor seinem Tode (14. Juni 1828) mit Alexander v. Humboldt hatte (Eckermann, 'Gespräche', 3. Teil, 23. Oktober 1828). Für die Mehrzahl der norddeutschen Findlinge behauptet Goethe aber fernerhin mit Bestimmtheit heimische Herkunft. Nur „sekundär" (Naturwiss. Schriften 9, 256) will er einen Eistransport aus dem Norden zulassen. In der Besprechung (1829) einer Schrift (1827) des bedeutenden Geologen Hausmann, der die Gleichheit der norddeutschen Blöcke mit skandinavischen Gesteinen aufs sicherste nachgewiesen hatte, sagt er jedoch entschiedener: Ich „bekenne mich zu der . . . Meinung, daß wir diese Erscheinung einem hohen Frostzustande des Erdbodens zu danken haben" (Naturwiss. Schriften 10, 267). Wenn er diese Meinung „längst ausgesprochen, wieder bestritten" nennt, so denkt er wohl an den Berliner Physiker Wrede, der die Granitblöcke an der Odermündung durch Eisschollen, aber aus den schlesischen Gebirgen verfrachtet sein ließ (Zittel S. 341) und vielleicht an Voigt, von dem er ja die Trifttheorie übernommen hatte und der sie nach Goethes Bemerkung (Naturwiss. Schriften 9, 286) „irgendwo" hatte abdrucken lassen. Übrigens verlangt er für die Nachricht v. Preens über neuerlichen Eistransport solcher Granite weitere Bestätigung (Naturwiss. Schriften 10, 94).

Stammt also diese Drifttheorie für die norddeutschen Geschiebe nicht von Goethe und hat er ihr nur zögernd und unter Einschränkungen zugestimmt, so steht es mit der Annahme einer alpinen Eiszeit anders. Überall in den kleinen geologischen Aufsätzen und Aufzeichnungen, in denen er ihrer Erwähnung tut, stellt er sie als sein Eigentum und seine Überzeugung dar.[1]) Und

[1]) So in 'Erratische Blöcke' (Naturwiss. Schriften 10, 92) von 1828: „Ich lasse die Gletscher", S. 93: „Ich verlange"; in 'Geologische Probleme' (9, 252) von 1829: „Wir halten dafür", S. 254: „Wir sagen"; in der Notiz 'Kälte' (10, 95) von 1829: „Ich habe eine Vermutung"; in der Bemerkung zu Hausmanns Vorlesungen über die erratischen Blöcke Norddeutschlands (1827) von 1829: „Ich bekenne mich", „so lasse ich" (10, 267f.).

wenn er in der oben erwähnten Bemerkung zur Jungfraubesteigung der Gebrüder Meyer (1811) vom Jahre 1829 zu seiner Gletschertheorie hinzufügt (Naturwiss. Schriften 10, 53): „Wir ergeben uns dieser Vorstellungsart um so lieber, weil wir uns mit den neusten Schiebe- und Schleudertheorien unmöglich befreunden können", so begreife ich nicht, wie Semper S. 205 daraus folgern kann: „Genau betrachtet, beanspruchte Goethe selbst nicht das Vaterrecht an der Theorie . . . So pflegt nicht zu reden, wer von der Richtigkeit eines im eigenen Geiste aufgeleuchteten Gedankens überzeugt ist, wohl aber, wer einen fremden aufnimmt, ohne in der Lage zu sein, ihn dem eigenen Vorstellungskreis einzuverleiben." Kann man sich nicht einer eigenen Vorstellungsart ergeben? Und wird man das nicht um so lieber, wenn ein fremder Erklärungsversuch uns unvorstellbar ist? Semper gibt selbst zu, daß sich Goethe nirgends für seine alpine Eiszeit auf fremde Quellen beruft. Nirgends erwecken seine Äußerungen den Anschein, als ob er von ihrer Richtigkeit nicht überzeugt wäre. Noch falscher ist aber die Behauptung, daß Goethe nicht in der Lage gewesen sei, die Gletschertheorie „seinem eigenen Vorstellungskreise einzuverleiben". Gerade die Verbindung der Gletschertheorie mit der früheren Drifttheorie für die norddeutschen Geschiebe durch Annahme einer Eiszeit und eines gleichzeitigen hohen Meeresstandes ist für Goethes Standpunkt kennzeichnend. Bei Venetz findet sich, wie Semper selbst andeutet, noch kein Bezug auf die norddeutschen Findlinge; er hatte in seiner 1822 preisgekrönten, aber erst 1834 veröffentlichten Schrift aus den vorgeschobenen Moränen nur die ungeheure vorgeschichtliche Ausdehnung der Schweizer Gletscher erschlossen. Joh. v. Charpentier, der sich nach anfänglichem Widerspruch durch Venetz zu dessen Ansicht bekehren ließ, glaubt in einem 1834 veröffentlichten Vortrage nicht an eine vorgeschichtliche Eiszeit, sondern nur an eine größere Ausdehnung der Gletscher, die er auf bedeutendere Höhe der Alpen in früherer Zeit zurückführt (Zittel S. 332). Von beiden konnte Goethe also auch durch mündliche Vermittlung nicht zu seiner eigentümlichen Verbindung von Eiszeit und hohem Meeresstande, Gletschertransport in den Alpen und Drifttheorie im

Norden bestimmt worden sein. Immerhin hätten ihn an sich, wie Semper meint, Mitteilungen Sorets von Venetz' Gletschertheorie zur Ausbildung seiner Ansichten über die Findlinge der Schweiz und Norddeutschlands anregen können. Dagegen spricht aber, wie gesagt, daß er eine solche Anregung nie erwähnt, sondern seine Ansicht von der Herkunft der Schweizer Findlinge stets als eigene vorträgt. Daß Forscher unabhängig voneinander auf dieselben Gedanken kommen können, wird auch Semper nicht leugnen. Der Engländer John Playfair hatte schon 1802 in einer Schrift, die in Deutschland und der Schweiz so gut wie unbekannt blieb, die Gletschertheorie entwickelt (Zittel S. 105). Auch Charpentier und Agassiz erfuhren von dem Vorgang Goethes erst nach Veröffentlichung ihrer Arbeiten. Aber Semper wendet ferner ein, daß Goethen die lebendige Anschauung, die bei ihm die Grundlage des Denkens sein müßte, gefehlt habe. Daß auch dies nicht zutrifft, daß er, durch Schweizer Schriften vorbereitet, auf seinen Reisen genügende Anschauung der Gletscher, Moränen und Findlinge der Schweiz gewonnen hatte, auf die er sich in seinen einschlägigen Schriften beruft und aus denen er seine Folgerungen zieht, glaube ich beweisen zu können.

Während Goethe auf seiner ersten Schweizerreise (1775) das Hochgebirge noch mit Werthergefühlen erlebte, betrachtet er es auf seiner zweiten (1779) mit den Augen des Naturforschers; auch führt ihn die zweite Reise tiefer in die eigentliche Gletscherwelt. In seinen Briefen, besonders an Frau v. Stein, aus denen er dann seine spätere Beschreibung der Reise zusammenstellte, finden wir einen Teil der Anschauungen, die er von den Gletschern gewonnen hat. Doch sind die Mitteilungen darüber nicht erschöpfend. In Thun (14. Oktober) schreibt er der Freundin nach Schilderung des Ausfluges zum Tschingelgletscher: „Es fällt mir unmöglich, das Merkwürdige der Formen und Erscheinungen bei den Gletschern jetzt anschaulich zu machen; es ist vieles gut, was drüber geschrieben worden, das wir zusammen lesen wollen, und dann läßt sich viel erzählen" (Briefe 4, 85). Daraus ergibt sich, daß er manche Beobachtung unerwähnt ließ, zugleich, daß er damalige Schriften über diesen Gegenstand kannte, so vielleicht Scheuchzers 'Naturgeschichte des Schweizerlandes' (1746),

wo auch über die Entstehung und Fortbewegung der Gletscher gehandelt wird (Zittel S. 330), und Delucs 'Briefe über die Schweiz' (1778, vgl. Zittel S. 106).

Der Tschingelgletscher oberhalb Lauterbrunnen war der erste Gletscher, den er betrat; um von der Steinbergalp zu ihm zu gelangen, mußte er die großen Seitenmoränen überschreiten. Er erwähnt im Tagebuch (Tageb. 1, 100) auch, daß er und die Gefährten auf dem Gletscher Steine abgewälzt haben. Auf dem Gletscher gingen die Reisenden bis zum Fuße des Tschingelhorns, so daß Goethe Gelegenheit hatte, einen Einblick in die Natur der Gletscher zu tun. Auch die Zungen des Oberen und Unteren Grindelwaldgletschers wurden besichtigt. In Genf blieb man dann vierzehn Tage. Kein Zweifel, daß Goethe von hier aus auch das Südufer des Sees besucht hat. Wenn er also 1829 in 'Geologische Probleme' (Naturwiss. Schriften 9, 254) und gleichlautend in 'Kälte' (ebenda 10, 95, vgl. auch 10, 268) schreibt, die Gletscher der Savoyer Alpen mit ihren Steinreihen (Gufferlinien) „konnten ebensogut durch das Arve- und Drancetal herunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet . . . . bis an den See bringen, wo sie uns noch heutzutag bei Thonon schaarenweis in Verwunderung setzen", so geht daraus hervor, daß er diese Endmoränen der Eiszeitgletscher bei Thonon mit eignen Augen bewundert hat. Der Ort liegt am Ausgang des Drancetales; wir haben keinen Grund, mit Semper eine Verwechslung mit der Walliser Drance anzunehmen, an der Venetz seine Beobachtungen machte. Auch die Arve hat Goethe in ihrem ganzen Verlaufe auf seiner Fahrt nach Chamounix kennen gelernt. Seine Hypothese baut sich also auf eigenstem Erfahrungskreise auf. Auch Saussure wurde damals bei Genf besucht. Dessen berühmtes Reisewerk war damals noch nicht erschienen; aber „er zeigte uns an, was in den kurzen Tagen [der Reise über Chamounix und das Wallis zur Furka] zu sehen würde möglich sein" (Briefe 4, 119). Daß Saussure auf die alten Moränen als Zeichen des Vor- und Rückganges der Gletscher hingewiesen haben wird, wie er dies später in seinem Buche getan hat, ist anzunehmen. In Chamounix besuchten die Reisenden

das Mer de Glace von Montanvert aus, mußten also seine gewaltige Seitenmoräne übersteigen und drangen wohl auch bis zur Mittelmoräne vor. Besonders wichtig ist aber, was der Brief aus Realp (12. November) über den Rhonegletscher sagt: „An diesem Ausflusse [im Rhonetal] hat er [der Gletscher], wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen" (Werke 19, 289). Gewiß haben die Führer zum Beweise dessen auf die früheren Stirnmoränen aufmerksam gemacht, die die Reisenden übersteigen mußten, um „ganz nahe" heranzukommen. Aus eigner Anschauung kannte also Goethe diese auch für seine Hypothese so wichtige Annahme.

Die dritte Schweizerreise (1797), die den Dichter über den Vierwaldstätter See zum dritten Male auf den Gotthard führte, brachte ihn zwar auf keinen Gletscher, war aber sonst für das Gletscherproblem nicht ergebnislos. Wir wissen, daß er sich aufs gründlichste auf sie vorbereitete; gewiß hatte er auch die bezügliche Literatur eingehend studiert. So Saussures berühmtes Reisewerk 'Voyage dans les Alpes' (1779—1796), das die „mächtigen Schuttmassen und Geröllablagerungen im Rhonetal und am Fuße der Alpen" (Zittel S. 83ff.) ausführlich beschreibt und ihre Herkunft erörtert. An einen Eistransport dachte Saussure noch nicht. Sicherlich hat Goethe auch Ebels 'Anleitung, auf die angenehmste und nützlichste Art in der Schweiz zu reisen' (1793 Frankfurt), das „Muster unserer heutigen Reisebücher" (Zittel S. 130 Anm.) auf der Fahrt benutzt. Auch hier ist „die Verbreitung der erratischen Blöcke am Nordfuß der Alpen in ausführlicher Weise geschildert". Ebel seinerseits hatte u. a. Arbeiten des Joh. Konr. Escher verwertet. Nun schreibt Goethe, 'Reise in die Schweiz 1797', aus Stäfa, den 25. September (Werke 34^{I}, 371): „Die mineralogische und geognostische Liebhaberei ist auch erleichtert, seitdem so manche Schweizer sich mit diesem Studium abgegeben und durch ihre Reisen, die sie so leicht wiederholen können, den Fremden den Vorteil verschafft haben, sich leichter zu orientieren. Die Aufsätze eines Herrn Escher von Zürich haben mir eine geschwinde Übersicht gegeben dessen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour [Vierwaldstätter See bis Gotthard] zu erwarten habe."

Wir dürfen also annehmen, daß er zu den im folgenden zu erwähnenden Beobachtungen durch Escher angeregt wurde, der u. a. 1796 eine „geognostische Übersicht der Schweizer Alpen" und später „eine Profilserie von Zürich nach dem Gotthard" schrieb und sich durch musterhafte Genauigkeit dem großen Saussure an die Seite stellt (Zittel S. 133). Goethe lernte ihn auch persönlich kennen und sah sein mineralogisches Kabinett, „das sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthält" (Werke 34^{I}, 431). So notiert er denn „Granitgeschiebe" bei Altdorf (Werke 34^{I}, 393, 23) und „zusammengestürzte Massen Gneis" vor Amsteg (ebenda S. 393, 28), vor allem aber auf dem Wege von Küßnacht nach Immensee: „Gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, man hatte sie von einer Matte, die man reinigte, herüber an die Straße geschafft. Wahrscheinlich liegen sie dort als ungeheure Geschiebe. Die Steinart ist die des Gotthards" (ebenda S. 407). Daraus sehen wir, daß Goethe sich schon damals durch eigene Anschauung von der Herkunft solcher Geschiebe im Alpenvorlande aus dem Hochgebirge überzeugt hatte, und zwar hauptsächlich an den Blöcken bei Küßnacht. Nun schreibt er später (1828) in 'Erratische Blöcke' (Naturwiss. Schriften 10, 93): „Wenn am Luzerner See das Ähnliche geschehen [wie am Genfer See, d. h. die Gletscher sich bis zum See erstreckt haben], so ist es nicht schwer, eben dergleichen Trümmer auf den Weg nach Küßnacht zu bringen." Er knüpft also seine neue Gletschertheorie unmittelbar an die Beobachtungen an, die er selbst auf seiner Reise gemacht hat.

Goethe hat demnach von den beiden letzten Schweizerreisen die Anschauungen mitgebracht, auf denen er ausdrücklich später die Erklärung der erratischen Blöcke der Schweiz aufbaute und die sein „gegenständliches Denken" forderte: die Anschauung der Geschiebe des Vorlandes selbst und ihrer Übereinstimmung mit dem Gestein des hinterliegenden, durch Täler verbundenen Hochgebirges, der Gletscher mit ihren Moränen, der alten Moränen als Zeichen des Gletscherrückganges; von diesem wußte er außerdem durch das Zeugnis Eingeborener.

Allerdings der Gedanke eines Gletschertransports war ihm damals noch nicht gekommen, wie auch noch keinem der damali-

gen Schweizer Geologen. Wann ist dieser in ihm aufgetaucht und wie hat er festere Gestalt gewonnen?

Die erste Anregung, sich mit der Findlingsfrage zu beschäftigen, ging, wie wir wissen, von den Granitblöcken des Thüringer Randgebietes aus. Da der Thüringer Wald selbst überwiegend aus Flözen besteht, so war die Herkunft der Blöcke ein Rätsel. Zugleich erinnerte er sich der vielen Findlinge der Norddeutschen Tiefebene, von denen ihm Freunde Proben geschickt hatten, deren Ähnlichkeit mit schwedischen Gesteinen er nicht leugnen konnte. In einer Unterredung mit Bergrat Voigt äußerte dieser die Vermutung, die Ostsee habe früher bis zu den Mittelgebirgen gereicht, Eisberge hätten die Trümmer aus dem Norden ins deutsche Land getragen und bei der Schmelze dort zurückgelassen. Goethe beteiligte sich im Scherze an der Ausgestaltung dieser Hypothese, nahm sie aber nicht als Ernst wie der Freund, sondern hielt die Findlinge für Überbleibsel früherer heimischer Gebirge, deren Gestein dem des skandinavischen ähnlich gewesen sei. Da erhielt er 1820 durch v. Preen die Nachricht von Eisbergen, die mit Trümmern aus Schweden durch den Sund geschwommen seien. Dies machte ihn stutzig. Doch wollte er 1823 in seinem Aufsatze über Hoff noch nicht an die Hypothese Voigts glauben, sondern hielt an dem einheimischen Ursprunge der Findlinge, wenn auch schon unsicher, fest. Da „traf (1828) von Alfred Nicolovius eine neue Sendung von Musterstücken erratischer Geschiebe von Berlin ein nebst der Lithographie eines großen Felsblocks, und weiteres wurde erbeten“ (Semper, S. 202 und Anm. 189 und 190). Die höckerige Beschaffenheit der Geschiebe schloß Wassertransport aus; von ihrer Ähnlichkeit mit schwedischen Gesteinen wird sich Goethe auch überzeugt haben. Da ihn nun die neueste Schleudertheorie v. Buchs und anderer aufs äußerste abstieß (das hebt er besonders hervor), so entschloß er sich, wenigstens teilweise für die Findlinge Norddeutschlands die Hypothese Voigts anzunehmen: vorzeitliche Ausdehnung der Ostsee über die Norddeutsche Tiefebene hin und Eistransport der Blöcke. Beim Durchdenken dieser Frage nun, nehme ich an, werden ihm seine Schweizer Erfahrungen lebendig geworden sein. Die Übereinstimmung der Gneisblöcke bei Küßnacht mit

dem Gotthardgestein hatte er selbst festgestellt; jene lagen diesseits des Sees, der Gotthard jenseits. Ebenso muß er durch Augenschein oder aus Schweizer Schriften, besonders Saussures, Kenntnis von Findlingen am Nordufer des Genfer Sees gehabt haben. Er kannte die Gufferlinien, wußte von dem zeitweiligen Rückgang der Gletscher. Ein neuerliches Vordringen derselben wurde ihm durch die Preisfrage der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft von 1817 bestätigt. Ebenso berichtete ein Freund 1820 von einer Sommerreise, die er zur Prüfung dieser Erscheinung nach der Schweiz unternahm, daß auf dem Grenzgebirge zwischen Glarus und Graubünden die Gletscher vorrückten (Naturwiss. Schriften 13, 376).

Dieser ganze Vorrat eigner Anschauungen und vermittelter Vorstellungen wurde nun durch das Nachdenken über die nordischen Findlinge in Bewegung gesetzt. Denn die Schweizer boten ja ähnliche Rätsel wie diese. Auch sie lagen fern den Gesteinen, denen sie in ihrer Beschaffenheit glichen. Auch sie waren zackig, also nicht durch Wasser gerollt und abgerundet. So ist es denn verständlich, daß Goethe die Lösung der einen Frage der der anderen anglich, aber den besonderen Verhältnissen anpaßte. Wie die nordischen Geschiebe durch Eisberge, so läßt er die Schweizer durch die Gletscher befördern, und zwar zuerst auf ihnen abgleiten, dann mit ihnen hinabrücken. So sieht er sich veranlaßt anzunehmen, daß die Gletscher zu jener Zeit größer waren, damit sie bis zu den Seen hinabreichten. Aber nur bis zu diesen und durch die Täler hindurch, nicht, wie Agassiz wollte, über das Gebirge, um ihre Größe nicht über seine „gegenständlichen“ Begriffe hinaus zu steigern. Da er von neuzeitlicher Ab- und Zunahme der Gletscher wußte, so hatte diese Vergrößerung für sein Vorstellen keine Schwierigkeit. Aber „zu dem vielen Eis brauchen wir Kälte“ (Naturwiss. Schriften 10, 95). Diese Annahme, die der Voigtischen Hypothese noch fremd war, übertrug er von der Schweiz auf den Norden, da die Massenhaftigkeit der norddeutschen Findlinge eine größere Menge der tragenden Eisberge und damit eine größere Mächtigkeit der skandinavischen Gletscher, von denen sich jene ablösten, forderte. Da sich nun ferner solche Trümmermassen auch dies-

seits der Alpen und weit im Schweizer Vorlande finden, übernahm er die Hypothese des höheren Meeresstandes, die für die norddeutschen Findlinge nötig war, auf die Schweizer Vorzeit. Bei der Frühjahrsschmelze lösten sich von den Gletscherenden an den Seen geröllbedeckte Eistafeln, schwammen hinüber und tief ins Meer; wenn sie schmolzen, ließen sie die Geschiebe in der Meerestiefe zurück. So kommt es, daß Goethe die damalige Meereshöhe auf 1000 Fuß ansetzt. Wir verstehen aber auch, warum er für den Norden an der Trifttheorie festhielt. Die Übertragung des Gletschertransportes von den Alpen auf Skandinavien, eine Theorie, der erst Otto Torell 1875 zum Siege verhalf, wäre ihm eine unmögliche Vorstellung gewesen. Sie setzt eine solche Ausdehnung der nordischen Gletscher voraus, wie sie seinem Vorstellen unfaßbar war. Gerade diese Vereinigung nun von Gletschertransport und Eisdrift, die sich bei keinem gleichzeitigen Forscher findet, ist so kennzeichnend für Goethe, daß schon sie eine Anregung unwahrscheinlich macht. Alle Einzelheiten der Theorie entsprechen Erfahrungen, die er selbst gemacht hat. Sie bleiben sämtlich in den Grenzen seines gegenständlichen Denkens.

So retten wir für Goethe nicht nur den Anspruch auf die Selbständigkeit eines Gedankens, der gleichzeitig zwar von anderen bedeutenden, durch ihren Wohnsitz begünstigteren Forschern gefaßt wurde, dann aber auf Jahrzehnte wieder verschwand und jetzt der herrschende geworden ist, wir tun auch einen Blick in die Eigenart seines naturwissenschaftlichen Denkens, das immer Anschauungen verlangt und Hypothesen daranzuknüpfen sich nicht scheut, diese aber nie weiterführt, als seine Vorstellungskraft reicht. Diese Art hat ihn Irrtümer seiner Zeit teilen, aber auch meiden lassen. Sie verhalf ihm zu schönen Entdeckungen und so zu dem Gedanken einer vorgeschichtlichen Eiszeit.

Goethes mikroskopische Studien an niederen Tieren und Pflanzen im Hinblick auf seine Morphologie

Von Maria Dahl (Falkenhagen-Seegefeld bei Berlin)

> Die Morphologie soll die Lehre von der Gestalt, der Bildung und Umbildung der organischen Körper enthalten.
> (Naturwiss. Schriften 6, 293.)

Im schriftlichen Nachlasse Goethes befindet sich, in blauem Umschlag mit eigenhändiger Aufschrift: 'Infusions-Thiere', eine Reihe von Aufzeichnungen über seine mikroskopischen Beobachtungen an niederen Tieren und Pflanzen.[1])

[1]) Abgedruckt Weimarer Ausgabe: Naturwiss. Schriften 7, 289—304 und 355 f.

Aus dem Vergleich des Druckes mit der Handschrift ergeben sich folgende Verbesserungen und Ergänzungen zweifelhafter Stellen, die in dem Druck durch eine Reihe von Punkten oder durch ein eingeklammertes Fragezeichen bezeichnet sind:

- S. 296 Zeile 2 von oben ist einzusetzen: „Pandeloken". So auch S. 297 Zeile 5 von oben und Zeile 10 von unten, ferner auf S. 299. 300. 303 in die angezeigten Lücken.
- S. 296 Zeile 16 von unten „**weit**" statt „wie".
- S. 296 Zeile 15 von unten ist einzusetzen: „**schönen**".
- S. 302 Zeile 3 und 4 von oben: „Bei [?] ist dasselbe Thier durch Nr. 1 [?] vergrößert" soll **bedeuten die** Abbildung auf Taf. II a vom 14. April, welche sich zwischen a [5] und [6] befindet. Nr. 1 ist die Nummer der Linse, mit der das Objekt vergrößert wurde.
- S. 302 Zeile 5 von unten: „d. 11. Mai 16 [?]" bedeutet die Beobachtung der Infusion Nr. 16 am 11. Mai.

Diese handschriftlichen Notizen, die teilweise von Goethe selbst niedergeschrieben sind, meist aber die Handschrift verschiedener Schreiber zeigen, beziehen sich auf Beobachtungen an 19 verschiedenen Infusionen in der Zeit vom 8. April bis zum 11. Mai 1786. Es wird ausführlich Protokoll darüber geführt, welche Lebewesen sich in den einzelnen Aufgüssen zeigen, wie sie sich verhalten, entwickeln und vermehren. Eine Anzahl zumeist sehr fein ausgeführter Zeichnungen sind entweder dem Texte selbst eingefügt oder liegen auf losen Blättern daneben.

Schon E. Neukauff[1]) beschäftigte sich 1906 mit diesen Untersuchungen Goethes. Er betrachtete den Gegenstand nicht nur vom heutigen Standpunkte der Naturwissenschaft aus und nannte uns die Arten und Namen der Infusorien, die Goethe in seinen Aufgüssen gefunden haben wird, sondern deutete schon darauf hin, daß diese Untersuchungen einen tieferen Sinn für Goethe hatten.

Von diesem Standpunkte aus soll auch hier an diese Beobachtungen herangegangen werden; es soll versucht werden klarzulegen, von welchen naturwissenschaftlichen Gedanken Goethe damals erfüllt war.

Besonders bemerkenswert sind die äußerst fein ausgeführten Zeichnungen zu dem Aufsatz. Ob sie alle von Goethes Hand herrühren, wie es im Druck angegeben ist, dürfte zu bezweifeln sein, da Goethe in einem Briefchen an Charlotte v. Stein vom 8. April 1786 ausdrücklich schreibt: „Ich lasse Infusionstierchen zeichnen." Der Zeichner ist vielleicht Waitz.

Die Zeichnungen auf dem ersten der besonderen Blätter stellen Schimmelbildungen dar und können sich auf die Infusion Nr. 10 S. 298 beziehen.

Die auf dem zweiten besonderen Blatte abgebildeten Rädertierchen und die Harpactiden auf Taf. I Fig. 3 können in der Flüssigkeit enthalten gewesen sein, von der Goethe schreibt S. 290: „14) Conferva; doch war diese nicht ganz rein zu haben, indem sich darin und in dem Wasser, womit sie geschöpft wurde, schon allerlei Insekten [!] befanden."

Die Zeichnungen auf dem dritten besonderen Blatte sind eine Wiederholung und feinere Ausführung der auf den Taf. II a, II b und III skizzierten Infusionstiere.

[1]) E. Neukauff, 'Goethe als Mikroskopiker': 'Aus der Natur', Stuttgart 1906, Jahrg. 2, S. 449—458.

Es war nicht zum ersten Male, daß Goethe sich mit Infusionen beschäftigte. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er längere Zeit darauf verwendet, wie wir es aus seinen Briefen an Jacobi, Merck, Knebel, Charlotte v. Stein u. a. wissen. Den ersten Hinweis finden wir in einem Briefe vom 12. Januar 1785 an Fritz Jacobi:

„Eh' ich eine Silbe *μετὰ τὰ φυσικά* schreibe, muß ich notwendig die *φυσικά* besser absolviert haben. In diesen bin ich fleißig, wie es die Zeit und der Zustand meines hin und her gezerrten Gemütes leiden.

„Mein osteologischer Versuch, wodurch ich den berüchtigten Zwischenknochen auch dem Menschen zueigne, ist an Campern fort. . . .

„In meiner Stube keimt Arbor Dianae und andre metallische Vegetationen. Ein Mikroskop ist aufgestellt, um die Versuche des v. Gleichen genannt Rußwurm mit Frühlingseintritt nachzubeobachten und zu kontrollieren. Ich mag und kann dir nicht vorerzählen, worauf ich in allen Naturreichen ausgehe. Des stillen Chaos gar nicht zu gedenken, das sich immer schöner sondert und im Werden reinigt."

Dieser Brief führt uns gleich in die ganze rege Tätigkeit Goethes hinein. Seinen „osteologischen Versuch", den Aufsatz über den Zwischenkieferknochen beim Menschen, hatte er an Camper und an Soemmerring abgesandt, mit dem bekannten Erfolg oder vielmehr Mißerfolg: „Von Soemmerring habe ich einen sehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! . . . Auf Campers Wort bin ich neugierig" (an Merck, 13. Februar 1785).

Den ganzen Frühling hindurch treibt er eifrig mikroskopische Studien, ja sogar auf die Reise „ins Karlsbad" nimmt er sein Mikroskop mit. Unterwegs muß es ihm helfen, die Zeit zu vertreiben, als er in Neustadt a. d. Orla wieder, wie im Winter, erkrankt und acht Tage dort zubringen muß. Ungeduldig, nach Karlsbad zu kommen, wo sich Frau v. Stein schon befindet, schreibt er ihr (27. Juni 1785): „Mein Mikroskop bring' ich mit; es ist die beste Zeit, die Tänze der Infusionstierchen zu sehen. Sie haben mir schon großes Vergnügen gemacht."

Auch nach seiner Rückkehr aus Karlsbad und den ganzen Win-

ter hindurch werden die verschiedensten Studien getrieben, so daß er zuletzt selbst schreibt: „Wer doch nur einen aparten Kopf für die Wissenschaften hätte!“ (an Charlotte v. Stein, 12. Dezember 1785).

Im Frühjahr konzentrieren sich dann die Versuche und nehmen experimentellen Charakter an, wie die oben genannten Aufzeichnungen und viele Stellen seiner Briefe es zeigen.

Das Gewimmel der Lebewesen, in das man einmal selbst hineingesehen haben muß, um einen Begriff von der Fülle dieses organischen Lebens zu haben, macht auch dem Dichter die größte Freude und wird jedem Besucher vorgeführt. „Wenn dir mit Infusionstierchen gedient wäre, könnte ich dir einige Millionen verabfolgen lassen“ (an Jacobi, 14. April 1786).

Das eine aber zeigen alle diese Aufzeichnungen, daß seine Forschungen keinen systematischen Charakter trugen — „Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur“ —, wohl aber von einem gemeinsamen Gedanken zusammengehalten wurden. „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich dir nicht ausdrücken, mein langes Buchstabieren hat mir geholfen, jetzt ruckt's auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes, es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen“ (an Charlotte v. Stein, 15. Juni 1786).

Die pflanzlichen Studien zeitigten 1790 die 'Metamorphose der Pflanzen', die nur eine Vorstufe für die geplante, aber nur Fragment gebliebene Morphologie sein sollte. Im Hinblick hierauf müssen wir also wohl auch die Studien an den Infusionstieren betrachten. Goethe selbst führt in seinen morphologischen Aufsätzen die Infusionstiere als Beispiel niedrigster Tiere an, die in ihrem Bau, in ihrer Vermehrung und Auflösung den Pflanzen nahestehen. „Wenn man Pflanzen und Tiere in ihrem unvollkommensten Zustande betrachtet, so sind sie kaum zu unterscheiden“ (Naturwiss. Schriften 6, 13).

Wir gehen deshalb wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß schon 1786 die Experimente dazu dienen sollten, diesen Gedanken empirisch zu stützen. Vor allem wenn wir uns ver-

gegenwärtigen, auf welchem Standpunkte sich in jener Zeit die Infusorienkunde befand.

Der Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts steht sozusagen unter dem Zeichen des Mikroskops. Zwar fällt die Erfindung desselben schon in das Ende des siebzehnten; aber ganz davon abgesehen, daß die ersten Apparate noch höchst unvollkommen waren, mußte die Forschung doch auch über die ersten schwierigen Schritte hinausgehen, um nennenswerte Erfolge zu erzielen, und Vorurteile überwinden, von denen wir uns jetzt kaum noch einen Begriff machen können.

Wurde doch sogar die Existenz der Infusionstiere zuerst geleugnet, und eine große Reihe von Forschern ist nur bemüht, diese zu beweisen. Nun tritt aber die zweite Schwierigkeit hinzu. Das Vorhandensein der Infusionstiere wird zugegeben, es werden auch verhältnismäßig richtige Beobachtungen über ihre Vermehrung gemacht; aber das Woher, die Frage nach ihrer Entstehung, ruft einen neuen Kampf der Gelehrten hervor. Die Naturforscher sind in zwei große Lager geteilt: als Evolutionisten und Epigenesisten stehen sie sich schroff gegenüber. Die ältere Theorie der Evolution oder die Präformationslehre nimmt an, daß in dem Keime schon alle Teile des künftigen Tieres vorgebildet seien und daß beim Wachstum nur eine Auswickelung (Evolution) derselben stattfinde. Diese Annahme führte notwendig zu der Einschachtelungslehre, wonach jedes Tier und jede Pflanzenart, zu Anbeginn erschaffen, schon die Keime aller späteren Individuen in sich trage. Als Folgerung ergibt sich hieraus die Beständigkeit der Art und die vollkommene Starrheit und Entwicklungsunmöglichkeit der Lebewesen. So Linné, Bonnet, Spallanzani, Daubenton, Cuvier und andere.

Dagegen behauptet die 1759 von Kaspar Friedrich Wolff aufgestellte Theorie der Epigenesis, daß weder im Ei noch im Samen eine Spur der Form des ausgebildeten Organismus bestehe, daß vielmehr die Entwicklung eines jeden Organismus eine Kette von Neubildungen darstelle. Um diese allmähliche Umwandlung zu erklären, nehmen die verschiedenen Anhänger dieser Lehre verschiedene Kräfte an: Wolff nennt

sie vis essentialis, Blumenbach nisus formativus, Needham eine force végétatrice. Aus dieser Anschauung entstand der Gedanke einer Urzeugung, einer generatio aequivoca oder spontanea, einer Zeugung sine ovo.

Derjenige Forscher, an den sich Goethe in der Technik der Beobachtung bei seinen Studien über die Infusionstiere anschließt, Wilh. Friedr. v. Gleichen genannt Rußworm (1717 bis 1783)[1]), gehörte zu den Epigenesisten; denn er meint, „daß die Entstehung der Infusionstiere weder der Vegetation der eingeweichten Vegetabilien noch der Dekomposition animalischer Teile von tierischen Einweichungen zugeschrieben werden könne. . . . In den inneren Bestandteilen des Wassers müssen wir also die Prinzipia des Lebens des Tier- und Pflanzenreichs aufsuchen. Diese ruhen so lange in dem Flüssigen, bis sie durch eine äußere Ursache in Bewegung gesetzet werden . . . Die . . organischen, zur Animalität bestimmten Substanzen werden durch eine gelinde Gärung, die eine gleichfalls gelinde Wärme wirket, in Bewegung gesetzet“ usw. Unter dem Einflusse der Luft entstehen dann erst „Bläschen“, dann kleinere und zu-

[1]) Es gibt zwei Arbeiten des v. Gleichen, genannt Rußworm, eine vom Jahre 1764: 'Das Neueste aus dem Reiche der Pflanzen', Nürnberg, und eine von 1778: 'Abhandlung über die Samen- und Infusionstierchen', Nürnberg. Goethe hat sie beide benutzt. Aus der ersten machte er „den Auszug wegen des Mikroskops“ (an Charlotte v. Stein, 4. März 1785); denn nur hier gibt v. Gleichen auf fast 4 Folioseiten eine Beschreibung und auf 6 großen illuminierten Kupfertafeln eine Darstellung seines Sonnenmikroskops, seiner Lupe und aller dazugehörigen Teile. Auch des schönen, eigens konstruierten blau-goldenen Rokkoko-Kästchens. Das Buch ist noch jetzt in der Weimarer Landesbibliothek vorhanden und zeigt an seinem abgegriffenen Äußern, daß es fleißig gelesen worden ist. Jetzt hat es wohl nur noch historischen Wert.

Das andere Buch v. Gleichens über die Infusionstierchen war Goethes Eigentum. Er hatte es sich im Juni 1785 angeschafft; das Goethe- und Schiller-Archiv bewahrt noch die Quittung der Hoffmannschen Buchhandlung darüber. Unter den jetzt noch vorhandenen Büchern seiner Bibliothek ist es nicht zu finden; daß es aber 1788 noch darunter war, beweist ein altes, noch ungedrucktes Verzeichnis Goethischer Bücher, das, von dem Schreiber J. N. Ambrosius geschrieben, unter 317 nach der Größe verzeichneten Werken etwa 90 naturwissenschaftliche Schriften aufzählt.

letzt größere „Tierchen". Diesen seinen Tierchen gibt v. Gleichen eine Reihe phantastischer Namen: Punkt-, Oval-, Pandeloquen-Tierchen usw.; den letzten Namen, weil „sich diese Tierchen nach ihrer gewöhnlichsten Form mit nichts besser als mit den Pandeloquen an den Ohrenringen der Weiber vergleichen lassen". Daraus ist dann beim Schreiben nach Diktat in der Goethischen Handschrift das „Pandeloken" geworden, ein Wort, dem man in dieser Anwendung auf Tiere sonst nicht begegnet.

Im übrigen bemüht sich v. Gleichen, durchaus genau zu untersuchen und unvoreingenommen an seine mikroskopischen Beobachtungen heranzutreten; treibt doch auch ihn „allein die Liebe zu meinem Gold, zur Wahrheit". „Sehen, so scharf als es uns immer unsre Gesichtskräfte gestatten, Sehen müssen wir immer unsern Schlüssen vorausgehen lassen". Er gibt genaue Angaben darüber, wie er seine Aufgüsse herstellt, wieviel „Gesäme" und Wasser er nimmt, wie lange er den Aufguß stehen läßt usw. Auch hierin ist ihm Goethe gefolgt. Nicht weniger in dem damals herrschenden Gedanken, unmittelbar beobachten zu können, wie sich pflanzliches Leben in tierisches verwandelt, wenn er am 12. April 1786 schreibt: „Die Schimmelstäubchen scheinen durchsichtig zu werden und sich in Infusionstierchen zu verwandeln" (Naturwiss. Schriften 7, 292).

Er teilt damit wie v. Gleichen den Standpunkt der Naturforscher seiner Zeit. So meint auch Needham: „La force végétatrice est non seulement destinée à organiser la matière des Etres animés, elle peut encore la faire passer de l'état de Végétal à celui d'Animal."

Als Anhänger der Theorie der Epigenesis hat Needham aber die Evolutionisten zu Gegnern. Besonders der italienische Physiker und Physiologe Lazaro Spallanzani (1729—1799) sucht ihn damit zu widerlegen, daß er sagt, einmal zum Leben Erschaffenes verliere diese lebenbildende Kraft auch nicht. Als Beispiel betrachtet Spallanzani niedere Pflanzen[1]) und Tiere, welche

[1]) Diese Pflanzen sind „le Nostoc" und „la Tremelle". Er beschreibt sie (in der französischen Übersetzung Senebiers Bd. 2, S. 364 f.) in seinen 'Opuscoli di Fisica animale e vegetabile' folgendermaßen:

die Eigenschaft haben, vollkommen einzutrocknen und bei neu eintretender Feuchtigkeit wieder aufzuleben. Dieselben Pflanzen beschäftigten auch Goethe[1]), Nostoc commune sogar bis ans

„Le Nostoc, ainsi appellé par Paracelse est une Plante Terrastre, qui, parce qu'elle paroit soudainement dans les lieux, où elle n'étoit pas d'abord, a été regardée par les Anciens plutôt comme un Prodige du Ciel et de la Terre, que comme une Plante; aussi ils l'ont appelée Fleur du Ciel, Fleur de la Terre; on la voit dans toutes les Saisons, mais sur tout dans l'Eté, après les grandes Pluyes; qu'oiqu'elle s'enracine dans tous les terreins, elle préfère les Prairies, les Terres arides, les Vallons sabloneux; sa couleur est d'un verd brun, sa figure n'a rien de régulier, elle ressemble en gros à une feuille pliée sans ordre, et quand on veut la déchirer avec les doigts, on sent quelque résistance comme celle qu'on éprouve quand on déchire une jeune Feuille. Survient-il une sécheresse subite, le Nostoc se ride, se contracte, se dessèche, et il ne reste de lui qu'une peau fine et desséchée. Tombe-t-il une Pluye subite et véhémente, il reverdit et reprend son premier volume. Le Nostoc est donc, comme l'observe Réaumur, qui m'a fourni ces connoissances, une Plante d'un genre singulier, puisqu'elle reprend la vie après avoir été dans un état qui est pour les autres un état de mort permanente.

La Tremelle est une Plante aquatique, qui jouit du même privilège; les Botanistes l'ont mise dans la classe des Conferves; si elle est dans un Vase qui manque d'eau elle se fâne, elle sèche et perd sa verdeur, mais si l'on y verse de l'eau, elle reprend bientôt son premier état . . ."

[1]) An welche Art Goethe in seiner Schilderung (Naturwiss. Schriften 7, 355) denkt, erkennt man sofort, wenn man nach der Handschrift zwei im Text unbegreiflicherweise ausgelassene Zeilen ergänzt, in denen auf eine bestimmte Abbildung hingewiesen wird: „Ein großer, mit Sand überzogener Platz fand sich nach einem Regen zu Anfang des Septembers 1785 auf einmal mit einer Menge gelbgrüner, gallertartiger Läppchen überstreut, die mehr oder weniger einerlei Größe hatten und von denen in der Länge keins 3 Zoll überstieg; ungleiche Falten gaben ihnen ein blätterhaftes Ansehn völlig wie die Linckia des Micheli gezeichnet ist Tab. 64 Fig. 1 'Nova Plantarum genera'." (Von „völlig" bis „Fig. 1" fehlt im Abdruck). Das zitierte Werk ist: 'Nova Plantarum Genera, juxta Tournefortii Methodum disposita . . . Auctore Petro Antonio Michelio . . . Florentiae 1729'. Micheli unterscheidet zwei Arten: L. terrestris und L. palustris; die erste ist abgebildet Tafel 67 Fig. 1 (nicht Tafel 64; doch sind Goethes Zahlen sehr undeutlich). Den Namen Linckia legt ihr erst Micheli bei, einem Leipziger Forscher

Ende seines Lebens: in seinem Arbeitszimmer befindet sich noch jetzt ein Schächtelchen mit dieser eingetrockneten Pflanze. Doch nicht allein auf das Auffallende der Erscheinung geht Goethe bei seiner Beobachtung ein, sondern auf die Ähnlichkeit im mikroskopischen Bau der Linckia mit einem „grünen flockigen Wesen", welches sich in einem offenen Gläschen mit starkem Alaunwasser gebildet hatte, und auf die Ähnlichkeit mit dem Bau der Infusionstiere: „Ich brachte davon einen Tropfen auf das Mikroskop, und es zeigten sich ebensolche Gestalten wie in der Tremella, nur bei ebenderselben Vergrößerung um so vieles kleiner. . . . Es sind nämlich zwei Bläschen durch einen kaum gebogenen Schlauch verbunden, welche in allen Richtungen über- und durcheinander lagen. . . . Gestalten . . . welche der Herr v. Gleichen Kettenkugeltierchen nennt."

Der Meinungskampf der Naturforscher war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr erbittert. Gewissermaßen auf einen kleinen Schauplatz zusammengedrängt finden wir ihn in einem kleinen Büchlein, das mir in der Bibliothek Goethes in die Hände fiel und das insofern besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht, als es bisher noch nicht beachtete Anstreichungen und Randzeichen von Goethes Hand[1]) enthält an Stellen, die gegen die Evo-

zu Ehren; der von ihm zitierte Paracelsus nennt sie Nostoc (Comm. Acad. R. Sc. An. 1708 pag. 293 und An. 1722 pag. 78). Den neuen nomenklatorischen Regeln folgend, heißt die Art jetzt wieder Nostoc commune. Micheli gibt auf S. 126 folgende Beschreibung: „Linckia est plantae genus inter Agaricum [Pilzgattung] et Ceratospermum [Flechtengattung], a quibus differt ob seminum dispositionem atque situm, quae in tortuosam, nodosamque lineam Coralli, aut Margaritarum, monilium instar, disponuntur, quemadmodum Microscopium exhibet, quae semina ipsi plantae corpori affiguntur."

[1]) Goethe hat folgende Stellen angestrichen: „Materie, die schon einmal organisiert war und deren Teile sich trennen, hat einen Trieb (ein Bestreben), sich zu neuen tierischen oder vegetabilischen Organisationen zu bilden, einen Trieb, dessen Tätigkeit sich nach Maßgabe der Umstände in verschiedenen Graden äußert" (S. 36). „Dürfen wir also noch anstehen, in der Materie der Pflanzenaufgüsse eine ähnliche innige Vereinigung der Grundstoffe und ein ähnliches reges Wirken anzuerkennen, das in jedem Betracht vor der Organisation vorhergeht, die es hervorbringen

lutionstheorie sprechen: 'Zweifel gegen die Entwicklungstheorie. Ein Brief an Herr Senebier von L** P** aus der französischen Handschrift übersetzt von Georg Forster. Göttingen, bei Johann Christian Dieterich 1788'.

Den Inhalt des Büchleins bildet eine Kritik des Spallanzanischen Werkes: 'Opuscoli di Fisica animale e vegetabile' (Modena 1776), das von J. Senebier ins Französische übersetzt und mit einem ausgedehnten Vorwort (124 S.) versehen worden war (Genf 1777). Die Kritik stammt von dem französischen Mineralogen und Forschungsreisenden Louis Patrin (1742 bis 1815); sie ist in die Form eines Briefes gekleidet, den Louis Patrin an den Übersetzer Senebier richtet und seinem Freunde Gilibert in Wilna mitteilt (1778). Hier bleibt das Manuskript liegen, bis es Georg Forster, der 1784 nach Wilna kommt, als „zum Druck völlig vorbereitet" in dem „Auskehricht der Bibliothek" findet, übersetzt, mit Vorbericht und Anmerkungen versieht, seinem Freunde Blumenbach widmet und in Göttingen drucken läßt (1788). Wenn wir dann noch hinzurechnen, daß

---

soll (spontanée)? Die Materie der Aufgüsse war einst belebt und rege, als Bestandteil eines andern Körpers, um so viel eher läßt es sich denken, daß Lebenskraft und Regsamkeit in ihr liege, so gut wie in tierischen Zeugungsstoffen, womit sie so viel Ähnlichkeit hat, wenn sie gleich unvollkommener, gröber, unentwickelter ist, oder wie man das nennen will. Dafür gehen aus ihr auch keine Menschen, keine Pferde, sondern bloße Aufgußtierchen hervor. Die Entstehung der ersteren ist uns unbegreiflich, die der letzteren nicht minder; uns bleibt nichts übrig, als uns darüber zu beruhigen" (S. 111). „Mich dünkt, damit ich's rein und kurz zusammenfasse, die Natur, oder was man immer für ein Wesen bei diesem Namen nennen mag, ist immerdar tätig und wirkt die Erscheinungen und Ereignisse nach den Bedürfnissen jedes Augenblicks . . ." (S. 117). „. . . Leibniz hatte . . gesagt . . ., daß die Gesetze der Mechanik allein nicht hinreichend sind, da ein Tier zu bilden, wo noch nichts Organisiertes existiert. Allein die Materie, von göttlicher Weisheit geordnet, sei überall wesentlich organisiert, und folglich stecke ein Mechanismus in den Teilen der Maschine bis ins Unendliche . . . " (S. 139). „Dafür scheint es mir immer noch begreiflicher, daß der Bart bei alten Weibern, der Schimmel an alten Kürbissen und der Mistel an alten Bäumen Teile des alten Ganzen sind, die sich dekomponieren und zu neuen Organisationen bilden" (S. 147).

sowohl Bonnet als auch sein Neffe de Saussure, Needham, Leibniz, de Lamettrie und andere mit ihren Meinungen und Anschauungen in der kleinen Schrift zu Worte kommen, so werden uns auf dem engen Raume wohl alle bedeutenderen Gelehrten jener Zeit vorgeführt, die sich mit diesen Fragen beschäftigten.

Aber auch hier verfällt Patrin in den Fehler, daß er, um die Falschheit der Theorie der Evolution und der präformierten Keime zu beweisen, eine phantastische Urzeugung annehmen muß, die er an den seltsamsten Beispielen zu beweisen sucht (Eingeweidewürmer, Läusesucht oder Phthiriasis).

Einzelne Notizen Goethes aus jener Zeit zeigen, daß auch ihm ähnliche Gedanken nicht fern lagen (Naturwiss. Schriften 13, 122):

„Je näher man dem Begriff der beiden Geschlechter kommt, desto leichter läßt sich die sogenannte Generatio spontanea begreifen.

„Wenn zum Exempel in der Phthiriasi Läuse sine ovo entstehen, so müssen sie durch eine Kraft entspringen, die der männlichen und weiblichen gleichkommt."

„Das Fortrücken der Organisation. Daß jede so einfach als möglich anfängt und im Fortrücken sich die Organe verändern."

Er sagt aber auch: „Einschachtelung und Epigenese sind nur schwache Versuche des Verstandes, der alles mit Händen greifen will" (Naturwiss. Schriften 13, 166).

„Das Neue, Gleiche ist anfangs immer ein Teil desselbigen und kommt in diesem Sinne aus ihm hervor. Dieses begünstigt die Idee von Evolution; das Neue kann sich aber nicht aus dem Alten entwickeln, ohne daß das Alte durch eine gewisse Aufnahme äußerer Nahrung zu einer Art von Vollkommenheit gelangt sei. Dieses begünstigt den Begriff der Epigenese. Beide Vorstellungsarten sind aber roh und grob gegen die Zartheit des unergründlichen Gegenstandes" (Naturwiss. Schriften 6, 288).

Es muß immer wieder hervorgehoben werden, wie eng begrenzt der Horizont der damaligen Naturforscher war und wie jeder eigensinnig an der einmal vorgefaßten Meinung festhielt;

erst dann kann man recht ermessen, wie hoch die Fähigkeit Goethes einzuschätzen ist, sich über alle diese beschränkten Anschauungen emporzuheben und seiner Zeit vorauszueilen. Wie wenig er aber von seinen Zeitgenossen verstanden wurde, sagt er selbst: „. . . wenn ich meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie mir auch waren, in bester Ordnung und, wie es mir schien, bis zur kräftigsten Überzeugung vortrug [bei Jacobi in Pempelfort 1792], so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart: nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe. In Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören: daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterm Scherze die alte Frage hervorhob: ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen? Die Einschachtelungslehre schien so plausibel und die Natur mit Bonnet zu kontemplieren höchst erbaulich" (Werke 33, 197).

Und als zweites wird auch heute noch oftmals vergessen, daß Goethe zu seinen Gedanken und Theorien nicht durch dichterische Phantasien oder geistreiche Eingebungen gelangt ist, sondern sich alles durch hartnäckiges, jahrzehntelanges, methodisches Arbeiten, Beobachten und Experimentieren erworben hat. Wer hieran zweifelt, lese jenen 1831 gedruckten Aufsatz (Naturwiss. Schriften 6, 97—127), in dem er die „Geschichte seiner botanischen Studien" mitteilt, noch einmal klar seine Gedanken und Anschauungen ausspricht und sich dagegen verwahrt, seine 'Metamorphose' sei eine „im flüchtigen Vorübergehen" gemachte Entdeckung:

„Diesem Vorurteil zu begegnen, ist eigentlich vorstehender Aufsatz verfaßt; er soll anschaulich machen, wie ich Gelegenheit gefunden, einen großen Teil meines Lebens mit Neigung und Leidenschaft auf Naturstudien zu verwenden.

„Nicht also durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration noch unvermutet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt."

Der Arzt Carl Gustav Carus und Goethe

Mit Ausblicken auf die Psychologie des Unbewußten

Von Carl Haeberlin (Bad Nauheim)

In der Geschichte des abendländischen Geisteslebens finden wir, seitdem es eine eigentliche Psychologie gibt, bei mächtigen Persönlichkeiten und Strömungen der Philosophie und Psychologie, etwa von Descartes an über Kant bis zur experimentellen Psychologie des 19. und 20. Jahrhunderts, in deren Ausbau wir heute noch mittendrin stehen, eine fast uneingeschränkte Gleichsetzung der Begriffe Seelenleben und Bewußtsein. Hier liegen tiefe Beziehungen zum Wesen der seit dem Ende der Renaissance schnell aufgeblühten mechanistischen Naturwissenschaft verborgen. Da im Bewußtsein Trennungen und Sonderungen möglich sind, da man Erscheinungen des Bewußtseins in vermeintliche Einzelelemente auflösen und diese nebeneinander stellen kann, wie etwa die Farbenempfindungen oder die Assoziationen, so wurde das Bewußtsein in weitem Maße Objekt einer an den Methoden der anorganischen Forschungen der Chemie, Physik und Mechanik geschulten exakten Psychologie und ist als Seelenform schlechthin erfaßt worden. Neben dieser rein bewußtseinswissenschaftlichen Auffassung des Seelenlebens aber haben sich, und zwar deutlich ausgesprochen zuerst bei Goethe, Auffassungen geltend gemacht, die die Grenzen des Seelischen weit über die Grenzen des Bewußtseins hinausgeschoben und Seelisches in unermeßlich weiten Bezirken erkannt haben, die, mit endlosen nächtigen Tiefen den zentralen Brennpunkt menschlichen Bewußtseins umlagernd, selbst nicht Bewußtsein sind. Zweimal ist in den letzten achtzig Jahren, allerdings in ganz verschiedener Weise, die Lehre

vom seelischen Unbewußten ausführlich begründet und dargestellt worden. Das erstemal von dem der Romantik angehörenden Arzte, Anatomen, Embryologen, Psychologen und Künstler Carl Gustav Carus, dessen das unbewußte Seelenleben grundlegend darstellendes Werk 'Psyche' 1847 erschien. Das zweitemal wurde das Unbewußte erfahrungswissenschaftlich auf ganz anderen Wegen entdeckt, als Carus sie gegangen war. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erkannte der Wiener Nervenarzt Sigmund Freud bei Beobachtungen an Nervenkranken, daß in die bei ihnen zu beobachtenden Erscheinungen unbewußte Seeleninhalte bestimmend hineinwirkten und sich in ihnen ausprägten. Er entwickelte im Laufe der Jahre eine von Bewußtseinsinhalten ausgehende, langsam tiefer dringende Lehre vom unbewußten Seelenleben. Während der zeitweise viel gelesene Eduard v. Hartmann zu seiner 'Philosophie des Unbewußten' wesentliche Anregungen von Carus empfangen, sie aber nicht in Carusscher Vertiefung weitergeführt hat, steht zwischen Carus und Freud einsam ein Psychologe von überragender Bedeutung, dem die Ergebnisse des Carus sowenig bekannt waren, als Freud bei seinen ersten Arbeiten ihn und Carus gekannt hatte, und der die schöpferische Kraft und die dämonische Gewalt des bestimmenden Unbewußten, das er „Das Es" nannte, durchdringend erschaut hatte: Friedrich Nietzsche. Die zeitgenössische Psychologie wußte mit seinen Ergebnissen nichts anzufangen, und erst durch Freud und die von ihm begründete Psychoanalyse, die längst von einfacher Seelenzergliederung zur Seelentiefenforschung fortgeschritten ist, hat für das Geistesleben unserer Zeit das Unbewußte eine immer größere Bedeutung gewonnen, und die Gewißheit, daß Seelenleben unabsehbar viel mehr ist als Bewußtsein, ist eine der wirklichen Bereicherungen, die menschliche Erkenntnis heute gewonnen hat. Es ist eine Einsicht, die sich wohl tiefen Denkern und Dichtern immer schon einmal mehr oder weniger „unbewußt" aufgedrängt hatte, wie wir es in besonders starkem Maße z. B. bei Dostojewski sehen, die aber erst jetzt immer bestimmender in alle Seelenforschung und Seelenerkenntnis hineinwirkt, wenn auch, wie nicht nach-

drücklich genug betont werden kann, das Unbewußte des Carus und das Nietzsches einerseits und das Freuds andererseits weltenweit voneinander geschieden sind. Bei Carus ist das Unbewußte schließlich das die organische und die elementare Welt durchströmende und sich in ihnen darstellende unbewußt bildende Leben, bei Freud ist das Unbewußte zunächst nur die das Bewußtsein unterlagernde seelische Schicht der Einzelpersönlichkeit; einzelne psychoanalytische Schulen aber schürfen hier jetzt schon viel tiefer.

Während vom Bewußtsein zur Elementarpsychologie, zur Psychologie der Einzelelemente, nahe Beziehungen laufen, so ist die Erkenntnis vom unbewußten Untergrunde des Seelenlebens nahe verbunden mit jener anderen Seelenbetrachtung, für die Spranger den Begriff der Strukturpsychologie geprägt hat, der Wesenserkennung, die mit Charakterkunde wieder eng zusammenhängt. Charakter, Struktur aber ist an sich nicht zerlegbar, so zahllose Einzelzüge sich auch in einer individuellen Wesenhaftigkeit erkennen lassen; Wesen stellt im Gegensatz zu dem wirklich in Elemente zerlegbaren Anorganischen das Organische, die lebendige Ganzheit dar. Lebendige Ganzheit aber tritt uns überall als Gestaltungseinheit entgegen, entfaltet und gestaltet aus dem geschlossenen Keim in die Verwirklichung der lebendig einheitlichen Vielheit, der Ganzheit eines unteilbaren Geschöpfes. Es ist von tiefer Bedeutung, daß die ersten und die ihnen folgenden Berührungen zwischen Goethe und Carus auf dem Gebiete der Lehre und der Erforschung des lebendigen Gestaltetseins, der Morphologie, erfolgten, während erst der seltsam über Goethes Tod hinauswirkende Ausklang dieser Beziehungen sich im Bereich psychologischer Betrachtungen begab.

Betrachten wir zunächst diese Beziehungen, dann einiges Grundlegende an des Carus psychologischen Untersuchungen, die im wesentlichen dem unbewußten Seelenleben gewidmet sind, danach die durch die Psychoanalyse erfolgte andersartige Neufindung des Unbewußten, um endlich zu hören, was etwa Goethe uns über die Beziehungen des eigentlich menschlichen Geisteslebens zu den schöpferischen Tiefenschichten des Lebendig-Beseelten als letztes zu sagen habe.

Carl Gustav Carus, in dessen Natur und Art Wahlverwandtes zu Goethe beschlossen war: die seltene und schöne Fähigkeit, vielseitige Interessen sich entwickeln zu lassen und in jedem von ihnen bei eindringender Beschäftigung mit dem Gegenstand Tüchtiges, ja Hervorragendes zu leisten, dann aber auch zwischen äußerlich Entferntem mit sicherem Gefühl die lebendigen inneren Verbindungen zu finden und harmonisch zu festigen und endlich in allem Vergänglichen das Gleichnis zu sehen, Carus wurde am 3. Januar 1789 als Sohn eines Kaufmanns, dessen Vorfahren zum Teil Naturforscher und Ärzte gewesen waren, in Leipzig geboren, machte die altberühmte Thomasschule durch, studierte Naturwissenschaften und Medizin, promovierte 1811 und wurde noch im selben Jahre, 22jährig, als Magister legens unter die Universitätsprofessoren aufgenommen; seine erste Vorlesung hielt er über vergleichende Anatomie. 1814 wurde er als Professor der Entbindungskunst und als Direktor des Gynäkologischen Instituts nach Dresden berufen, 1827 zum Leibarzt des Königlichen Hauses ernannt; er hat dieses Amt bis zu seinem Tode, 28. Juli 1869, bekleidet. Der Inhalt dieses mehr als achtzigjährigen Lebens ist überreich; neben seinem ausgedehnten ärztlichen Wirken fand er die Zeit zu gründlichsten Arbeiten anatomischer, entwicklungsgeschichtlicher, psychologischer, physiologischer und philosophischer Art; einige seiner zahlreichen Schriften seien genannt. 1818 gab er sein 'Lehrbuch der Zootomie' heraus, bald darauf (1820) das 'Lehrbuch der Gynäkologie'; 1828, nachdem er schon morphologische Tafeln vorausgeschickt hatte, die 'Grundzüge der vergleichenden Anatomie', 1835 drei 'Briefe über Goethes Faust', 1838 das 'System der Physiologie', 1841 'Zwölf Briefe über das Erdleben', 1843 sein Buch 'Goethe. Zu dessen näherem Verständnis', 1847 kam die große Zusammenfassung seiner tiefenpsychologischen Einsichten: 'Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele'. Kurz darauf folgte: 'Physis. Zur Geschichte des leiblichen Lebens'. 1853 erschien sein physiognomisches Hauptwerk: 'Die Symbolik der menschlichen Gestalt', in dem er in wundersam die Erscheinung durchschauender Klarsicht dartut, wie und in welcher Bedeutung Seelisches in körperlicher Gestaltung, in

leibseelischer Einheit sich darlebt, wie der von ihm geprägte Ausdruck lautet. 1856 'Organon der Erkenntnis', in dem er die Grundfrage der Erkenntnistheorie, das Wirklichkeitsproblem behandelt. 1857 sein Buch über den Lebensmagnetismus, unter dem er die tief dem Lebendigen innewohnenden und von ihm erfühlten oder erahnten Wechselbeziehungen zur umgebenden belebten und unbelebten Welt versteht, und 1861 als Hauptwerk und Zusammenfassung seiner metaphysisch gerichteten Naturphilosophie: 'Natur und Idee', mit dem Untertitel: 'Das Werdende und sein Gesetz'. Fast als Vermächtnis erschien 1863: 'Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit'. Hier hat der 74jährige Carus noch einmal zusammenfassend das Goethische Leben dargestellt. Mit verstehender Ebenbürtigkeit naht er sich nicht nur dem alten Goethe, sondern zeichnet, selbst noch jugendlicher Begeisterung fähig, auch ein überaus lebensvolles Bild des stürmenden und drängenden jungen Goethe. Er hat ferner sich als Schüler von David Kaspar Friedrich seit den 1820er Jahren mit Liebe und Hingabe der Landschaftsmalerei gewidmet: seine Bilder finden sich in großen deutschen Galerien, und seine in Buchform 1835 erschienenen 'Briefe über Landschaftsmalerei' werden auch heute von der Kunstwissenschaft geschätzt. Der bedeutsamste Teil seines Werkes aber ist es, daß er die eigentliche Philosophie der Romantik, die Lebensphilosophie, umfassend und in kühner Tiefenschau dargestellt, eine großgedachte Metaphysik der lebendigen Form und damit des Lebens selbst gegeben hat.

Eine in die Grundzüge des Wesens hinabreichende innere Verwandtschaft dieses reichen und zu großer Reife vollendeten Daseins mit Artung und Leben Goethes ist gewiß vorhanden, und schon der werdende Carus hat, wie er erzählt, dem um vierzig Jahre Älteren die lebhaftesten Anregungen verdankt; Goethes tiefes Naturgefühl hatte ihn aus den Gedichten und aus dem 'Faust' begeisternd angeweht. Als im Jahre 1818 sein mit zahlreichen selbstradierten Kupfertafeln ausgestattetes 'Lehrbuch der Zootomie' erschienen war, hielt er es für eine Dankespflicht, Goethen ein Exemplar überreichen zu lassen. Daß sich die Beziehungen der beiden Männer gerade auf diesem

Gebiete anbahnten, führte schnell zu näherer Fühlungnahme. In den 1770er und 80er Jahren hatte Goethe sich ja selbst leidenschaftlich zuerst unter Lavaters Anregung mit den Problemen der Physiognomik, dann tiefer in die Natur des Gestaltetseins eindringend, in nahen Beziehungen zu Camper, Soemmerring und Merck mit den Fragen der beschreibenden und der vergleichenden Anatomie befaßt; die von ihm allen Schulmeinungen der Zeit zum Trotz erfolgte Auffindung des Zwischenkieferknochens beim Menschen ist auch heute noch ein Vorbild anatomisch-vergleichender Untersuchung, und diese Entdeckung war ihm ja nicht zufällig, sondern als langangestrebtes Ziel seiner Überzeugung von der Durchführung des organischen Typus auch beim Menschen in mühseliger Arbeit gelungen. Die Lehre von der lebendigen Gestalt hat Goethen lebenslang beschäftigt; er hat seine gesamten wissenschaftlichen Untersuchungen an Pflanzen, Tieren und Menschen unter dem Titel der 'Morphologie', der Gestaltungslehre, herausgegeben. Aus der von Goethe geübten genetischen, d. h. das Werden betrachtenden Methode der Metamorphose der Pflanzen und der Skelettbildungen hatte Carus reiche Anregungen empfangen, die seinem eigenen Forschen Wege wiesen. Unter dem 23. März 1818 erhielt er Goethes Antwort auf seine Sendung, in der sich die große Freude des Naturerforschers Goethe ausdrückt, der so manche Enttäuschung durch Fachgelehrte erlebt hatte. Es heißt da: „. . . so gab mir dies den schönsten Anlaß, ältere leidenschaftliche Studien zu erneuern, . . . ich sehe schon auf jedem Blatt, auf jeder Tafel meine Wünsche erfüllt. . . . Das Alter kann kein größeres Glück empfinden, als daß es sich in die Jugend hineingewachsen fühlt und mit ihr nun fortwächst." In den folgenden Jahren wurden mehrere Briefe gewechselt; zwei von Carus gemalte Harzlandschaften, die er nach Weimar sandte, fanden Goethes Beifall. 1821 trat Carus eine Forschungsreise nach den Mittelmeerküsten an, um Untersuchungen an Seetieren vorzunehmen. Auf der Ausreise besuchte er Goethe und gibt einen lebensvollen Bericht des Zusammentreffens; er schildert, wie er ihn in einem Zimmer des Hauses am Frauenplan erwartet. „Endlich", so heißt es, „kündete ein rüstiger Schritt den werten

Mann selbst an. Einfach im blauen Zeugoberrocke gekleidet, gestiefelt und in kurzem gepudertem Haar, mit den bekannten von Rauch herrlich aufgefaßten Gesichtszügen, in gerader kräftiger Haltung schritt er auf mich zu und führte mich zum Sofa. Die Jahre haben auf Goethe wenig Eindruck gemacht. . . . Das Auge in ihm ist vorzüglich sprechend; mir erschien darin zunächst die ganze Weichheit des Dichtergemüts, welche sein übriger ablehnender Anstand nur mit Mühe zurückgehalten zu haben und gegen das Eindringen und Belästigen der Welt geschützt zu haben schien. Wohl aber flammte auch im weitern wärmern Gespräche dann und wann das ganze Feuer des hochbegabten Sehers hervor". Anatomie, Geologie und Probleme der Farbenlehre bildeten den Inhalt der zweistündigen Unterredung. Hat sich nun in der Schilderung des Carus die Charakterisierungskunst des Physiognomikers aufs schönste bewährt, so ist es höchst bedeutsam, was Goethe seinerseits, nachdem er die ihm im Manuskript vorgelegten 'Briefe über Landschaftsmalerei' gelesen hatte, dem Verfasser am 20. April 1822 schreibt: „. . . so ist es wirklich als ein Wunder anzusehen, daß Sie bei solcher Objektivität so gewandt sich zeigen in demjenigen, was dem Subjekt allein anzugehören scheint." In den folgenden Jahren geht der Briefwechsel weiter; Carus sendet seine Schriften, nimmt teil an den von Goethe herausgegebenen morphologischen Heften, und während er reichste Anregungen von Goethe aufnimmt, ist andererseits für Goethe die Arbeit des jungen Forschers eine Art von Erfüllung dessen, was er selbst als Ziel lebenswissenschaftlicher, gestaltdarstellender Naturforschung vor Jahrzehnten schon vor Augen gesehen hatte. Wenn er in einem Briefe vom 2. Oktober 1824 zunächst die Carusschen Bilder wahrhaft liebenswürdige, tiefgefühlte Kunstwerke genannt hat, so fährt er dann fort: „Was ich von Ihren naturwissenschaftlichen Bemühungen gewahr werde, erfüllt mich jederzeit mit Bewunderung; ich mag die tiefen, reinen Ansichten oder den glücklich-freien Vortrag, die genauen, Inneres und Äußeres entwickelnden Darstellungen betrachten: alles erregt in mir die genugsamsten Gefühle." In einem Neujahrsbriefe vom 7. Januar 1826 würdigt er die ihm von Carus

neuerlich übersandten Arbeiten mit den Worten: aus ihnen spreche das große Geheimnis, „daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung", ein anderer Ausdruck für das tiefe Erfühlen der innerlichst notwendigen organischen Zusammenhänge, das „So mußt du sein nach dem Gesetz, wonach du angetreten", das sich ihm in der Metamorphose der Pflanzen ebenso erschlossen hatte, wie er es für das Werden aller andern Geschöpfe der Natur erschaut hat. In neuen Beziehungen, die Goethe gerade jetzt wieder zu den zwei Großen der Naturwissenschaft, zu Cuvier und Soemmerring aufnahm, klang das hinein, was von Carus bei ihm angeregt war, über dessen Lehre von den Urerscheinungen er am 16. August 1827 sagt: „Faßt man sie recht, so wird uns mit dem Begriff ein stilles, heimliches Anschauen des Werdens und Steigerns, Entstehens und Entwickelns immer zugänglicher und lieber." 1828 sandte Carus als Frucht einer zehnjährigen Arbeit sein Werk über die 'Ur-Teile des Schalen- und Knochengerüstes'. Carus legt hier dar, daß, wie Urgebild alles Organischen die Kugelgestalt, die Sphäre sei, so auch das Urgebild des Skelettbaues zunächst in Form einer Hohlkugel auftreten müsse; die Verfestigung der Zellwand ist die Grundlage der Skelettbildung, die Eierschale ist mithin das Urskelett. Fragmentarische Wiederholungen der Hohlkugelform begleiten in vielen Möglichkeiten die verfestigenden, solideszierenden Vorgänge im Organismus. Hier liegen wieder sehr nahe Beziehungen zur Grundlage aller Formbildung; die einen Mittelpunkt besitzende Kugel, die aus ihr durch die erste innere Massenbewegung mit Bildung zweier Mittelpunkte entstehende elliptische Form sind die Grundlage von Formbildungsproblemen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Goethes Arbeiten über die Wirbelbildung haben nahe Berührungspunkte mit diesem Werk. Es veranlaßte den greisen Dichterforscher, dessen Hauptgeschäft jetzt der zweite Faustteil war, zu den Worten (8. Juni 1828): „Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ozean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die

seltsamsten Wundergestalten in allen drei Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinsamen Bildungsgesetze geahnet hat, aber, auf sein notwendigstes Ruder-, Segel- und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und schaut nun zuletzt, daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannigfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich getan sei." Das sollte der letzte Brief sein, den Carus zu Goethes Lebzeiten von diesem erhielt. Er wandte sich jetzt in stärkerem Maße der Psychologie zu, über die er 1830 Vorlesungen hielt. Als diese 1831 zum ersten Male in Druck erschienen, sandte er am 22. November 1831 ein Exemplar an Goethe. Eine Antwort aus Weimar kam nicht, Goethe starb 1832, und Carus fand erst im Winter 1834/35 wieder Zeit, sich Goethes Werken zuzuwenden. Er war mit der Abfassung seiner später im Druck erschienenen 'Briefe über Faust' beschäftigt, als sich auf eine Anfrage des Kanzlers v. Müller bei ihm ergab, daß der im November 1831 von Goethe als Antwort auf die Zusendung jener psychologischen Studien ihm geschriebene Brief versehentlich in Weimar liegengeblieben war. Carus sagt: „Man kann denken, daß gerade damals, wo ich im Geiste so viel mit Goethe mich beschäftigt hatte, mir das Erscheinen eines Briefes an mich — wie aus einer andern Welt herüber — den wunderlichsten und lebhaftesten Eindruck hinterlassen mußte." In Goethes Schreiben aber heißt es unter anderm: „Ebenso angenehm ist es mir, Sie gegenwärtig zu begleiten, da Sie uns in unser Inneres zurückführen. . . . Ganz naturgemäß habe ich bei dem Allgemeinen, das Sie vortragen, auf die individuelle Psychologie meiner abgeschlossenen Persönlichkeit zu reflektieren gehabt und glaubte immer doch nur die Ramifikationen jenes geistig-organischen Systems, auf die verschiedenste Weise durchgeführt, in Wirksamkeit zu erblicken." Er schließt mit den Worten: „. . . zu versichern hab' ich, daß ich Ihre Bemühungen, die uns noch innerhalb des Kreises menschlicher Natur dem Unendlichen anzunähern auf das aufrichtigste und bescheidenste sich bestreben, teilnehmend aner-

kenne; womit ich denn, eine lange Folge solcher edeln Unternehmungen wünschend, mich und das Meinige zu wohlwollendem Andenken dringlichst empfehle."

Goethe hatte die morphologische Auffassung der lebendigen Gestalt durch Carus durchaus bejaht, weil es diesem gegeben war, die Natur in eben der Weise darzustellen, die Goethe einst Schiller gegenüber als die seine bezeichnet hatte: „wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend", eine Betrachtung der Natur, die in der Einzelerscheinung zugleich die symbolische Verwirklichung ewiger Ideen erblickt. So hatte sich Goethe auch zu des Carus ersten ernsten Unternehmungen auf psychologischem Gebiete bekannt, und für Carus mögen die nachgelassenen Worte des Verewigten eine bedeutsame Weisung gewesen sein, seinen eigenen Weg weiterzugehen. Zum Abschluß sind seine psychologischen Untersuchungen gebracht in dem 1847 erschienenen Werke: 'Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele'. Das Bezeichnende dieses Werkes ist, daß es erst in zweiter Linie auch Bewußtseinsinhalte als solche betrachtet, daß es vor allem eine umfassende Psychologie des seelisch Unbewußten gibt. Psychologie aber ist für Carus gleichbedeutend mit Lebenslehre und diese wieder mit Formenlehre. Die Psychologie wird bei ihm zur philosophischen Grundwissenschaft; sie dehnt in seinen späteren Schriften, besonders in 'Natur und Idee' den Begriff des unbewußt bildenden Lebens immer nachdrücklicher auf die gesamte Natur aus, die sie nicht anders als belebt zu sehen vermag. Wie könnte der Kosmos, in dem Sonnen, von Planeten umschwungen, ihre Bahnen ziehen, in dem auf glühenden Gestirnen ewiges Fluten des Feuers, auf sich abkühlenden wogende Meere, dampfende Atmosphären, sich emporbildende Höhen sich finden, wie könnte dieser ewig bewegte, pulsierende, von gewaltigen Rhythmen durchklungene Kosmos Leben hervorbringen, wenn er nicht selbst unbewußt bildend lebendig wäre! Organische Erkenntnis, Wesensschau ist das Ziel der Betrachtungen.

Weil die romantische, die Natur im Reichtum aller ihrer Erscheinungen, in allem Werden und Vergehen innig erfassende Betrachtung nicht, wie der spätere Materialismus, von der

Seite der diskursiven Vernunft, sondern von der des quellenden Lebens herkam, deshalb mußte ihr psychologisches Hauptwerk, 'Psyche', auch die unbewußt schöpferischen Tiefen zur Grundlage haben, aus denen erst das seiner selbst innewerdende Bewußtsein sich entfaltet. Es mag die Frage gestellt werden, ob es richtig und glücklich war, jenen weiten Reichen des Bildnerisch-Seelischen, dessen Wurzeln in das nährende Grundwasser ewig schöpferischer Unermeßlichkeiten dringen, eine Bezeichnung zu verleihen, die die verneinende Vorsilbe, das „un", trägt: „unbewußt", ob nicht „überbewußt" zutreffendere Vorstellungen vermittelt. „Versinke denn — ich könnt' auch sagen: steige!" Allein der Sprachgebrauch ist schon seit Goethe so festgelegt und seit vielen Jahrzehnten so sehr Allgemeingut geworden, daß eine Änderung unmöglich ist. Der inhaltsschwere erste Satz der 'Psyche' lautet: „Der Schlüssel zur Erkenntnis des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins." Also nicht wird der aussichtslose Versuch unternommen, der sich eigentlich in allen primären Bewußtseinspsychologien findet, den seelenhaft bildnerischen, unbewußten Grund aller Lebendigkeit von einer einzelnen seiner Schöpfungen, vom Bewußtsein her, zu erfassen, sondern das alles Bewußtsein so unendlich weit umschließende Unbewußte wird im Erfühlen und Erleben der Grund, von dem her auch Bewußtsein zugänglich wird. Das Leben ist Tieferes und Umfassenderes als das Wissen vom Leben; hinab zu den „Müttern", in den allertiefsten Grund, wo ewig sich gestaltende und umgestaltende Bilder schweben, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, dahin muß, wer, ergriffen tief, das Ungeheuere fühlend ergreifen will.

Einige Andeutungen des Inhaltes der 'Psyche', in der im wesentlichen das Organische behandelt wird, seien gegeben.

Im Organischen unterscheidet Carus drei große Systeme, in denen sich die gestaltgewordene Lebendigkeit in leibseelischer Einheit darlebt: das bewußtlos erfühlende, das den tieferen organischen Stufen und dem Embryonaldasein der höheren zu eigen ist, das empfindend weltbewußte, in dem wir Tiere und Kinder sehen, und das selbstbewußt denkfähige, in dem uns der reife Mensch entgegentritt. Das im unbewußten Leben der

Seele wohnende Göttliche, das Urbild, enthält den Grund alles individuellen Daseins; das Mögliche, in dem es sich abbildet und zur Erscheinung kommt, ist der Stoff; die Wirklichkeit, als welche es sich leiblich und seelisch darlebt, ist die Form. Im Anfang jedes Lebens vollzieht sich das Denken nicht in Gedanken, sondern in Formgestaltung; alles Lebendige hat nur ein Dasein, insofern es zugleich und in untrennbarer Vereinigung Idee und Substanz ist. Mit dem Heranreifen des selbstbewußt denkfähigen Zustandes sind unabsehbar viele Wechselwirkungen zwischen dem unbewußten Seelengrunde und dem aus ihm sich entfaltenden Bewußtsein verbunden. Alles Lernen ist ein Bewußtmachen, dessen Inhalte dann in das Unbewußte übergehen müssen, um wirklich zum Eigentum zu werden, und die Erkenntnis des Unbewußten auch im Bewußtsein ist überall das Höchste und Letzte der Wissenschaft, ebenso wie hinsichtlich des Könnens die höchste Kunst nur da entsteht, wo das Können wieder unbewußt wird. Dieser Kreislauf vom Unbewußten zum Bewußtsein und wieder zum Unbewußtsein ist wesentlicher Lebensinhalt des Menschen, dessen Schlaf eine rhythmische Heimkehr ins Unbewußte darstellt, daraus ihm Kräfte selbstbewußten Daseins immer aufs neue erwachsen. Aber während das menschliche Bewußtsein lernen muß, weiß das ewig unermüdliche, unablässig in überlegener Weisheit und Vollendung wirkende, elementar und organisch im Naturleben sich verwirklichende absolut Unbewußte nichts von diesen menschlich begrenzten lernenden Fortschritten auf kurzer Bahn. Doch was der Mensch lernt und was er lebt, ergreift sein Unbewußtes und prägt es formend und bildend wieder in seiner Erscheinung aus; so wird der Körper, die Haltung, der Gesichtsausdruck über den Weg des gestaltenden Unbewußten auch zum symbolischen Ausdruck der entweder triebhaften oder sich vergeistigenden innerseelischen Haltung; diese Plastizität, die Bildsamkeit des Körpers der Seele, ihrem Wachsen und Reifen gegenüber ist der Gegenpol zu dem anererbten Inhalt des lebendigen Sichdarlebens. Vom organischen Wachstum des selbstbewußten Geistes aus der Lebensfülle des unbewußt Seelischen, vom fortwährenden Bedingtsein und Gespeistwerden des Bewußten durch

das unbewußte Seelenleben, vom Werden der Persönlichkeit und des Charakters, von Gefühl, Erkennen und Wollen und von dem Eingefügtsein des Einzelseelenwesens in die ewigen Zusammenhänge handelt das Werk, dessen Inhalt hier nur angedeutet werden kann, das jetzt wieder leicht zugänglich ist durch die bei Diederichs (Jena) erfolgte Neuherausgabe, der ein vortrefflich einführendes Vorwort von Ludwig Klages beigegeben ist. In diesem Werk ist die große Tat der folgerichtigen Durchführung der Psychologie des Unbewußten getan.

Goethes tief im Lebendigen wurzelnde Daseinserkennung hat um diese Zusammenhänge gewußt; an vielen Stellen finden wir Worte, in denen davon Zeugnis abgelegt wird, wobei er einmal auch an Spinoza anknüpft mit den Versen:

Der Philosoph, dem ich so gern vertraue,
Lehrt, wo nicht gegen alle, doch die meisten,
Daß unbewußt wir stets das Beste leisten;
Das glaubt man gern und lebt nun frisch ins Blaue!

Ein andermal heißt es:

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Oder an anderer Stelle:

Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist als wie geschenkt.

Aus solchen Worten und anderen, aus dem Geständnis des dreizehnten Buches von 'Dichtung und Wahrheit', den 'Werther' „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich", geschrieben zu haben, spricht Goethes innige Überzeugung vom echten Lebenswert des Unbewußten, eine Überzeugung, die die metaphysische Frage nach dem Wert des Bewußtseins stellen und in ihm mindestens eine Entfernung vom reinen schöpferisch Naturhaften finden muß. Der Sündenfall ist das

Essen vom Baume der Erkenntnis. In dem Referat über 'Die bildende Nachahmung des Schönen' von Karl Philipp Moritz, das Goethe seiner 'Italienischen Reise' eingefügt hat, finden wir Vorstellungen ausgesprochen, die sich durchaus mit dem decken, was die aus der Psychoanalyse hervorgegangene Psychologie des Carl Gustav Jung unter dem „kollektiv Unbewußten" versteht, jenen Seelentiefenschichten, in denen das Individuum mit dem großen Ganzen zusammenhängt; es heißt da, daß „wir dies große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu sein" (Werke 32, 314). Im letzten aller Briefe Goethes, den er wenige Tage vor seinem Tode, am 17. März 1832, an Wilhelm v. Humboldt gerichtet hat, in dem jedes Wort ein Vermächtnis ist und der wie ein erhabener Ausklang seines sechzigjährigen Schaffens am 'Faust' noch einmal von diesem großen Werke seines Lebens kündet, heißt es von der Beziehung zwischen Genie und Charakter: „Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten . . . Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichnis, das ich so gerne brauche."

So tief hatte Goethe, hatte Carus, hatte die Romantik gesehen, die sich der Unerschöpflichkeit und dem Reichtum des Lebens in Ehrfurcht vor seinem ewigen Wunder und Geheimnis genaht hatten. Aber wenn auch noch im 19. Jahrhundert Eduard v. Hartmann seine vielgelesene, mit Carus an Kraft und Lebensfülle und Geschlossenheit nicht zu vergleichende, von inneren Unzulänglichkeiten nicht freie 'Philosophie des Unbewußten' geschrieben, wenn Nietzsches große, zerrissene Seele dem Dasein verwandte Einsichten abgetrotzt hatte, für die große Allgemeinheit verschwand das neue Gestade, das Goethe und die Lebensdenker der Romantik dem Ozean der Unendlichkeit abgerungen hatten, unter der trüben Schlammflut des sogenannten wissenschaftlichen Materialismus, des seichtesten Erkenntnisoptimismus, der sich je in der Geschichte der Menschheit breitgemacht hat. Dieses Zeitalter, das an dem von Kraft und Stoff handelnden philiströsesten aller pseudowissenschaftlichen Bücher Genüge fand, in dem ein temperamentvoll phantasierender Zoologe die vermeintliche Lösung der Welträtsel in Hunderttausenden

von Exemplaren auf den deutschen Büchermarkt warf, dieses Zeitalter hatte die Besinnung der großen und guten Geister vor dem heiligen Mysterium der Natur und des Lebens völlig vergessen und damit sich selbst jeder wirklichen Lebensnähe beraubt. Wirklichkeit des Seelischen? Was sollte so ein vermeintliches Gedankending in der Vorstellungswelt einer Zeit, die den tiefen Mythos der Atomlehre für platte Realität hielt und deren Beschränktheit sich vermaß, aus der falsch verstandenen Oberfläche dieser Darstellung Natur und Leben begreifen zu wollen! Gewiß ist in dieser Zeit eine staunenswerte Fülle fleißigster Einzelarbeit geleistet worden; unermüdlich tüchtiges Untersuchen und Beobachten, Zergliedern, Auseinanderlegen hat Unsummen von Einzelerkenntnissen zutage gefördert. Aber der Grundfehler aller dieser nur aufs Einzelne und scheinbar Handgreifliche gerichteten Bemühungen liegt in der völligen Ausschaltung alles Irrationalen, alles Seelenhaften und aller Urzusammenhänge aus Forschung und Wissenschaft, denen als letztes zu verwirklichendes Ziel die Darstellung auch des lebendigen Geschehens in Form von lückenlosen Kausalreihen vor Augen stand. So wurde, um ein Beispiel zu nennen, die Embryologie unter den Händen ausgezeichnet treu die Einzelheiten beobachtender Forscher zur sogenannten Entwicklungsmechanik, die hoffte, ihr Lehrgebäude einst dadurch vollenden zu können, daß sie in geschlossenen Reihen und Ketten von Wirkungen und Ursachen das ganze Keimgeschehen bis zur Entfaltung zum Herangewachsensein darstellte. Und wie leicht wiegen schließlich die viele Bände füllenden Einzelarbeiten aller der höchst gewissenhaften entwicklungsmechanischen Untersuchungen gegenüber dem einen inhaltschweren und letzte Einsichten enthaltenden Wort des von der mechanistischen Biologie vergessenen Lebenserkenners Carus: die Embryologie sei ein Zweig der Psychologie; lebendiges Sichentfalten also könne nicht anders denn als beseeltes Werden begriffen werden. Diese Gedanken und Einsichten mußten von einer rein mechanistisch eingestellten Forschungsrichtung aus innerer Notwendigkeit vergessen werden. Wir wissen, dank den Ergebnissen der Tiefenpsychologie, daß im Vergessen häufig eine unbewußt

aktive Leistung richtunggebender Seeleninhalte vorliegt, die in sehr naher Beziehung zur sogenannten Verdrängung steht. Das Vergessen gültig gewesener Normen von anderen Zeitaltern, das sich häufig in der Menschheitsgeschichte findet, ist fast immer, tiefenpsychologisch betrachtet, eine Verdrängung, bei der dann häufig das Verdrängte in verzerrter Gegengestalt gewissermaßen von rückwärts wieder auf den Plan tritt. Im christlichen Mittelalter erscheint die verdrängte Welt des Dionysischen als Teufelsglaube und Hexenwesen, in mechanistischen Zeiten blüht der Spiritismus in phantastischen Formen.

So war es möglich, daß am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts für diese Welt die Wirklichkeit des Seelischen und das Reich des seelisch Unbewußten völlig neu entdeckt werden konnten: von Sigmund Freud, dem ärztlichen Forscher, der zwar durchaus aus der Schule des naturwissenschaftlichen Materialismus kam, der aber bei gewissenhafter Beobachtung seiner Kranken Dinge sah, die sein ganzes Zeitalter nicht erkannt hatte und deren nähere Betrachtung ihn zur Erkenntnis eines Bezirkes des Unbewußten im Seelenleben führen mußte. Seit Freuds vielfach angefochtenen und zum Teil erbittert bekämpften Forschungen, seit der Errichtung seines Lehrgebäudes, das unter dem Namen der Psychoanalyse bekannt ist, ist das seelisch Unbewußte wieder Gegenstand eines ganz allgemeinen Interesses geworden. Allerdings ist dieses Unbewußte Freuds etwas wesenhaft anderes als das des Carus; es ist erst langsam gewachsen und ist allmählich ausgedehnt worden. Von um so tieferer Bedeutung aber ist es, daß einem von der mechanistischen Naturwissenschaft herkommenden Forscher die Erkenntnis eines seelisch Unbewußten von der Wirklichkeit seiner Betrachtungen geradezu aufgezwungen wurde, wenn auch der Inhalt des Unbewußten für ihn zunächst — hier liegt der Grundunterschied zu Carus — nur vorher bewußt Gewesenes war. Auf diesem Wege mußte es denn zu der das Wesen nicht erkennenden Rationalisierung des Unbewußten kommen, die für die alte strenge Psychoanalyse bezeichnend ist. War das Unbewußte in Freuds Theorie zuerst nur der seelische Ort gewisser

nicht mehr vom Bewußtsein zugelassener, verdrängter Seeleninhalte, so ist es dann aber mit dem Ausbau der psychoanalytischen Lehre — und hier herrscht eine zwingende Notwendigkeit — immer umfangreicher geworden. Die psychoanalytischen Lehren beruhen auf der Tatsache, daß Bewußtsein und Handeln des Menschen in weitem Maße von den in unbewußten Triebschichten vorhandenen Motiven bestimmt werden. Freud selbst sah in diesen Triebschichten zunächst als einzigen Inhalt alle der Arterhaltung, der Sexualität, dienenden Strebungen, deren Gesamtheit er unter dem Begriff der Libido zusammenfaßt, und diese arterhaltenden unbewußten Triebmassen bezeichnet er schon seit längerer Zeit auch mit dem von Nietzsche übernommenen Ausdruck „Das Es". Aber das Unbewußte, je tiefer man in sein Reich zu dringen suchte, wuchs und wuchs, dem Begriff der sexualisierten Libido wollte sich vieles rein Menschliche nicht mehr einordnen lassen; Freud mußte ihn zögernd und ungern weiter und weiter fassen, so daß er schließlich auf fast alles Lebensstreben anwendbar wurde. Eine ganz ungemeine Bereicherung hat die Tiefenpsychologie dadurch erfahren, daß Freud — und das ist eines seiner größten Verdienste — als erster planmäßig das Traumleben zu erforschen begonnen hat. Hier eröffneten sich ganz neue Welten. Er konnte zeigen, daß das Traumleben nicht sinnlos und verworren sei, wie die allgemeine Ansicht lautet, sondern daß im Traum das Unbewußte sich einer sehr seltsamen, aber wohl enträtselbaren Bildersprache bedient. Die weitere Ausdehnung der Untersuchungen dieser erstaunlichen Traumsymbolik führte zur Einsicht, daß diese Symbolik eine ganz allgemeine Ausdrucksweise tieferer Seelenschichten darstellt, deren Sprache sich wie im Traum so in Mythen und Märchen und in der Vorstellungswelt primitiver Völker findet. Es konnte gezeigt werden, daß neben individuell wechselnden Symbolen auch ganz bestimmte allgemeine, bei verschiedensten Völkern und Menschenarten gleichartig vorkommende Symbole, urtümliche Bilder vorhanden sind, wie etwa Wasser und Flut allgemein verbreitete Symbole von Zeugung und Geburt darstellen. Traumentstehung, Mythenbildung und Folkloristik sind durch die

Entdeckung dieser Gemeinsamkeiten in nahe Beziehungen gesetzt worden, die in der verschiedenen Ausprägung der Inhalte tieferer und tiefster Seelenschichten in einer symbolischen Sprache von vorhandenen Bildern beruhen. Ein Anderer hat hier ganz tief gesehen und gewußt: die Göttinnen des Mütterreichs im 'Faust' sind „umschwebt von Bildern aller Kreatur".

In der Entwicklung der psychoanalytischen Theorie werden jetzt namentlich die Beziehungen des Unbewußten zum Bewußten, die Beziehungen des unbewußten Es zum bewußten Ich und die des Ich zum Über-Ich oder Ideal-Ich, das auch längst in die Psychoanalyse seinen Einzug gehalten hat, dargestellt. Freud wird immer unter den großen Forschern aller Zeiten genannt werden; denn er hat weite und ihm und seiner Zeit völlig unbekannte Gebiete als erster betreten, hat einsam und von aller Welt angefeindet und vielfach unwürdig geschmäht klaren Auges seinen schweren Weg durchschritten; so tragisch, so zögernd, so zwangsmäßig und so voll eigener innerer Hemmung vieles in seinem Werke ist, so ist er es doch, der als erster dem naturwissenschaftlichen Zeitalter den Weg in seelische Tiefengründe, ins Unbewußte gezeigt hat, und diese Wege führen viel tiefer, als er selbst geahnt hatte — oder wir könnten auch sagen: das Unbewußte hat ihn als Werkzeug auserwählt, um sich aufs neue in einer seinem Zeitalter gemäßen Weise der Menschheit zu offenbaren. In der Psychoanalyse ist heute, so dogmatisch den Fernstehenden vieles anmuten mag, eigentlich alles noch im Fluß, aber in einem Fließen, aus dem sich gewiß viel Lebendiges noch erzeugen wird. Von der alten Richtung des Meisters haben sich mehrere Abzweigungen gebildet, von denen uns, die wir im Unbewußten auch das Schöpferische erkennen, am meisten diejenige des Züricher Psychiaters und Nervenarztes Carl Gustav Jung angeht. Jung hat, aus Freuds unmittelbarer Umgebung kommend, schon sehr bald den Begriff des Unbewußten in einem der Goethischen Erfassung sich nähernden Sinne vertieft. Er hat die alle Individualität unendlich überragenden Bezirke des kollektiven und des absolut Unbewußten erkannt, er hat die Werte, die im Unbewußten sich ausprägenden großen Leitlinien des individuellen Daseins

begriffen, hat dem zurückschauenden Gestern der Freudschen Analyse das Werden des Morgen vorwärtsschauend entgegengestellt, dem Epimetheischen das Prometheische, wie Carus diese beiden Beziehungen genannt hat, und hat der Seelenzergliederung der Analyse den seelischen Aufbau als Notwendigstes gegenübergesetzt. Seine Fassung des Libidobegriffes kommt in große Nähe des Bergsonschen élan vital. Weite Wege und große Entwicklungsmöglichkeiten liegen in dem, was hier begonnen ist.

Das von Carus so wundervoll erfaßte Wechselspiel zwischen den unbewußten bildenden Grundbereichen und dem seiner selbst bewußt gewordenen denkfähigen Dasein bildet den natürlichen Unterbau jedes wahrhaften Menschenseins, in dem eine harmonische Spannung zwischen den großen Mächten des im weitesten Sinne gefaßten Eros und dem Logos, der Vernunft, waltet. Unsere Zeit aber ist gekennzeichnet durch Zerspaltung und Zerrissenheit, die tief die Gesamtseele und zahllose Einzelseelen durchsetzt; die großen Lebensmächte sind auseinandergerissen, gegenseitig von sich abgekehrt, Leben und Geist sind vielfach einander verfeindet. Der tiefe Gegensatz zwischen Leben und Geist, den in aller Schärfe Nietzsche ausgesprochen hat und der auch bestimmend für die Stellung eines geistesmächtigsten unter den lebenden Denkern, Ludwig Klages, ist, für den Leben mit seiner Polarität von Leib und Seele das ewig unbewußt schöpferisch Bildende, Geist aber die zerstörende, zerlösende, lebensvernichtende Macht ist, dieser Gegensatz ist, wenn auch keineswegs in der aus Nietzsches und Klages' Worten uns bekannten unerbittlich pessimistischen Entschiedenheit ausgedrückt, so doch in sehr erkennbarer Annäherung bei Georg Friedrich Daumer, dem Romantiker, und anklingend auch schon bei Carus vorhanden; vom Geist her ist, worauf Carus hinweist, die sonst nie und nirgends in Natur und Leben vorhandene Möglichkeit des Irrtums gegeben. Allerdings scheint uns der Geist nicht an sich lebensfeindlich; was wir, uraltem Sprachgebrauch folgend, mit Carus Geist nennen, ist organisch erwachsen aus tieferen Seelenschichten und ist naturhaft entfaltet zu einem Seelenorgan, in dem sich

aus der Verbindung von sinnender Schau und vorwärtsdringender Bewegung menschliche Möglichkeiten eröffnen. Aber wie alles Verwirklichte, so trägt auch der Geist Polarität in sich, und seine Polaritäten sind die des Schöpferischen und des Unterganges. Der Geist, der die lebendige, wurzelhafte Verbindung mit den echten Lebenssphären bewahrt, hat zu allen Zeiten Großes und Schöpferisches auf menschlicher Ebene hervorgebracht; verkümmern ihm aber diese Wurzeln, durch die ihm allein ewig neue Kraft aus der mütterlichen Seelentiefe des unbewußten Lebens zuströmt, dann gerät er in die furchtbare Gefahr, aus den Höhen reiner Abstraktion den luziferischen Sturz in die Abgründe des Nichts zu tun. Jede Verdrängung bewirkt ihr Gegenteil: dies psychologische Gesetz vollzieht sich unerbittlich. Die sich vom eigentlichen Leben losreißende, in Intellektualisierung und Mechanisierung überfeinernde und zuspitzende Geistigkeit führt mit Notwendigkeit in Entseelung, Mord, Untergang. Außer seinen Nutztieren wird bald der Mensch das einzig lebende größere Geschöpf sein, das diesen Planeten bewohnt; alle andern hat er bald ausgerottet, aber er selbst eilt auch in heilloser Mechanisierung rasenden Laufs seiner Selbstvernichtung und seinem Untergang zu, wenn er nicht in seiner Gesamtheit den Weg zu seiner Seele, zum Quell des Lebens zurückfindet. Es hilft ihm wirklich nichts, wenn er die Welt gewinnt und dabei an seiner Seele Schaden nimmt; er zerstört seines Lebens Wurzeln.

In den 'Wanderjahren' läßt Goethe die Heldin des dritten Buches, jene „schöne-gute" Frau, die als umsichtige Leiterin einem Spinnereibetriebe vorsteht, sagen: „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich; es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen." Der mit Seherblick diese ahnungsschweren Worte schrieb, hat aber auch selbst den Weg gewiesen zu jener immer wieder aufs neue notwendigen Synthese des in uns entfalteten Geistigen mit den großen unbewußten Schaffenskräften drängender Schöpfung. Das Homunculusspiel im 'Faust' gibt die Antwort. In seltsam ausgeklügelten Apparaten wird ein Mensch gemacht, nicht organisch,

wie Wagner mit Stolz versichert, sondern aus vielhundert Stoffen verstandesmäßig kristallisiert, und da kommt denn dies Scheinmenschlein zustande. Aber dies wirklich reine Geschöpf übersteigerter, unfruchtbarer Geistigkeit in seiner gläsernen Hülle, die es von allem Lebendigen scheidet, sehnt sich nach Leben und „möchte gern im besten Sinn entstehn"; denn es ist „gar wundersam nur halb zur Welt gekommen". Von allen, die ihm begegnen und die es fragt, weiß Proteus, der ewig sich wandelnde, in der Fülle der mannigfaltigsten Gestaltungen sich verwirklichende, den herrlichsten Rat: „Im weiten Meere mußt du anbeginnen", und im Fluten der Ozeane, in ihrer Lebensfeuchte vollzieht sich das Geheimnis: an Galateas wellengetragenem Thron zersplittert des Homunculus gläserner Kerker, er verflammt in feurigem Wunder in funkelnd sich zerschellenden Wogen:

Die Körper sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen,
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!

Und in schöpferischem Anbeginn flutet das Leben in allen Elementen. Das große Mysterium der Verschmelzung von Geist und unbewußt-überbewußt lebenswirkenden Gewalten ist heiliges Geschehen, in dem die weltenschaffende Liebe, der Eros Kosmogonos, neues Werden entzündet. Aus den ewigen Quellen unbewußt ahnungsvoll nächtigen Seins in die Helle des seiner selbst Bewußtwerdens und in „Stirb und Werde" wieder Heimkehr in die schöpferische Nacht: das ist der Weg des Menschen. Von seinem tief unter und hoch über allem Bewußtsein endlos bewegten Geheimnis eine Ahnung aufklingen zu lassen, sollte der Sinn dieser Betrachtung sein.

Zeugnisse über Altweimar

in Briefen der Familie v. Egloffstein an einen fränkischen Prälaten

Mitgeteilt von Hermann Freiherrn v. Egloffstein (Würzburg)

Unter den Festen, die das glückbringende Geburtsjahr Karl Alexanders die Bewohner Weimars erleben ließ, darf auch die Einweihung der bescheidenen katholischen Kirche im Jägerhaus am 15. August 1818 nicht unerwähnt bleiben. Die Erinnerung daran ist verknüpft mit dem Namen Franz Oberthürs, des trefflichen Würzburger Dom- und Stiftsherrn. Ein nicht seltener und immer gern gesehener Gast am Hofe Karl Augusts wie in dem ihn umgebenden Kreise, eilte er nach der Ankunft des kleinen Stammhalters herbei und wußte den günstigen Augenblick wahrzunehmen, um den über dieses frohe Ereignis hochbeglückten Großvater Karl August dem Wunsche seiner katholischen Untertanen nach einer Stätte der Andacht und einem Seelsorger günstig zu stimmen. Vom Bischofe von Mainz, zu dessen Sprengel Weimar damals noch gehörte, wurde ihm die oberhirtliche Vollmacht erteilt, die heilige Handlung am Tage Mariae Himmelfahrt mit zu vollziehen; die Stadt aber glaubte dem Förderer der Interessen ihrer Katholiken, von denen mehrere dem Hofe angehörten, für seine Bemühungen nicht besser danken zu können, als indem sie ihn zum Ehrenbürger ernannte.

Unter seinen Freunden in Weimar sind vor allem die gegen Ende des achtzehnten und in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts dort lebenden Mitglieder der Familie Egloffstein hervorzuheben, „die fränkische Kolonie" oder „das Egloffsteinium", wie sie selbst sich im Scherze zu nennen pflegten. Ihre herzlichen Beziehungen zu Oberthür mögen ganz besonders auf einen Vorfall zurückzuführen sein, den meine Großtante Henriette v. Egloffstein, spätere Freifrau v. Beaulieu-Marconnay, in ihren Jugenderinnerungen erzählt. Ein junges Mädchen von altadeligem, wie es scheint, in Würzburg ansässigem Geschlechte hatte sich mit einem höheren Geistlichen in ein strafbares Verhältnis eingelassen, „dessen traurige Folgen", wie Henriette berichtet, „beide ins Verderben zu stürzen drohten, um so mehr, da der Vater des Fräuleins, ein äußerst heftiger und ahnenstolzer Mann. die schrecklichste

Rache an dem Verführer seiner einzigen Tochter genommen haben würde, wenn die seiner Familie zugefügte Schmach bekannt geworden wäre." In ihrer Not wandte sich die Mutter der jungen Sünderin, der diese ein Geständnis abgelegt hatte, um Rat und Hilfe an Oberthür, er aber zog meine Urgroßmutter Sophie v. Egloffstein, die er als eine christlich gesinnte und menschlich fühlende Frau kannte, ins Vertrauen und brachte sie dahin, das junge Mädchen unter dem Vorwande, daß seine erschöpfte Gesundheit der Landluft bedürfe, für einige Zeit zu sich einzuladen. Auf einem ihrer Güter blieb Oberthürs Schutzbefohlene als junge Witwe unter fremdem Namen in tiefster Verborgenheit bis nach ihrer Entbindung. Da das Kind, das sie zur Welt gebracht hatte, bald nach der Geburt starb und die Schuld der Eltern mit sich ins Grab nahm, so gelang es, das Geheimnis zu wahren. Die junge Mutter vermählte sich späterhin und wurde eine glückliche, achtenswerte Frau; der Priester aber, der sie verführt hatte, ist dem menschenfreundlichen Helfer zeitlebens dankbar ergeben geblieben.

In welchem Maße Oberthür es verstanden hat, sich die mütterliche Liebe meiner Urgroßmutter Sophie und die geschwisterliche Zuneigung ihrer Kinder zu erwerben, das bezeugen uns Henriettens Denkwürdigkeiten im Vereine mit einer großen Anzahl an ihn gerichteter oft geradezu zärtlicher Briefe der verschiedenen Mitglieder meiner Familie, die der an die Würzburger Universitätsbibliothek übergegangene wertvolle literarische Nachlaß Oberthürs unter seinen Schätzen birgt. Da diese zugleich manche Nachricht über das damalige Weimar und sein Fürstenhaus enthalten, so wird eine Reihe von Bruchstücken daraus als Beitrag zur Geschichte jener Zeit nicht unwillkommen sein.

Zum näheren Verständnis sei vorausgeschickt, daß der Empfänger der Briefe, geboren am 6. August 1745 zu Würzburg, 1769 zum Priester geweiht, seit 1773 Professor der Dogmatik an der Universität, seit 1780 Direktor sämtlicher Stadtschulen, seit 1782 Wirkl. Geistlicher Rat, im Spätherbst 1796 das erstemal als Gast der „fränkischen Kolonie" in Weimar erschien, um fortan, reiselustig wie er war, öfter dahin zurückzukehren. Auch zu Goethe ist er dabei in Beziehung getreten, den er schon am 19. September 1777 in der Einsamkeit der Wartburg aufgesucht hatte, freilich ohne von dieser Begegnung sonderlich erbaut zu werden[1]); am 22. September 1807 hat er den Dichter in Weimar besucht und ist am 29. mit ihm und Frau v. Stein bei der Prinzessin Caroline, der Tochter Karl Augusts, zusammengetroffen. Spätere Besuche meldet Goethes Tagebuch zum 16. und 21. September 1817, zum 3. Juli 1818. Am 3. April 1819 lesen wir: „Paket an Geh. Kirchenrat Oberthür nach Würzburg, eine kupferne Medaille enthaltend." Und so ergaben sich eifrig gepflegte Verhältnisse auch zu andern Gliedern der Weimarer Gesell-

[1]) v. Biedermann, 'Goethes Gespräche' ² 1, 89.

schaft, zu der herzoglichen Familie, zu der Gräfin Bernstorff, zu Friedrich v. Müller, zu Bertuch Vater und Sohn, zu Böttiger. Seine Vorliebe aber galt der Familie Egloffstein; man wird sie um so leichter begreifen, wenn man sich das Lebensbild dieses katholischen Prälaten der Aufklärungszeit und seine Persönlichkeit vor Augen hält, deren Andenken in den Annalen der Stadt Würzburg als das eines ihrer besten Söhne für immer hoch in Ehren bleiben wird, trotz allen ihm anhaftenden Mängeln und Schwächen. Unter ihnen ist nicht zuletzt, als Kennzeichen der bescheidenen Herkunft dieses Gärtnersohnes, ein emporstrebender vielgeschäftiger Ehrgeiz zu nennen. Mit Selbstzufriedenheit, aber durchaus harmloser Natur, gefiel er sich darin, über die Grenzen des Frankenlandes hinaus ins Weite zu wirken, aller Welt zu nützen, zwischen Katholiken und Protestanten den Vermittler zu spielen: ein Drang, der es ihm gleichzeitig zum Bedürfnisse machte, nach allen Seiten hin, namentlich aber mit hochstehenden Personen, Verbindungen anzuknüpfen und zu pflegen. Diesem Wunsche, dessen Befriedigung ihn für manche daheim erlittene Kränkung seiner Eigenliebe entschädigen mußte, kam die Familie Egloffstein an ihrem Teile gern entgegen; denn nicht besser hätte sie ihm ihre Freundschaft beweisen und seine unerschöpfliche Gefälligkeit vergelten können, die sie, aus ihren Briefen an ihn zu schließen, reichlich in Anspruch nahm.

Über die Persönlichkeit der Briefschreiber unterrichtet mein Buch 'Alt-Weimars Abend', München 1923; hier bedarf es nur der Angabe äußerlicher Lebensdaten.

1. Sophie v. Egloffstein 1742—1807), geb. v. Thüna, Witwe des 1773 verstorbenen markgräflich brandenburgischen Kämmerers Karl Ludwig Frhrrn. v. Egloffstein.

2. Sophiens zweiter Sohn Gottlob (1766—1815), 16. Juni 1786 Hofjunker und Regierungsassessor, 6. März 1787 Kammerjunker, 5. Juni 1787 Regierungsrat, 24. Januar 1794 Kammerherr und Hofrat, 7. Dezember 1802 Hofmarschall, 21. Dezember 1813 Oberkammerherr.

3. Gottlobs Gattin Caroline, geb. v. Aufseß (1767—1828).

4. Sophiens Tochter Henriette (Jette), in erster Ehe mit ihrem Vetter, dem Grafen Leopold v. Egloffstein, in zweiter Ehe vermählt mit Karl von Beaulieu-Marconnay, Forstmeister in Misburg bei Hannover, später Oberforstmeister in Hildesheim. Ihre Kinder (aus erster Ehe) sind: Caroline (Line), Jeannette (gest. 1809), Julie (sie war Oberthürs Patenkind), Karl (geb. 1795), Auguste (Gustchen, geb. 1796).

5. Henriettens erster Gatte Graf Leopold v. Egloffstein (1766—1830), Ritterhauptmann des Cantons Steigerwald und Kaiserl. Wirkl. Rat, später Kgl. Preuß. Kammerherr und Oberschenk, Erbherr auf Lamgarben, Arklitten usw.

6. Sophiens dritter Sohn Gottfried, geb. 1769, 1. Februar 1794 Kammerherr, 21. März 1808 Landrat, 4. April 1812 Landrat in Eisenach, 7. Dezember 1814 Platzkommandant in Mons, dann Landesdirektionsrat,

1824 Oberst, gest. 1848 als General und Schloßhauptmann in Eisenach. Seine Gattin war Dorette, geb. v. Lenthe (gest. 1818).

Erwähnt wird endlich noch Sophiens jüngster Sohn August, 28. Februar 1795 Premierleutnant, 27. April 1805 Major, 20. Januar 1807 Oberst und Brigadier, 6. April 1815 Generalmajor, 3. September 1822 Wirkl. Geheimer Rat und Exzellenz. Seine Gattin war Isabelle, geb. v. Waldner-Freundstein.

1. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 17. Apr. 95.

... Alle die Meinigen empfelen sich Ihnen auf das angelegentlichste. Meine Frau ist recht wohl; ich hoffe, daß die viele Zerstreuung ihr wohl thun wird. Die Wittwe Herzogin äußert lebhaft ihre Freude, mein Weib hier zu sehen. Sie und der Herzog waren gestern Abend schon hier, um Henrietten zu sehen. ...

2. Sophie v. Egloffstein.

Erlang d. 4. May 95.

... Ich gehe wieder nach Weimar! mein Bester! recht bald, und bleibe dort, bis meine Kinder wieder raus gehen, das heist wenigstens 2 Monath. Könten Sie doch hinkomen, Sie glaubens nicht, was vor wacker Leuthgen dort wohnen. Die Herrschaften sind vortreffliche Menschen, diese muß man lieben. Ihr Bruder Gottlob hat daselbst ein herrlich Hauß, und könnte Ihnen 2 artige Zimergen geben. ...

3. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 8. Mai 95.

... Ihr launigter lieber Brief, mein Allerbester, hat mir unendlich viel Freude gemacht, und mit einem Worte, hat mich entzückt, ich habe ihn der Tischgesellschaft laut vorgelesen, und rasch stießen die Gläser zusammen, um den biedern Oberthür, den warmen zärtlichen Freund seiner Freunde, dreimahl hoch leben zu lassen. ... Mit dem Herzog war ich Sechs Tage abwesend. Er nahm mich mit sich auf die Leipziger Meße. Diese kennen zu lernen machte mir viel Spas, und ich konte es aushalten, da mir die ganze Excursion wenig, fast gar nichts



Gräfin Julie v. Egloffstein

Selbstbildnis

gekostet hat. Die Visiten und Tee-Gesellschaften, dejeuners pp. nehmen kein Ende. Mich ennuyiren alle diese Dinge, denn der ganze Tag ist für mich verlohren, und heute erst ist der erste Tag, daß ich einige Stunden habe stehlen können, um für mich etwas zu arbeiten. Herrn v. Göthe sehe ich vielfältig, öfterer aber noch Jagemann[1]), der mich fleißig besucht. Diese Männer sollen mich schadlos halten, wenn das langweilige Kartenspiel meine Sinen abgestumpft hat. Beides sind brave liebe Männer, wo bleibt aber die Herzlichkeit eines Oberthürs? . . .

4. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 4. Juni 95.

. . . Laßen Sie Sich von Bertuch recht viel vom Maler Tischbein[2]) erzählen. Meine Henriette hat auch schon eine Seance bei ihm gehabt, und ich freue mich kindisch auf das Bild, weil ich im voraus überzeugt bin, daß es getroffen wird. Wenn Tischbein einmal nach Francken geht, und er ist nicht abgeneigt; so erhält er eine verschloßene ordre an Bruder Oberthür, daß dieser sich malen laßen muß. . . .

5. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 1. Septbr. 1795.

. . . Der hiesige Hof ist einige Wochen in Eisenach gewesen und kommt dieser Tage wieder zurück. Nach und nach sammlen sich die Entflohenen, und der hiesige Zirkel erweitert sich wieder. Die liebenswürdige Herzogin Mutter bewohnt noch immer ihre Villa[3]), woselbst ich sie oft mit Wieland besuche, um eine Partie Ombre zu spielen. . . .

6. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 25. 8br. 95.

. . . Gestern Mittag war es, als meine geliebte Frau mir das Geschenk mit einem überaus wackern Buben machte.

[1]) Christian Joseph Jagemann, Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia, Vater der Caroline Jagemann, der späteren Frau v. Heygendorf.

[2]) Johann Friedr. Aug. Tischbein 1750—1812. Sein Gemälde Henriettens ist wiedergegeben in 'Alt-Weimars Abend'.

[3]) Damit ist doch wohl Tiefurt gemeint.

. . . Die guten Weimaraner freuen sich insgesamt mit mir. Gestern war der Herzogin Mutter Geburtstag. Ich ging mit meinen drei Mädchens[1]) frühmorgens zu ihr, um ihr Glück zu wünschen. Meine Frau dachte noch nicht an das Niederkommen. Ach, wie schön wäre es, sagte die Fürstin, wenn gerade heute Jettchen ihr Wochenbett hielt. Ich gehe nach Hause, finde alles in Aufruhr, und in zwei Stunden war der Herzensjunge da. Geschwind laufe ich zur Herzogin und bringe ihr die Nachricht. Sie war außer sich vor Freuden. Ach, es ist ein Söhnchen, mein Söhnchen, rief sie, ich muß sein Pathe werden. Um zwei Uhr ging ich nach Hofe zur Tafel und meldete zugleich mündlich der Herzogin und dem Herzog das glückliche Evenement. Nach Tisch will ich zum Erbprinzen, um ihm die Pathenstelle aufzutragen; unterdeßen schickt der Herzog zu mir und läßt mir sagen, er bäte sich dieses Geschäft aus. Diese Offerte ist sehr schmeichelhaft für mich, und heute mittag wird mein kleiner Carl August getauft werden. Seine alleinigen Pathen sind der Herzog und seine Mutter. Der gute Herder, der sich mit mir kindisch freut, da er meine Frau so lieb hat, verrichtet die Taufhandlung.[2]) . . .

7. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 6. Jan. 96.

. . . Wir haben hier einen traurigen Winter in Betref der Witterung. Es will weder frieren noch schneyen, und ich befürchte daher, daß die milde Witterung epidemische Krankheiten nach sich ziehen wird. Die Carnevalslustbarkeiten haben ihren Anfang genommen. Am Neuen Jahrstage auf der ersten Redoute erschien meine Henriette nebst drei anderen Damen wie Zauberer verkleidet, so wie diese Maske in Göthes Beschreibung des römischen Carnevals abgebildet ist. Niemand erkannte sie in dem Aufzuge, und niemand ahndete, daß unter dem langen weißen Bart und dem silbergrauen Haar ein jugend-

---

[1]) Caroline, Jeannette und Julie.

[2]) Das Schreiben ist größtenteils schon abgedruckt in meinem Aufsatz: 'Ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts', 'Deutsche Rundschau', Febr. 1920.

liches Gesicht versteckt wäre. Sie theilte Billets aus und prophezeite einem jeden ihrer Bekanten. Gegenwärtig beschäftigt sie sich, zum Geburtstage der regierenden Herzogin eine Maskerade zu veranstalten. Der Plan ist folgender. Unter türkischer Musik hält ein Sultan mit der Sultanin seinen Einzug in den Saal. Beide werden von acht männlichen Sklaven und zwei Mohren begleitet. Bald darauf erscheint ein Sklavenhändler mit 8 Sklavinnen von verschiedenen fremden Nationen, welche er dem Sultan verkauft. Der Sultan schließt den Kauf ab, und zur Feyer des Geburtsfestes schenckt er den Sklavinnen die Freiheit. Nach dieser Pantomime beginnt ein figurirter Tanz, der sich mit dem Namenszuge endigt, nachdem vorhero der Sultan der Herzogin ein Gedicht überreicht hat. Meine Frau wird den Sultan machen, und ich weis gewis, daß sie ihre Rolle gut spielen wird. . . .

8. Leopold Graf Egloffstein.

Erlang am 10. Merz 96.

. . . Glücklich und wohlbehalten bin ich vorgestern in meine Heimath angelangt. . . . Wir haben . . . unsere zween ältesten Mädchens [Caroline und Jeannette] und den Jungen in Weimar zurückgelaßen, zum Unterpfande und zugleich als Geißel, damit wir wieder hingehen um sie abzuholen. Die kleine muntere Julie hat uns allein begleitet. . . . Mama [Sophie v. Egloffstein] ist sehr betrübt, daß ihr jüngster Sohn [August] nunmehr ins Feld muß. Der Herzog in Weimar konnte nicht mehr umgehen, sein Contingent marschiren zu laßen. Dieses kleine Corps marschirt den 1. April aus Weimar, und schließt sich an das Chursächsische Corps an. Vielleicht erhalten wir bis dahin Frieden. . . .

9. Leopold Graf Egloffstein.

Weimar am 20. Xbr. 96.

. . . Sind Ihnen schon die Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar vor das Gesicht gekommen? Es sind beißende Xenien auf Göthe und Schiller und, wie man sagt, von Dyk und Manso in Leipzig verfaßt. Wieland meint,

daß künftig Ostern ein ganzer Schubkarren voll vorgeführt und zu Markte gebracht werden wird. Göthe bereut es sehr, diese sogenannten Kinder seiner satyrischen Laune in die Welt geschickt zu haben, und gäbe viel darum, wenn er das Geschehene ungeschehen machen könnte. Die Gegengeschenke füllen zwei Bögen an und gehen reißend ab. Schreiben Sie mir, wenn Sie dieses Produkt noch nicht gelesen haben, ich will Ihnen dann solches zuschiken. . . .

10. Sophie v. Egloffstein.

W[eimar] d. 21. Xbr. 96.

Wie geht es Ihnen nun in Wirzburg, mein bester Sohn? macht Ihr dort Friede, meine Freunde? Mögte es doch so sein; Ehe es Friede wird, ist keine wahre Freude in der Welt. . . . Hier weiß man nichts von Kriegerischen Anstalten. Unser guter Landes-Vatter hat ganz gute Anstalten gemacht, und Gott sey [Dank] wir profitiren auch davon. . . .

11. Leopold Graf Egloffstein.

Fürth am 8. Febr. [1797.]

. . . In Sachsen kennt man gar nicht die Leiden, welche uns drüken. Es herrscht aber auch dort eine Theilnahmlosigkeit, welche mich so indignirt und revoltirt hat, daß ich es nicht laßen konnte, mein Befremden laut zu erkennen zu geben. Möge dieses Land es nie mehr erfahren, was es heißt, den Feind ernähren zu müßen, und möge die Reihe nicht an daßelbe kommen, wie es an uns gelangte, nachdem wir vorher bei dem Schicksal der Rheinbewohner auch ziemlich gleichgültig uns bewiesen hatten. . . .

12. Leopold Graf Egloffstein.

Kißingen am 7. July 97.

. . . Mit unserer Erlanger Königin[1]) will es nicht gehen; sie scheint dem Fischmarkt entlaufen zu sein. Welcher Unter-

[1]) Der in Erlangen lebenden verwitweten Markgräfin Caroline von Bayreuth, Anna Amalias Schwester.

schied im Betragen dieser beiden Schwestern; die eine voll Würde und Anstand, die andere mit dem Charakter einer Bacchantin. Ihrer Jahre und Ranges uneingedenk, spielt sie Kinderrollen; sie tanzt, sie singt, sie springt, sie klatscht und läßt sich von dem kleinen Sohn der Frau v. Wennig mit der Peitsche in den Zimmern umherjagen. Die ganze hiesige Welt staunt und bedauert sie. . . .

13. Sophie v. Egloffstein.

W[eimar] d. 20. Xbr. [1797.]

. . . Gottlob war als Gratulations-Gesandter in Berlin.[1]) Er sagte bey seiner Retour, der König sey ein charmanter Kerl. Er war aber auch sehr gütig gegen Gottlob, und hielt ihn 8 Tage auff, mit den artigsten Ausdrücken. . . .

14. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 27. Jenner 98.

. . . Möchte man doch bald überall den Frieden feiern, so wie wir gestern auf der Redoute ein Vorbild gaben. Wir stellten nehmlich zur Geburtstagsfeier unserer würdigen Herzogin, den Frieden mit seinem Gefolge vor, Karlchen[2]) gab uns ein hübsches Bild des Friedens, und die Eintracht, welche durch die sogenannte Aurora und mir vorgestellt wurde, war auch passend gewählt. . . .

15. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 3. [4.] May 98.

. . . Die Sorgen der Regierung einer so ansehnlichen Colonie und Ifflands Anwesenheit hielten mich ab, den[n] die Stunden, wo ich nicht mit meiner famille beschäftigt war,

---

[1]) Zur Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms III.

[2]) Der damals zweijährige Sohn des Grafen Leopold (siehe Nr. 6). Er übergab die von Goethe zu diesem Maskenzug gedichteten Stanzen „Der lang ersehnte Friede nahet wieder" (Werke 16, 208). Die „Eintracht" wurde von Caroline gemeinsam mit Fräulein v. Seckendorff dargestellt (Goethe an Schiller, 26./27. Jan. 1798).

brachte ich entweder in Gesellschaft oder im Theater zu; Iffland giebt hier 8 Vorstellungen und zeigt sich in allen Fächern; in jeden muß man ihm als großen Künstler bewundern, jedoch bin ich dießmal mit der Auswahl seiner Stücke unzufrieden, so spielte er gestern den tauben Apotheker in der Verstellten Kranken, von Goldoni, sein Spiel war zwar meisterhaft, aber das Stück selbst hat gar kein interesse. . . .

16. Gottlob v. Egloffstein.

Weimar d. 17. May 99.

. . . Eine unangenehme Neuigkeit für mich muß ich Ihnen als freundschaftlichem Theilnehmer aller unserer Ereignisse melden. Ser^{mus} haben mich zum Director der Stadt- und Land-Policey ernant, welches die beschwerlichste Stelle im ganzen Lande ist und noch obendrein nichts einträgt, so bißher von dem Minister Fritsch versehen worden, und doch mußte ich solche annehmen, so schwer ich daran gienge. . . .

17. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 8. July 99.

. . . Anfänglich hielt mich die Krankheit meiner guten Mutter ab, Ihnen zu schreiben, . . . und dann verschob ich meine Antwort, biß ich die so berühmten Königlichen Herrschaften[1]) sah; den[n] ich glaubte meinen Brief dadurch etwas interesse und mir ein Ansehen zu geben, wenn ich sage, daß ich diese so bewunderte Königin von Angesicht zu Angesicht sah und von ihr eingeladen wurde, nach Berlin zu kommen, eine Höflichkeit, die ich mir, meiner Verdienste halber, nicht zueignen darf, sondern bloß meinem Mann verdanke. Inzwischen muß ich doch . . . die Königin loben, weil sie artig gegen mich war, aber auch ohne dieses kann man nicht anders als zu ihrem Lobe sprechen. Nicht so liebenswürdig ist ihr Gemahl, jedoch soll er es in seinem familien-Zirkel sein. Wunderliche Ideen kreuzten sich in meinen Kopf, als ich diesen Mann

[1]) Das preußische Königspaar war vom 1.—3. Juli in Weimar gewesen.

sah: ein Wort von ihm und Tausende fallen, ob für eine gerechte oder ungerechte Sache; auch leztere wird durch das Wort Politick geheiligt. Die häßliche Politik, wie verabscheue ich sie; diesen Gedanken von Fürstengröße gesellte sich der von ihrer jetzigen Schwäche bei, und ich läugne nicht, er erfüllte mein Herz mit Trauer, da ich mir die arme gute Königin leidend dachte, die gewiß nichts als Gutes will; so leidet oft der Unschuldige mit den Schuldigen. . . .

18. Gottfried v. Egloffstein.

Guthmannshausen[1]) d. 25. July 1799.

. . . Seit 3 Wochen bin ich mit meiner ansehnlichen Familie auf weimarischem Grund und Boden und hatte gleich den 2. Tag nach meiner Ankunft die Ehre, die Königlichen Herrschaften hier[2]) zu sehen. Hier war der König ziemlich heiter — besonders bei Tisch — außerdem aber sprach er wenig und das nur mit Herren vom Militär. Der Obrist Köfritz[3]) logirte bey meinem Bruder [Gottlob], und ich war so frey, diesen Herrn einige bestimmte Nachrichten und Erläuterungen in Betreff unsers Vaterlandes mitzutheilen; ich will wünschen, daß er Gebrauch davon mache, es wird aber doch nichts fruchten. . . . Die Königin ist ein artig und liebenswürdiges Weib, besonders wohlwollend war sie gegen meine Dorette[4]), die sie am Cour-Tage öffentlich umarmte, viel und oft sich mit ihr unterhielt, überhaupt so viel herzliches zeigte, als man nur immer von einer Königin erwarten kann. . . .

19. Sophie v. Egloffstein.

[Weimar?] d. 4. Aug. 1800.

. . . Aufs Jahr sehen wir Sie doch recht gewis, nicht wahr? Wir wollen unter deßen brav Anecdötgen samlen, die uns so manchen Spaß machen; ich habe deren schon wieder einen

[1]) Dorf nördlich von Weimar.

[2]) Hier: d. h. in Weimar; siehe Nr. 17.

[3]) Preußischer Flügeladjutant.

[4]) Gottfrieds Gattin, geb. v. Lenthe.

schönen Vorrath, wir könten ein Buch davon heraus geben. — Doch Nein! wir wollens nicht thun, lieber Sohn! geben Sie nichts mehr heraus, die Kozebuesche Geschichte solte bange machen, ob er schon wieder los ist; aber Syberien war ihm ernstlich zugedacht. Daß er von Weimar ist, mag ihn gerettet haben.[1]) . . .

Leben Sie wohl, mein bester Sohn. Ihre Schwestern Jette und Caroline grüßen Sie herzlich, Bruder Gottlob auch, er ist zum Johaniter geschlagen worden. . . .

20. Henriette Gräfin Egloffstein.

Weimar am 12. Feb. 1801.

. . . Die traurigen Kriegs-Unruhen werden auch auf Sie keinen vortheilhaften Einfluß gehabt haben, und ich kan es mir denken, wie sehr Ihr Geist einer Erholung bedarf, die aber nur die Gewißheit des lang ersehnten Friedens geben wird. Durch wie viele Grade geht der Wunsch nach diesen holden Jüngling in tausend und aber tausend Seelen, und wird diese Sehnsucht bald gestillt werden? — Ich lebe zu beschränkt, um viel mehr Interesse, als die Theilnahme am Leiden meiner Nebenmenschen mir einflößt, an diesem Ereigniß nehmen zu können — auch ist man hier nicht stark in Politik vertieft, und wenige wissen, daß jetzt in dem Rath der irdischen Götter Deutschlands Wohl und Weh auf der Waage liegt! Wissen Sie im lieben Vaterland mehr als wir hier, wo nur die Künste uns beschäftigen? Ja, mein würdiger Freund, das Leben, so mich jetzt umgiebt, scheint mir ein schöner Traum, und oft fürchte ich zu neuer Qual zu erwachen! . . .

21. Sophie v. Egloffstein.

Weimar d. 15. Jener 1802.

. . . Sie haben ganz recht gehört, daß nehmlich mein Sohn [Gottlob] seine Geschäfte beym Regierungs-Departement

---

[1]) Den Hergang seiner Verhaftung, Verschickung nach Sibirien und Freilassung hat Kotzebue selbst erzählt in seiner Schrift: 'Das merkwürdigste Jahr meines Lebens', 2 Bände, Berlin 1801.

niedergelegt, als ganz unverhofft der Herzog den Herrn v. W.[1]) ins Conseil setzte. Zuerst schrieb mein Sohn den H[erzog] und erinnerte ihn verschiedener Zusicherungen und sagte ihm, daß er diese nur dahin habe auslegen können, als wolte S^m ihm eine der ledigen Stellen im Conseil anvertrauen. Er fügte aber hinzu, daß obschon H. v. W. dahin placirt worden, so zweifle er dennoch nicht, I[hre] D[urchlaucht] würde Verfügung treffen, daß seiner Ancienitaet dabey nichts zu nahe käme. Der H., der vermuthlich schon prévenirt war auf den Fall, daß mein Sohn sich äusern würde, antworttete nur mit etlichen Worten auf die Sache, indem er über eine andre sich mehr ausdehnte, die was Gleichgüldiges betraff. Auf der Stelle schrieb mein Sohn wieder: die Lage der Dinge zwänge ihn, um bestimmte Antwort zu bitten. Statt dieser Antwort wurde der Geheimte Rath Schmidt[2]) an mich geschickt, der Herzog ließ mich bitten, ich mögte Waßer im Wein gießen und verhüthen, daß mein Sohn sich nicht übereilte; der Herzog wolle ihn zum Canzler machen. Ich sagte: wie kan ich meinem Sohn das hinterbringen, der Canzler[3]) lebt noch und ist so zimlich wohlbehalten, 2 Vordermänner zwischen meinen Sohn und den Canzler sind auch noch in Betrachtung zu ziehen. Mein Sohn verabscheuet das Überspringen rechtschaffener Männer, kurz, ich bath den Geheimtrat Schmidt die Vermittlung unmittelbahr zu übernehmen. Der Herzog sprach selbst mit mir, sagte mir, wie besorcht er wäre, Gottlob mögte ihn verlassen,

---

[1]) Gemeint ist der Kammerherr und Kammerrat Wilhelm v. Wolzogen, der durch Dekret vom 10. August 1801 zum Oberhofmeister ernannt worden war und durch Dekret vom 4. Dezember 1801 Sitz und Stimme im Geh. Conseil erhalten hatte.

[2]) Joh. Christoph Schmidt (1728—1807), Klopstocks Vetter und Jugendfreund („Schmidt, der mir gleich ist" im 3. Liede der Ode 'Wingolf'; vgl. Goethe an Karl August 19. 2. 1789); er war am 5. Juli 1784 zum Wirkl. Geh. Assistenzrat mit Sitz und Stimme im Conseil, am 11. April 1788 zum Geheimen Rat und Kammerpräsidenten ernannt worden.

[3]) Das Amt des Kanzlers, d. h. des höchsten richterlichen Beamten, bekleidete seit März 1789 der Geh. Regierungsrat Joh. Friedr. v. Koppenfels, der erst am 19. September 1811 gestorben ist.

und da er den reinen, schönen Caracter noch nirgend so gefunden, so thäte ihm dieses sehr wehe; ich mögte es doch zu verhüthen trachten. Ich versicherte den Herzog, daß es nicht in meiner, sondern nur in seiner Gewalt stünde, meinen Sohn zu beruhigen. Ich sagte ihm: „Sie trauen Gottlob das feine Gefühl nicht zu, welches er hat, und Sie kennen den Grat des Atachements nicht, so er vor Ihnen hat; aber Beydes ist von der Beschaffenheit, daß er keine Hintansezung vertragen kan." Dies alles ging vor zwischen den 12. bis zum 16 X br. binnen welchen mein Sohn 4 Tage abweßend sein muste in einer Eißenacher Kammer-Angelegenheit. Als nun mein Sohn kam, fand er ein Billet von Geheimtrat Schmidt, der um eine Unterredung bath. Was man mir sagte, wurde meinem Sohn wiederhohlt, und wie ich forchte, so erfolgte die Erklärung. Mein Sohn sagte, auf rechtmäßige Art wäre nun kein Avancement vor ihn vorhanden, und auf Kosten anderer nähme er keins an, und somit hätte S^m seine Existenz in Geschäften gänzlich verbittert, er lege demnach Regierung, Pupillendeputations-Presidium, Policey-direction, Marschwesen sowie alle mittelbahre und unmittelbahre Comissions-Geschäfte pp. zu Füßen; den Hoffdienst würde er beybehalten, was I[hre] D[urchlaucht] wünschten, um zu zeigen, daß er aus Troz nicht alles, sondern nur das niederlege, wo er als ein 16jähriger Diener einen 4jährigen untergeordnet werden solte pp.; über die Besoldung mögte S^m gleichfals disponiren pp. Der Herzog schrieb meinen Sohn ein sehr schönes Büllet noch am nehmlichen Tag, wie leyd es ihn thäte, daß ers vor nöthig gefunden, ein Verhältnus zu verderben, worauf er so viel Wehrt gelegt; doch freue es ihn, daß er den Hoffdienst beybehalten, wodurch ihm doch das Vergnügen seines Umgangs blieb. Die Besoldung bliebe ihm wie vorher.

Nun hätten Sie aber den Lermen des Publicums hören sollen, und wie sonderbahr, unter den Jamern der Stadt- und Landunterthanen, sagte doch jeder, der W.s Avancement im Wochenblatt geleßen hatte: „Das konten wir nicht anderß glauben, das konte H. v. Egl. nicht anderß machen, jeder muß finden, daß er recht gethan, nicht unter diesen sich ordnen zu laßen pp." Erkennen Sie daraus, daß mein Sohn so richtig

als was von der Welt gedacht, indem er den Herzog sagen ließ: „Das Publicum müste seine Dultsamkeit endlich vor Feigheit taxirn, und S^{m} hätten selbst Unehre davon, bisher einen Diener ausgezeichnet zu haben, der so wenig Ehr Gefühl hätte" pp.

Alleweille in dem ich dies schreibe, schickt der Herzog, da er vernahm, wir hätten einen so guten Käufer zu unsern Hauß, er offrire uns ein Herrschaffts-Hauß zur Wohnung, wen[n] unser Kauff richtig wurde. Der Herzog fühlt alles und hat vielleicht keine vergnügte Stunde mehr, seit mein Sohn seine Geschäfte niedergelegt. Ich liebe den Herzog fort, den[n] er hat sein Herze durch Handeln überstimt, und dies an sich gute Herze leidet nun, daß es sich verleithen lassen. Die erste Entrevue zwischen den Herzog und meinen Sohn war äuserst rührend. Der H. verlangte ihn auf seinen Zimmer zu sprechen, in Beysein des Prinzen von Gotha und des Erbprinzen. Dem H. wurde gemeldet, daß mein Sohn käme, er ging ihm entgegen und wolte kaltblütig sein, mein Sohn hatte gleichen Vorsaz, allein kaum sahen sie ein nander, als den Herzog die Thränen über die Wangen lieffen, und kein Wort hervorgebracht werden konte; mein Sohn, in den nehmlichen Augenblick ganz wieder durchdrungen von der so längst gewohnten Liebe, mußte sich an ein Fenster stellen um seinen Thränen freyen Lauff zu laßen, der H. lief nach einer gestopften Pfeiffe, um sich [und] den gekränkten Diener contenence zu verschaffen, und so wie diese verbraucht war, nahm er Gottlob mit zu seiner Mutter, welche tödliche Alteration über diesen Vorgang gehabt. Es ist gewis, daß man meinen Sohn eine Maitre charche bereidet, allein, bester Freund! das ist nicht Gottlobs Wunsch, er soll Hoff-Marchal werden, mögte aber doch der Herzog das nicht thun, er läst sich irre leithen, indem er Gottlob nicht beßer benüzt; warum merckt er nicht, daß andre die Gratheit des Gottlob nicht vertragen können. Er, der seinen HErn nicht um einen Heller bevortheilt, wird auch nicht schweigen, wan[n] Vervortheillung andrer Arten zu schulden komen, er heuchelt nicht, wan[n]s auff Dinge ankomt, die von oben herab mit Unrecht gefordert werden, kurz es ist ein grundehrlicher Man, zu so viel Dingen gut, wan[n] er am rechten Plaz ist. Gottlob wird

auch so leicht nicht übergehen, wenigstens mit Reservation nur. . . .

22. Sophie v. Egloffstein.

W. d. 14. July 1802.

Mein theuerster Sohn Franz! wie lieb ist mir die Nachricht geweßen, daß Sie unsre geliebte Herzogin[1]) gesprochen haben. Vor ihrem Abgehen ließ sie mich noch zu sich bitten, und da sagte sie mir, daß sie über Würzburg gehen und wo möglich Ihnen sprechen würde. Daß dies geschehen, freuet mich sehr. Sie ist und bleibt unter den lebenden Weibern eine Krone mit in meinen Augen und hat nur wenig ihres gleichen, den[n] sie hat sich frühzeitig über Thorheiten hinweg geschwungen, die so vielle lange herabwürdigen. . . .

23. Caroline v. Egloffstein.

Weimar am 25. März 1803.

An Frühlingsanfang, als am 21. dieses, erhielt ich, verehrter Freund, Ihr Schreiben vom 10. Jenner; ich zürne auf die Posten, welche mich so lange um Ihren so freundschaftlichen Brief brachten, ich sehnte mich recht nach Nachrichten von Ihnen. Alle hießigen Neuigkeiten wissen Sie schon durch Müllern[2]), allein von der Cour d'amour[3]) muß ich Ihnen sagen, daß sie brillanter ist als je, Böttger[4]) und andre charmante Leute zieren sie, und alle Fremde aus allen Ständen kehren ein; ich dächte, bester Freund, Sie kämen bloß der Cour d'amour wegen, ich rechne sehr auf Ihre Gegenwart für künftigen Herbst. Auch bei der Dame[5]) finden sich die Freunde, Böttger

---

[1]) Herzogin Luise, die nach Baden gereist war.

[2]) Friedrich v. Müller, der spätere Kanzler.

[3]) Damit ist nicht die von Goethe für den Winter 1801/2 als „Cour d'amour" gegründete Mittwochsgesellschaft gemeint, die unter der Leitung der Gräfin Henriette v. Egloffstein gestanden hatte; diese Gesellschaft hatte sich schon März 1802 aufgelöst ('Goethe-Jahrbuch' 6 [1885], 80 ff.).

[4]) Der Direktor des Gymnasiums Karl August Böttiger, auch er ein Korrespondent Oberthürs.

[5]) Gemeint ist Fräulein v. Goechhausen.

ließt uns die Tragödien des Aeschylus, und erklärt uns die Gebräuche der Alten. . . .

24. Gottlob v. Egloffstein.

Weimar den 18. August 1803.

. . . Seit den 1. August lagert der Hof im neuen Schloß[1]), wobey mir der Kopf sehr warm wurde, und noch immer weiß ich nicht, wo ich anfangen und aufhören soll. Die mittlere étage und Entrée ist aber prächtig geworden. . . .

25. Caroline v. Egloffstein.

Weimar am 1. Decbr. 1803.

Recht lange, mein verehrter Freund, ist mir keine Zeile von Ihrer lieben Hand zugekommen; Sie machten seitdem eine kleine Reise, und auch ich, und ich wünsche, daß die Ihrige so angenehm war als die meinige. Ich machte nehmlich mit der Herzogin Mutter eine Reise nach Dreßden und sah dort so manches, was mir ganz neu war und mich unendlich interessirte. Die Gegend selbst ist wunderschön, und obgleich die Witterung (den[n] wir brachten den October dort zu) nicht sehr günstig war, uns umzusehen, so benutzten wir doch unsere Zeit sehr gut, alles Merkwürdige zu besehen. Der Bildergallerie war die meiste Zeit geweiht, auch die Antiquen wurden nicht vergessen, und ich war wunderbar von allen diesen ergriffen und fand mich in einer Stimmung, welche mir biß jezt fremd war. Sollten Sie es wohl glauben, theurer Freund, daß die Madonna von Rafael und ein Kristuskopf von Corregio mich bis zu Trähnen rührten? Nie hätte ich der bildenden Kunst diese Kraft zugetraut. Auch den katholischen Gottesdienst habe ich beygewohnt, zum erstenmahl in meinen Leben, und tief fühlte ich mein Herz erhoben, ich war so from, obgleich ich von der

[1]) Er hatte, seitdem das Schloß am 6. Mai 1774 niedergebrannt war, im sog. Fürstenhaus gewohnt. 1788 hatte der Herzog den Wiederaufbau des Schlosses ernstlich ins Auge gefaßt, am 23. März 1789 die Schloßbaukommission niedergesetzt; der Bau hatte nach Maßgabe der Mittel nur langsam gefördert werden können.

Messe kein Wort verstand, die Musik war so schön und alles so feierlich rührend.

. . . wie sehnte ich mich nach einem Herzen, welches mit mir fühlte; die Herz. konte es nicht, was mir Neu war, war ihr alt, und der G.[oechhausen] ihre Gefühle sind unwahr und erkünstelt.

26. Sophie v. Egloffstein.

W. d. 24. Febr. 4.

. . . Dahier ist . . . alles ruhig, nur hat Herders Tod im Consistorium die Veränderung gebracht, daß dies Colegium der Regierung einverleibt werden soll. Warum der Herzog das will, weiß man nicht genau; ob er nur blos Oeconomie, oder sonst noch mehr Rücksichten hat.

Böttger komt nach Dresden.[1]) Ein groser Verlust vor Weimar. Böttger ist der guten besten Menschen einer. . . .

27. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 8. März 1804.

. . . Daß Böttiger uns verläßt, wissen Sie wohl, es thut mir sehr leid. — Diesen Winter hatten wir eine seltene Erscheinung bey uns, nehmlich die so berühmte Frau v. Stael, welche nach Ausspruch unserer Gelehrten tief gelehrt sein soll; hierüber kan ich nicht urtheilen, nur dieß kann ich sagen, daß sie liebenswürdig ist, durch ihren Geist, durch ihre Höflichkeit, den[n] durch ihr Auseres kan sie nicht gefallen, die Natur versagte ihr äußere Reize. Sie schien sich hier zu gefallen, und gefiel wieder. . . .

---

[1]) Böttiger an Oberthür, 2. Februar 1804: Ich gehe bald nach Ostern als Kurfürstlicher Hofrath und Studiendirector des dortigen Pageninstituts mit 1000 Thlr. Gehalt und einigen Emolumenten, die ich etwa auch noch auf 300 Thaler anschlagen kan, nach Dresden ab, froh der consularischen Gewalt unseres starkwaltenden Göthe zu entrinnen und mit den angenehmsten Aussichten, in der Dresdner Kunst- und Naturfülle mich selbst noch zu belehren und auch andern davon etwas mitzutheilen.

28. Caroline v. Egloffstein.

Tiefurth d. 14. Juni 1804.

Ich schreibe Ihnen aus dem schönen friedlichen Thale, welches mir immer so lieb war. Seit 3 Tagen bewohne ich es und lebe ein ruhiges Leben, ich bin hier mir mehr überlassen als in der Stadt und habe mir vorgenommen, bloß für meine Gesundheit und meinen Geist zu leben. Beyde litten sehr seit einiger Zeit, und ich hoffe mich zu erhohlen durch den Genuß der freien Luft, des Lesens nüzlicher Bücher und des geselligen geistreichen Umgangs derer, so mich umgeben. Jezt besteht unsere Gesellschaft aus der edlen Fürstin, der Fräulein Goechhausen, Einsiedel, den Professor Fernow[1]) und mir; bald wird unser Wieland, welcher nur noch unpäßlich ist, und die neue Hofdame, ein Fräulein von Stein[2]), unsere Gesellschaft vermehren. Jettens Verlust[3]) geht mir noch sehr nahe, ach! sie war mir so viel, ich konte ihr so viel sein, sie gab meinem Leben Bedeutung, es war mir wichtig, weil es ihr wichtig war. Doch darf ich nicht undankbar sein, das gütige Geschick that noch manches für mich; gab es mir doch Ihre Freundschaft! Erst diesen Morgen erwähnte ich gegen Einsiedeln, wie glücklich mich Ihre Achtung und Freundschaft machte; erhalten Sie mir solche, werther Freund, ich bin ihrer gewiß nicht unwerth.

. . . Ihr Buch[4]) hat die Herzogin sehr erfreut, sie dankt Ihnen herzlich. Wieland hat es auch sehr gelobt und freut sich, Ihnen bei Ihrer Hieherkunft näher kennen zu lernen. Sie werden ihm lieb gewinnen bey näherer Bekantschaft und seine Bescheidenheit ehren, so wie sein kindlicher Sinn in seinen hohen Alter einem lieb wird. Sagen Sie mir ein paar freund-

---

[1]) Karl Ludw. Fernow, Kunstschriftsteller, Jagemanns Nachfolger als Bibliothekar Anna Amalias.

[2]) Luise v. Stein-Nordheim, spätere Frau v. Ziegesar.

[3]) Henriette hatte sich 1803 vom Grafen Leopold scheiden lassen und sich in zweiter Ehe am 18. April 1804 mit dem Forstmeister Karl Frhrn. v. Beaulieu-Marconnay in Misburg bei Hannover verheiratet.

[4]) 'Die Bayern in Franken und die Franken in Bayern', Nürnberg 1804.

liche Worte in Ihrem nächsten Brief für ihm, den[n] er weiß, daß ich Ihnen schriebe, daß er die Bayern in Francken mit Vergnügen gelesen habe. . . .

29. Sophie v. Egloffstein.

W. d. 15. 9br. 4.

Der Tumult von Freude, welcher seit einigen Wochen in Weimar herrschte, und die Vorbereitungen zur Theilnahme an dieser Freude und Freudensbezeichung hat es nicht gestattet, daß man zum Schreiben gekomen; aber gewis, gewis habe ich bey allen, was vorging, an Sie, bester Freund! häuffig und mit den herzlichsten Wünschen, daß Sie bey uns sein mögten, gedacht und von Ihnen gesprochen. . . . Erfahren sollen Sie alles, was da gewesen, Ihre Schwester Caroline wird das über sich nehmen; von mir erwartten Sie nichts als einige Worte über unsern allgeliebten Erbprinzen und deßen Gemahlin. Ersterer als mein Idol ist ganz so wiedergekommen, wie ich es gewünscht, freundlich, und wie freundlich-gutmüthig, mit den unverkenbahren Bestreben, daß er damit sein Wohlmögen, seine Freude über das Wiedersehen, seine Erkentlichkeit über das herrschende Vergnügen, welches seine Zurückkunft veranlaßt, andeuten will. Er ist voll Auffmercksamkeit gegen jederman, ganz natürlich also auch vorzüglich gegen seine Gemahlin; aber weit entfernt, den kindisch Verliebten zu machen, vielmehr hat er, ohne daß die mindeste Affectation dabey wäre, schon eine gesezte mänliche Würde in seinen Thun und Laßen, worüber ich im Stillen eine recht mütterliche Freude habe, und kurz, ich mögte zu 1000 mahlen denen fürstlichen Eldern und der jungen Fürstin Glück wünschen über den seltenen Schaz, welchen sie an den vortrefflichen Prinzen haben. Nun jezo von ihr, der Kayserlichen Hoheit, der schönen jungen Frau, der allerangenehmsten Gesellschaffterin, der personificirten Gracie ppp. eine Nachricht. Die Nahmen, welche ich meiner Beschreibung vorausgesezt, müßen nur zergliedert werden, und man darff es glauben, daß in unsrer neuangekomenen Fürstin sich alles vereinigt, was jeder andeutet. Ein hohes erhabnes Weßen zeichnet sie aus, wan[n]

sie unter viellen sich eben so unbeweglich zeichen solte, wie alle vielle, die sie umgeben könten, ein schönes junges Weib müste man sie heißen, und wan[n] sie auch nur aus den unbedeutendsten Stand wäre, ihre Art zu sprechen, ihr gefälliger und dabey brillanter Verstand muß sie zur liebenswürdigsten Gesellschafterin machen, und jede ihrer Bewegungen ist gracios, wirklich übers Gewöhnliche, beynahe übers Glaubliche. Dabey soll sie voll Talent sein, und um alles erst recht wehrt zu machen, so versichert man, daß sie auch gut sey.

Ich habe gewis nichts übertrieben, bester Sohn! wan[n] Sie wieder zu uns komen, so überzeuchen Sie sich, daß [ich] reine Wahrheit gesagt. Sie ist sehr viel, aber nichts zu viel vor den Engel, dem sie angetrauet ist; er ist ihrer wehrt und wird stets ihrer würdig bleiben.

Alle Feyerlichkeiten gingen ruhig und nach Wunsch ab, und Gottlob hat die Freude, daß er von allen Seiten Zufriedenheit erregt über die glückliche Ausführung alles dessen, was ihn übergeben ist. Die Grosfürstin und ihre Oberhoffmeisterin[1]) haben mir schon die schönsten Sachen seinetwegen gesagt. Auch blieb er Gott sey Danck gesund während alle den viellen Fatiguen. Noch ist der Hoff im ganzen, und man weiß nicht, ob es zwey Höffe werden sollen. Das wird sich bald zeichen. Solten Geschencke noch stat finden, so will ich es Ihnen melden. Bis jezo hört man davon nichts.

Die Grosfürstin ist Freytag angekomen und besuchte den Sonabend das theatre nicht, sondern erklärte, daß sie vor allen mit der gesamten fürstlichen Famille in die Kirche gehen wolte; dies erfuhr die Burgeoisie und alles rückte aus, um sie dahin zu begleiten, mit allen Ehrenzeichen, die jeder Innung eigen ist. Dies war einer der rührendsten Aufftritte. . . .

30. Caroline v. Egloffstein.

Weimar am 3. Jenner 1805.

Alles, so mich gewöhnlich umgiebt, ist auf dem Ball, welchen ich unter Vorwand von Unpäßlichkeit versäume, um mich mit

[1]) Gräfin Henckel v. Donnersmarck.

meinen Freunden zu unterhalten. Die Stunden sind mir sparsam zugezählt, von 1 Uhr des Mittags an gehöre ich nicht mehr mir an; meine Mutter, die Herzogin und die übrige Welt hat dann Ansprüche an mich. Die Morgenstunden suche ich mir soviel als möglich zu erhalten, ich besorche meine Geschäfte, schreibe und lese, so wie ich auch eine Stunde vor Schlafengehen zu meiner Erholung bedarf. Der junge Hoff vermehrt die Zerstreuung, in der wir leben, man thut aber alles gerne für die Großfürstin, welche an Liebenswürdigkeit alles übertrift, so ich je gesehen habe; sie beträgt sich mit einer seltenen Klugheit und Überlegung und macht sich alle Herzen zu eigen. Noch leben die jungen Herrschaften bei denen Eltern und werden auch dort bleiben, des Mittags sind sie als Gäste des Herzogs betrachtet, und Abends gehts auf Rechnung der Großfürstin, der Hoff liefert alles, und es wird ihr verrechnet, mein Mann sorgt für alles. Er hat von der Großfürstin einen schönen Ring erhalten, welchen er mir wieder geschenkt hat. . . .

31. Sophie v. Egloffstein.

Weimar am 31. März 1805.

. . . Alleweile fält mir ein, daß Sie vielleicht gar nicht wissen, daß ich mit der Gräfin Henckel, Oberhoffmeisterin von der Großfürstin, das grose Hotel de Weimar hier gekaufft.[1]) Ich hatte an 1000 Thlr. vor Bau-Materiallen dran zu fordern, und da der Bauherr vor der Vollendung starb, und die Gräfin Henckel, eine äußerst thätige würdige Frau, fand Gefallen daran, es mit mir in compagnie zu kauffen. Nun geth die Wirthschafft schon, es hat das Vorrecht, daß alle Gäste dahin müßen, und das ausgebreitetste Gast Recht, und wohl einst die Gäste selbst nach bekommen. Diese Sache wird also hübsch, ihr guten Söhne könt alles fort führen, wenn ich auch nicht mehr bin helfft nur jezt zusamen, daß alles hübsch im Stande. . . .

[1]) Zuerst 'Alexanderhof', dann 'Russischer Hof' genannt (jetzt 'Fürstenhof'), errichtet von dem betriebsamsten Bauunternehmer des damaligen Weimar, dem Hofjäger und Postmeister Anton Georg Hauptmann, der am 24. Okt. 1803 gestorben war. Die Spekulation der beiden Damen stellte sich infolge der bald darauf hereinbrechenden schweren Zeiten als sehr unglücklich heraus.

32. Sophie v. Egloffstein.

W. d. 4. July 1805.

. . . Ihr Buch[1]) habe ich meiner Herzogin Louise überschickt und das Büllet, so sie mir darüber geschrieben, meiner kleinen Schwiegertochter Caroline hier gelaßen, sie solte es Ihnen einschließen, sie gestand mir aber, das böse dicke Weibchen, daß sie es nicht gethan. Ich hohle also mit meiner geringen Feder den schönen Danck nach, den die Fürstin mir zu bestellen aufftrug, und die Versicherung, daß es sie sehr freue, daß Sie sich ihrer bey so viellen Gelegenheiten erinnerten. Caroline ist nun fast immer bey der Herzogin Mutter, seitdeme Frau v. Fritsch abgegangen[2]). Sie geth auch mit nach Tiefurth. Es ist ihr dies gut, den[n] die Trennung von Jette[3]) drohte ihr eine schleunige Auszehrung. Ich glaube, daß die Herzogin uns allen dadurch dies gute Weib erhalten. Sie hat kein Kind, sie hat alle Eigenschaften, eine angenehme Gesellschafterin zu machen, also ist sie in der Art nicht déplacirt. . . .

33. Caroline v. Egloffstein.

Weimar am 1. Sept. [1806.]

. . . Wir sind hier in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, deshalb ist auch Jettens Hieherkunft noch unbestimmt, und ich kan auch nichts zu Ihren Vorsatz sagen, uns zu besuchen, so sehr auch diese Aussicht mich unter andern Umständen erfreuen würde; wir sind jetz nicht in der epoche der Freude. Doch ist meine Gesundheit gut, und wir führen in Tiefurt ein ziemlich ruhiges Leben, welches nur durch politische Aussichten zuweilen getrübt wird; mich beunruhigen aber Dinge, wo ich nichts ändern kan, immer weniger, ich füge mich in das Unabänderliche — und schweife in andere Länder, in andere Regionen, auch in frühere Zeiten. Ich las die Briefe aus Gleims Nachlaß[4]), welche mir viel Freude machten, und nun

[1]) Vielleicht das in Nr. 28 erwähnte.

[2]) Henriette v. Fritsch, geb. v. Wolffskeel, scheint im Frühling 1805 aus ihrer Stelle als Hofdame Anna Amalias ausgeschieden zu sein.

[3]) Siehe Nr. 28.

[4]) Die 'Briefe deutscher Gelehrten aus Gleims Nachlaß' waren, von Wilh. Körte herausgegeben, 1805 in Zürich erschienen.

weile ich in Caledonien, ersteige Berge und Höhlen, durchwandle anmuthige Thäler und ergötze mich an den raisonnement der geistreichen Verfasserin, nehmlich Emilie Harmes[1]), ehemalige Berlepsch, deren Urtheile . . . sehr gut sind, weil sie zu Meinen passen. Jezt nehme ich mir vor, den Homer, übersezt von Voß, aufs neue zu studiren, und dabey lese ich noch Schillers Geschichte der Niederlande; mich deucht, man müsse jezt die Vorzeit aufsuchen, um zu vergleichen, damit man sich nicht zu unglücklich fühle, unter den Druk der Gegenwart. . . .

34. Gottlob v. Egloffstein.

Weimar den 17. 7br. 1806.

. . . Ich reise morgen früh mit S^{mo} ins Feld und begleite den Herzog in der bevorstehenden Campagne, wo S^{mus} die Avantgarde der Haupt Armee commandirt — Gott gebe guten Erfolg! Hier ist alles wohl; August aber noch in Paris, von wo er zurückberufen worden ist. . . .

35. Caroline v. Egloffstein.

W. d. 6. Nobr. 1806.

Ihr Brief, theurer Freund, war mir eine wohlthätige Erscheinung in diesen trüben Tagen, und Ihre Theilnahme an unsern Zustand ist mir sehr beruhigend; ich war derselben auch überzeugt, aber es sind Dinge die man gerne wiederhohlt hören mag. Wir haben viel gelitten, müssen uns sehr einschränken, allein dieß schmerzt mich nicht so sehr, als die schlimmen Eindrüke, so die Schrecknisse des Kriegs auf meine Imagination machten; meine Nerven sind sehr angegriffen, ich bin zwar sehr beweglich, fühle mich nicht krank, allein in einer Anspannung welche ich in der Länge nicht gut ertragen kan. Mama[2]) ist

---

[1]) Emilie v. Berlepsch (1757—1830), geb. v. Oppel, hatte sich, von ihrem Gatten, dem Hofrichter v. Berlepsch, geschieden, 1801 mit einem Gutsbesitzer Harms verheiratet. Eine leidenschaftlich erregte Frau, ist sie durch ihre Beziehungen zu Jean Paul bekannt geworden. Ihr Buch 'Caledonia. Eine malerische Schilderung der Hochgebirge von Schottland' war 1802—1804 in Hamburg erschienen.

[2]) Sophie v. Egloffstein.

wohl und thätig, Dorette[1]) auf dem Punckt niederzukommen, sie wohnt mit ihren Kindern bey ihren Vater — Gottfrid sehr thätig und brav — Gottlob bei den Herzog, August liegt blessirt — wo, das weiß Gott.[2])

Ich übergehe alle andere Sachen, dieße allein, und Sie können sich leicht denken, in welcher Stimmung ich mich befinde. — Die Herzogin Mutter und Prinzeß Caroline, welche am Tage der Battaille ausgereist waren, sind seit 8 Tagen wieder hier; sie haben unterwegs viele Angst erlitten. Gestern Abend kam der Erbprinz wieder an.

Die regierende Herzogin blieb hier und betrug sich groß und edel — wir suchten Zuflucht bey ihr, und unter dem Donner der Canonen drängte sich alles zu ihr, so daß, als die Sieger einzogen, sie von Müttern, mit Kindern an der Brust, von grösern Kindern umgeben war, ein rührender Anblik; wäre ich ein Künstler, so würde ich die hohe Frau so abbilden, und es als ein Denkmal in Ihre Gallerie edler Frauen aufstellen.

Krause[3]) starb an den Folgen des Schreckens. . . .

36. Caroline v. Egloffstein.

Weimar, April 1807.

Ich schreibe Ihnen, mein theuerer Freund, mit blutendem Herzen: unsere theure geliebte Herzogin Amalie ist nicht mehr! Sanft war ihr Hinscheiden, aber tief fühle ich ihren Verlust. Ich war seit 2 Monath wegen Husten auf mein Zimmer verbannt, und bloß ihre Krankheit lockte mich heraus, Sie können daher denken, wie ihr Tod bey meiner schwachen Gesundheit mich noch angriff. Ach! theuerer Freund, was für Verluste muß ich erleben! wie viel muß mein Herz leiden, bevor es Ruhe findet. Mein Mann ist seit 3 Monath wieder abwesend, er war im Norden und ist noch nicht hier, obgleich auf deutschen Grund und Boden, welches schon Beruhigung ist. August ist bey der

[1]) Die Gattin Gottfrieds, siehe Nr. 18; sie gab im Dez. einer Tochter das Leben.

[2]) August, Sophiens jüngster Sohn, war bei Jena verwundet worden und befand sich damals im Spital zu Magdeburg.

[3]) Der Hofmaler und Leiter der Zeichenschule Georg Melchior Kraus.

Armee, seine Braut Comtesse Waldner[1]) ist eine Nichte der Louise Stein und Hoffdame bey der regierenden Herzogin. Dorette ist mit ihren Vater nach Hanover. Müller in Berlin. Wir hoffen Sie diesen Sommer hier zu sehen, wenn alles ruhig bleibt, welches Gott gebe!!

Ich sende Ihnen den von Goethe verfasten Lebenslauf der edlen Amalia, welche gewiß selten ihres gleichen findet, und ich bin stolz sagen zu können, sie liebte mich, sie betrachtete mich als ihre Freundin. Auch Sie wurden von ihr geschäzt und geachtet! . . .

37. Sophie v. Egloffstein.

[Weimar, undatiert,
wohl nicht später als Frühsommer 1807.]

. . . Herzogin Louise und ich wir sprechen offt von Ihnen; sie lest Ihnen viel schönes sagen, und gewis zehlt sie Ihnen vor einen wahren Freund von sich unter die wenigen, die sie sich zu haben verspricht.

Letzthin schickte ein Bürger von Jena ihr den seltensten Roßen-Stock, den ich je gesehen. Der Bürger fand ihn vor den schönsten unter seinen Roßenstöcken; da nahm er ihn in besondre Pflege mit den Vorsaz, ihn zierlich zu ziehen und ihn dan[n] der Herzogin zu schicken, und siehe da, der Roßenstock bracht 180 Roßen-Knospen der schönsten und seltensten Art, und als sie meistens auffgeblüht waren, brachte er ihn und sagte der Herzogin: als der Retterin des Landes, durch ihre bewiesene Standhafftigkeit, alles auszuhalten, was auch der schreckliche 14. 8br. mit sich bringe [?], mit und unter ihren Unterthanen, alles was sein ungeübter Vortrag nur erwarten ließ, und wolte ihr gleichsam zu verstehen geben, daß er vest überzeucht wäre, daß die Natur sich besonders angegriffen, um sein vor diese Landesmutter bestimtes Geschenk auszuzeichnen. Die Herzogin hatte eine grose Freude darüber, und der ganze Hoff; ich wolte, daß mit schönen Worten dieses kleine[n] Vorgangs in irgend einen Blat gedacht würde. Beweise der Danckbahrkeit sind offt schöne Auffmunderungen.

[1]) Isabella Waldner v. Freundstein (siehe Nr. 39).

Mein theurer lieber Sohn! wie häuffen sich die Leiden des Menschen! Immer dornichter wird die Lauffbahn. Mögte ich durch das allerschmerzlichste Zuerstbetretten diese Dornen doch weniger empfindlich vor gute Nachkomen machen können, wie gerne wolte ich dabey den letzten Tropfen meines Blutes fließen sehen; aber das soll wohl nicht sein, daher finden wir auch nicht die Möglichkeit dazu.

Aller Orten leiden wir in diesen Moment; in Francken, in Sachsen, in Preußen, auf weit hinaus sieth man keinen Trost; Ein Trost nur bleibt meine Stüze: Unser Schöpffer ist und bleibt allwißend, allmächtig, allgütig. . . .[1])

38. Caroline v. Egloffstein.

Weimar, 7. Februar 1808.

. . . Unsre geliebte Erbprinzessin ist am 3. dieses von einer Prinzessin glücklich entbunden worden, Mutter und Kind[2]) befinden sich wohl. . . . Herr Werner, Verfasser der Weihe der Kraft, ist hier, es wurde zum Geburtstag der Herzogin ein neues Stück von ihm nahmens Wanda gegeben. Sonst giebt es nichts Neues, so bemerkt zu werden verdient. Ich bin von Eintheilung meiner Zeit zufrieden, studire Italienisch und verstehe schon den Metastasio[3]); da ich es vor mich treibe, so wird es mir allerdings schwerer, als es mir mit Unterstützung werden würde.

Nächstens werde ich Ihnen einige Aufsätze als ein[e] Art von Tagebuch schicken, nehmlich zufällige Gedanken über mancherley Lectüre und dergl. Sie wissen wohl, ich beschäftige mich gerne, wann es meine Gesundheit erlaubt. . . .

39. Caroline v. Egloffstein.

[Weimar, ohne Datum, Frühjahr 1808.]

. . . Der 2. Theil Ihrer Anthropologie[4]) ist in den Händen der Herzogin, und in den meinen; ich danke Ihnen recht herz-

[1]) Sophie v. Egloffstein sollte die Wiederkehr besserer Tage nicht erleben: sie starb am 19. September 1807.

[2]) Prinzessin Marie, später Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen.

[3]) Italienischer Singspieldichter (1698—1782).

[4]) Oberthürs 'Biblische Anthropologie', deren erste Teile 1807 erschienen waren.

lich dafür, ich bin nun mit beiden Theilen fertig, . . . Sie haben mir einen schönen reinen Genuß dadurch gegeben. . . . Ich schmeichle mir, daß Sie von der Eintheilung meiner Zeit zufrieden sein werden. Ich habe auser der Anthropologie gelesen: Das Leben des Cellini[1]), die Schweizergeschichte von J[ohannes] Müller[2]), ferner Cromwells Leben[3]), und Eichhorns Geschichte der 3 lezten Jahrhundert[e][4]), Schaeckspear, den Metastasio, und die neusten modernen Erscheinungen. Sie sehen, ich bin nicht faul. . . .

. . . Augusts Heurath ist auf den 6. May festgesezt, die Einrichtung giebt mir Geschäfte.[5]) Die Herzogin sagte mir, sie würde Ihnen selbst schreiben; ihre Gesundheit ist seit einiger Zeit sehr schwankend. Auch unser guter Einsiedel ist wieder krank. . . .

40. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 11. Juny 1808.

. . . Unsere gute Erbprinzessin ist mit ihrem Gemahl abgereißt[6]), die Gräfin Henkel blieb hier, wegen ihrer Gesundheit, und zur Aufsicht der kleinen Prinzeß Marie. Welche sämtlich die Herzogin nach Wilhelmsthal begleiten werden, welche außerordentlich leidend ist und uns sehr bange macht; sie hat seit 6 Monath unaufhörliches Fieber und einen fürchterlichen Husten;

---

[1]) Goethes 'Leben des Benvenuto Cellini', als Buch 1803 in 2 Bänden bei Cotta erschienen.

[2]) Des berühmten Geschichtsschreibers Johannes v. Müller (1752 bis 1809) 'Schweizergeschichte' war in neuer Bearbeitung unter dem Titel 'Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft' in 5 Bänden 1786—1808 erschienen.

[3]) Wahrscheinlich des sächsischen Offiziers und Romanschriftstellers Benjamin Silber (1772—1821) zweibändiges, 1807 in zweiter Auflage erschienenes Werk: 'Oliver Cromwell, Protektor von England'.

[4]) Der vielseitige Joh. Gottfried Eichhorn, Professor der orientalischen Sprachen und biblischen Wissenschaften in Göttingen, aber auch als geschmackvoller Literarhistoriker und Historiker tätig, hatte 1803/4 eine 'Geschichte der drei letzten Jahrhunderte' in 6 Teilen veröffentlicht.

[5]) Siehe Nr. 36.

[6]) Am 1. Juni hatte der erbprinzliche Hof eine Reise nach Rußland angetreten.

man hofft, daß die Luftveränderung ihr nüzlich sein wird. Mein Mann wird sie begleiten, ich werde hier bleiben, weil ich kein Geld zum reisen habe und also auf alle dergleichen Freuden Verzicht thun muß. Wäre es wohl möglich, die bewußten 600 fl.[1]) noch auf ein Jahr behalten zu dürfen? . . . Frau v. Stael ist seit 2 Tagen hier und wird 8 Tage bleiben, ich habe sie noch nicht gesehen. . . .

41. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 20. Oct. 1808.

Lieber, wehrter Freund, nicht wahr, Sie verzeihen mein langes Stillschweigen? Ich habe so viel gesehen, so viel gehört, und doch verschone ich Sie mit einer Beschreibung; die Herren Zeitungsschreiber und Journalisten thun es (obgleich mitunter unrichtig), ich spreche Ihnen bloß von meinen Empfindungen, von meiner Ansicht, und davon schweigen die öfentlichen Blätter. Ich theilte das so ziemlich allgemeine Gefühl, nehmlich ein gewisses Grauen vor dieser grosen Vereinigung [des Erfurter Fürstenkongresses], allein die handelnden Personen erschienen[2]), und es schwand: der poetische Eindruck, welchen es hervorbrachte, entkräftete die politische Spannung, wozu nun freilich das Pariser Theater das beste that. Man sah, man staunte des Neuen, Talma, St. Prix[3]) theilten die Aufmerksam-

---

[1]) Ein Darlehen, das Oberthür einige Monate zuvor in Würzburg auf ein Jahr vermittelt hatte.

[2]) Am 27. September 1808, vormittags 10 Uhr, war Kaiser Napoleon in Erfurt angelangt. Auf die Kunde davon begab sich Kaiser Alexander von Rußland, seit dem 25. bereits in Weimar, am 27. sogleich nach Erfurt. Der König von Sachsen war bereits am Abend des 26. Septembers in Erfurt eingetroffen. Am 3. Oktober kamen der König von Württemberg und König Jérôme von Westfalen, am 5. der Fürst-Primas Karl v. Dalberg. Am 6. begaben sich die Monarchen zur Jagd auf den Ettersberg und nach Weimar, von hier am 7. zur Jagd auf das Schlachtfeld von Jena, am Nachmittag des 7. nach Erfurt zurück. Napoleon und Alexander verließen die Stadt am 14. Oktober.

[3]) Schon vor dem Kaiser waren Mitglieder des Kaiserlichen Nationaltheaters eingetroffen, die in Erfurt vor dem „Parterre von Königen" spielen sollten, unter ihnen François Joseph Talma (1763—1826),

keit. Es war wirklich interessant, vor sich in Parterre das Merkwürdigste zu sehen, so die Erde faßt, vom Theater in einer fremden Sprache die Helden der Vorzeit sprechen zu hören, dies alles in beschränkten Raum. Hier saßen ruhig-aufmerksam die Menschen, deren Wille den Erdball erschüttert, sie sahen auf das Spiel der Leidenschaften, sahen Cäsars Herrschsucht bestraft, Neron fallen, des Cids schöne Liebe triumphiren, schienen alles zu vergessen und nur in der Darstellung der Kunst zu leben. Gedanken reihten sich an Gedanken, und ein reicher Stof zum Nachdenken war ausgebreitet für dem, der denken kan und mag. Ich hatte Gelegenheit, bey Gespräch und im Theater die Züge und den Ausdruck des bedeutensten Mannes unserer Zeit zu beobachten. Der Totaleindruck war wie von einem übernatürlichen Wesen, ich muste es mir ordentlich überreden, daß er von der nehmlichen Masse als wir geformt sey. Eine Art von Gefühl, [wie] wenn man in der Kindheit von Silphiden, Gnomen pp. hört, war in mir, und als die Gestalt, welche ich in der Entfernung mit einem sonderbaren Gemisch von Empfindung beobachtet hatte, sich mir nahte und mich anredete, der veste geschloßne Mund sich zum Lächeln zog, ohne sich zu öfnen, das Auge, woraus Geist und Milde strahlte, mich anblickte, die sonore Stimme zu mir sprach, die Ruhe, so über das ganze Gesicht verbreitet war, alles dieß schien mir so bedeutend, so wunderbar, daß ich erwartete, eine Wolke würde die Gestalt verhüllen und statt ihr ein Flämchen vor mir stehn. Seit ich ihm sah, bin ich überzeugt, daß er Unglück verbreitet, ohne es zu wollen: das ist nicht der Blick eines Mannes, welcher Böses will, im Gegentheil mögte ich glauben, daß er alles bewirkt, weil er sich dazu berufen fühlt, weil er glaubt, nur also könne ein dauerndes Glück geschaffen werden, nehmlich ein dauernder Friede. Er sprach viel mit Wieland und Goethe[1]) über Ge-

Frankreichs größter tragischer Schauspieler, ein Liebling Napoleons, und St. Prix, ausgezeichnet im Fach der Heldenväter ('Zeitgenossen', 2. Bandes 3. Abteilung S. 156).

[1]) Mit Wieland am 6. Oktober abends nach dem Ball im Weimarer Schlosse und am 10. in Erfurt bei einem Frühstück, mit Goethe in der

schichte, Religion, Regierungsform pp. und ertheilte ihnen den Orden der Ehrenlegion. Das Theater war mir eine Neue Erscheinung, ich benuzte es, so viel ich konte, sah 8 Vorstellungen als Andromache, Iphigenie en Aulide, La mort de César, Rodogune, Mahomet, Radamist, den Cid, Manlius.[1]) Ich war 5 Tage in Erfurth und machte interessante Bekanntschaften. Die Declamation und Action der Acteurs ist sehr verschieden von der unsern, wir haben mehr Wahrheit und Natur in unsern Ausdruk, sie mehr Kunst und Nachdenken, alles bildet ein Ganzes, man mögte nichts hinzu, wohl aber manches hinweg thun, um es für unsere Ansichten vollkomen zu machen. Ich sage: für unsere Ansichten, den[n] der Franzoß würde es nach den seinigen sehr unvollkommen finden. Ich bin aber auch überzeugt, daß die Kälte der französchen Trauerspiele nur durch die Heftigkeit und Lebendigkeit der Spielenden erträglich wird. Lesen Sie diese Stücke, und Sie werden über die Kälte des Ausdrucks mit erstarren; denken Sie sich nun diese Stücke durch Deutsche gesprochen, welche das Erlernte kalt wieder geben, wie sie es empfingen, und Sie sehen die Zuschauer einschlafen. Anders ist es bey denen Franzosen, sie beleben das Todte, und sehen wir auch französirte Griechen und Griechinnen, so verdecken sie uns doch durch ihr Feuer, ihr Leben, das Kalte, Leblose, womit der Dichter sie ausgestattete und in ein Land, an einen Hof einführte, welches die Größe und Kraft eines Sophokles nicht fassen konte. Er muste die reine grichische Form verdeken, sie einzwängen, um sie seinen Zuschauern anzupassen, deren Geist und Sinn so gedrückt war als ihr Körper durch Schnürbrüste und Fischbeinröcke. Ich spreche von Racine Corneille und Voltaire. . . .

---

berühmten Erfurter Audienz am 2. Oktober und am 6. abends bei dem Ball in Weimar.

[1]) 'Andromaque' von Racine, aufgeführt 29. September, 'Iphigenie en Aulide' von Racine am 4. Oktober, 'La Mort de César' von Voltaire am 6. Oktober in Weimar mit Talma als Brutus, 'Rodogune' von Corneille am 8. Oktober, 'Mahomet' von Voltaire am 9. Oktober, 'Rhadamiste et Zénobie' von Crébillon am 10., 'Le Cid' von Corneille am 11., 'Manlius Capitolinus' von de la Fosse am 12.

. . . Einsiedel und Goethe haben den Annen-Orden erster Claße, wie mein Mann hat, erhalten, Wieland den von der 2ten Classe. . . .

42. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 16. Nov. [1808.]

. . . Mein Mann ist von seiner holländischen Reise zurück und tritt in wenigen Tagen eine neue nach Petersburg mit den Erbprinzen an, um der Verlobung der Großfürstin Catherine[1]) beyzuwohnen und um die Erbprinzeß abzuhohlen. . . .

. . . Die 30 f. folgen anbey mit den schönsten Dank. Ist es nicht zu unbescheiden, wann ich Sie bitte, noch einen Versuch zu machen, ob Sie mir nicht noch ein 5—600 f. schaffen können? Ihre Freundschaft läßt mich Verzeihung hoffen, nicht wahr, mein brüderlicher Freund! Ich befinde mich in einer ziemlichen Geldverlegenheit, und diese Gattung von Sorgen sind für mich äußerst quälend und drückend, und ich habe sonst keinen Freund, an den ich mich wenden könte. . . .

43. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 18. April 1810.

. . . Die Prinzeßin Caroline trägt mir auf, Ihnen viel Herzliches zu sagen; sie hofft, Sie kommen noch vor Ihrer Abreiße hieher. . . . Die Vermählung ist im Juni, und die Abreiße in der ersten Hälfte des July. . . . Unsere Prinzeß scheint ziemlich heiter, Sie wissen, ihr Gemüth spricht sich nie aus. Der Prinz[2]) ist hübsch, artig und hat Anstand, ob dieß genügt, muß eine innere Stimme beantworten; jeder muß die Partie convenable finden, möge sie es im reinen Sinn sein und nicht blos in dem, wie es die Menschen finden und benennen. . . .

[1]) Katharina Paulowna (1788—1819), die jüngere Schwester der weimarischen Erbprinzessin Maria Paulowna, vermählte sich mit dem Prinzen Georg Peter Friedr. von Oldenburg und nach dessen Tode (1812) mit dem Kronprinzen von Württemberg, dem späteren König Wilhelm I.

[2]) Erbprinz Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin. Die Vermählung fand am 1. Juli statt, die Abreise von Weimar am 13.

44. Gottlob v. Egloffstein.

[Weimar, ohne Datum, wohl Oktober 1811.]

Theuerster Freund! Im Auftrag Ser^{mi} soll ich Ihnen gehorsamst melden, daß wir, vor der Hand, von der offerirten Leinwand und Tischzeuchen keinen Gebrauch machen können, indem die Geldnoth bey so vielen andern vorher bestellten Arbeiten, als z. B. neue Gewächs-Häuser, Criminal-Hauß, welche gewiß über 60 m. rh. kosten, und eine neue grose Orgel in die hiesige Stadtkirche, so über 24 000 rh. kostet pp. gar zu gros ist und die Hofbettmeisterey warten muß! . . . Uns geht es jezt sehr schlecht, . . . ich habe noch immer nicht mehr, als 1100 rh; und nicht einen Groschen accidenz: denn die Mittagtafel, so das einzige an Deputaten ist, kostet mich mehr, als ich dabey profitire! und zu Fuße müssen wir alle laufen!

Gott sey Dank, daß es mit unserer Grosfürstin so gut geht; sie kam sehr leicht nieder und befindet sich mit der kleinen sehr hübschen Prinzessin außerordentlich wohl.[1]) Es können also noch Prinzen genug von ihr nachkommen! . . .

45. Henriette v. Beaulieu.[2])

Egloffstein, 29. Juny 1812.

. . . Wir sind alle arm, aber fester als je durch Liebe verbunden. . . . Können Sie mir vielleicht Arbeit verschaffen? Ich kann gut weiß und bunt stiken, striken, ausnähen, Spizen nähen, Puzmachen, Haarketten flechten, kurz, es fehlt mir nur an Absaz, um viel zu verdienen, hier, wo ich kein Haushalten und viel Zeit habe, mit meinen Kindern zu arbeiten. Bestellungen sind mir lieber als so zum Verkauf zu arbeiten. . . .

46. Henriette v. Beaulieu.

Nürnberg am 27. Decb. 1812.

. . . Wir leben hier ganz gut, aber recht still und wie es sich für ein umwölktes Gemüth schikt; denn wo ich die Augen

[1]) Am 30. September, früh zwischen 2 und 3 Uhr, war die Prinzessin Augusta geboren worden, die spätere deutsche Kaiserin.

[2]) Siehe Nr. 28 Anm. 3.

hinwende, erblike ich Gegenstände, die mein Herz verwunden. Das ist eine Zeit der Thränen und Noth! was wird das neue Jahr uns bringen, da das alte so ganz bedeutungsvoll endet? — Wir sind in Gottes Hand — und die hält ja die Welt in ihren Angeln, darum darf man auch nicht verzagen. Mein armer, theurer Mann sizt so verlassen und allein in weiter Ferne voll Sehnsucht nach mir, wie ich nach ihm mich sehne — aber noch ist an kein Wiedersehen zu denken; denn die Vernunft bringt das Herz zum Schweigen. Mein guter Bruder August ist auch im grausen Kriegsgewühl, und seit 7 Wochen weiß man nichts von ihm! — Isabelle ist trostlos und mir pocht das Herz! Gott segne ihn wo er auch sey!

Was sagen Sie zu dem neuen Weg, den die Litteratur und Poesie eingeschlagen hat? — Haben Sie den neusten Almanach der Sagen und Legenden[1]) gelesen? — Gott gebe ferneres Gedeihen, daß die Innigkeit und Liebe zur Religion alle Herzen erwärme und mehr dem Irdischen abwende! . . . Der Kaiser[2]) ist durch Weimar gekommen und hat die Grosfürstin mit vieler Zuversicht begrüßen lassen. Er war sehr munter und wohl, seine wenige Begleitung aber ganz erfroren und vernichtet. — So stählt der Geist den Körper und hebt ihn aus dem Kreis der Menschlichkeit empor. . . .

47. Caroline v. Egloffstein.

[Weimar, ohne Datum, zwischen 1807 und 1813.]

Tausend Dank, mein theurer brüderlicher Freund, für Ihren lieben Brief der so ganz Ihr edles Herz ausspricht. Leider ist meine Lage noch dieselbe, kein Geld und Angst und Noth. Ich sende Ihnen meine Aster von Brillanten, suchen Sie solche zu

---

[1]) Das 'Taschenbuch der Sagen und Legenden', herausgegeben von Goethes Freundin Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff (der Nichte Charlottens v. Stein) und Fouqué, war 1812 erschienen. Über die Geschichte dieser romantischen Sammlung, der 1817 ein zweiter Band folgte, vgl. Max Hecker in den 'Preußischen Jahrbüchern' Bd. 107 (1902) Heft 3 S. 498ff.

[2]) Napoleon hatte auf dem Rückwege von Rußland Weimar am 14. Dezember berührt.

Geld zu machen, es steken für 1200 Gulden Steine darinnen, so ich von meiner seeligen Mutter besitze; es waren Ringe, die verewigte Herzogin ließ sie mir zur Aster fassen. Ich habe immer gesucht, sie als Nothpfennig zu behalten, aber jezt muß auch dieses hin. . . . Unter 100 Carolins mögte ich nicht gerne die Aster verkaufen, vielleicht ist an Ihrem Hofe[1]) etwas zu machen. . . . Ich mache es wie das Mädchen mit dem Milchtopf, es ist noch meine einzige Hoffnung. Hier ist mit dem Verkauf gar nichts zu machen, da niemand Geld hat, und von oben herab kauft man nicht, wo man sollte, sondern giebt es an Fremde. Zur Ehre der Menschheit will ich hoffen, daß es an Einsicht der Dinge fehlt.[2]) . . .

48. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 24. Nov. [1813.]

Es scheint, mein theurer, verehrter Freund, daß einer meiner Briefe an Sie verlohren gieng, es ist aber nicht schade dafür, den[n] er war traucrathmend; dieser Sommer war trübe und meine Seele sehr beängstigt und für so viele besorgt, die meinem Herzen theuer sind. Beaulieu und meine Neffen haben die Gefahren überstanden, in welchen sie schwebten, die Existenz des Erstern scheint gesichert, dafür erhebt sich dankbar mein Herz zu Gott, allein neue öffnen sich, und wer bürgt für den Ausgang!!! Auch hier drohte uns Gefahr, und 2 Tage brachten wir angstvoll hin, den[n] hätten die Fr[anzosen] in der Stadt die Oberhand behalten, so wäre wohl die Plünde-

[1]) Von 1806—1814 war Würzburg Hauptstadt eines gleichnamigen Großherzogtums mit Ferdinand von Oesterreich-Toscana an der Spitze.

[2]) Angeschlossen sei hier anmerkungsweise eine Stelle eines Briefes der Gräfin Caritas Bernstorff an Oberthür vom 11. Januar 1813: Die Großfürstin beträgt sich sehr klug und weise in diesen Zeitumständen: sie ist eine sehr verständige Frau. . . . Alles ist traurig hier, auch über das, was die hiesigen Trupen hier gelitten haben und teils ganz vernichtet sind: indessen dauern die Vergnügungen noch immer fort; nur die Großfürstin hat gesagt, sie begriffe es nicht wie man in diesen Zeiten tanzen könte: ich begreiffe es auch nicht: aber der Hang am Sinlichen hat zu sehr die Übermacht, und dadurch will man sich zerstreuen.

rung erfolgt.[1]) Das Land ist durch Freund und Feind ruinirt; doch muß man hoffen, daß der Friede uns entschädigen wird und alles neu aufblüht in schöner Kraft.

Wie oft dachte ich an Sie mit recht inniger Theilnahme. Gottlob, daß das Unheil so noch vorübergieng und Sie vor Feuer und Plünderung bewahrt blieben. Ihre Gesundheit hat auch nicht gelitten und das andre ersetzt sich. . . . Wir leiden hier auch sehr durch Krankheiten, das Nervenfieber rafft viele dahin. . . . Ich habe in diesen Tagen das Buch Hiob gelesen und manchen Trost darinnen gefunden; schließen Sie in Ihr Gebet Ihre arme Schwester Caroline ein, über deren Haupt sich immer neue Wolken thürmen, daß sie nicht erliege. . . .

49. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 12. März [1814.]

. . . Daß mein Mann Oberkammerherr geworden, habe ich Ihnen geschrieben; wie manches habe ich Ihnen zu sagen, wann wir uns einst wiedersehen, und dieses Einst hoffe ich soll diesen Sommer schlagen, wenigstens hoffe ich es, und mit mir die Frau Gräfin v. Bernstorff, welche ihr 81stes Jahr gesund angetretten hat.

Sie könten mir, mein würdiger Freund, einen großen Dienst leisten, durch einen Brief. Schreiben Sie an die Großfürstin; die günstigen politischen Umstände, welche wir ihren Bruder verdanken, giebt Ihnen Stoff dazu, und sie wird es wohl aufnehmen; lassen Sie in diesen Brief zart einfließen, „daß ich Ihnen so viel von ihr geschrieben, wie ihre Wiederkehr so wohlthätig wirke, wie schön sie den Frauenverein gebildet und sich der Kranken und Verwundeten angenommen, und wie leid es mir thäte, daß der Unterschied der Stände mir nicht vergönte, mich einer so hohen, edlen Fürstin so zu nahen, als ich es wünschte.“ Kleiden Sie, theuerer Freund, dieß recht hübsch und fein ein, Sie erzeigen mir einen wichtigen Dienst, die Ur-

[1]) Am 21. und 22. Oktober 1813 hatten bei und in Weimar Gefechte stattgefunden zwischen Kosaken und von Norden her unter Lefebvre anrückenden Franzosen.



Bettina v. Arnim



Grillparzer

Zeichnungen der Gräfin Julie v. Egloffstein

sachen will ich Ihnen mündlich erklären; thun Sie es aber bald, und vernichten Sie diesen Brief....

50. Gottlob v. Egloffstein.

Weimar d. 20. July 1814.

... Sie sind überzeugt, daß Sie, bey uns allen, nicht einen Augenblick, aus dem Gedächtniß kommen und wir uns immer der alten guten Zeiten und Ihrer Gesellschaft erinnern!

Ich muß Ihnen doch einiges von den Meinigen mittheilen. Meine 2 jüngsten Brüder [Gottfried und August] waren mit dem Herzog in Holland und Brabant, wo es ihnen toll ging, indem der Brigadier, der jüngste [August], mit 3000 Mann 9000 Mann Franzoßen so zusammengeschlagen hat, daß 2500 tod, 1200 gefangen und die übrigen davon gejagt wurden[1]), weshalb er auch den Georgen-Orden vom Rußischen Kayßer hat und den Östreichischen und Preußischen noch nacherhält; sie sind auch beyde, wohl und gesund, hier und in Eisenach. Meine Schwester [Henriette] habe ich in Göttingen, wo ihr Mann, Beaulieu, Englischer Gouverneur, und über 4 Provinzen, war, jezt aber Kgl. Oberforstmeister bey Hannover ist, und mit den 3 Töchtern von meiner Jette sehr glücklich lebend. Durchl. Herzog ist noch nicht hier, kommt aber gegen Ende dieses Monaths. In England haben sie ihn vortreflich aufgenommen vom Prinzen Regent biß auf die Matroßen; wir sollen auch mehrere Länder Zuwachs erhalten, und wahrscheinlich wird er Churfürst! Wenn wir nur auch wieder unsere alten unmittelbare Reichsritterschaftlichen Rechte erhielten! Da die Reichsstädte ihr altes Recht erhalten, so solte es bey uns auch seyn, und wir haben mehrere Hoffnungen! Wir Egloffsteiner hätten dann wieder 35 400 fl. jährlich mehr als jezt! — v. Goethe ist jezt unser einziger „alter“ Gelehrter hier! Die andern sind alle tod, und der alte Geheime Rath v. Voigt hat durch den Tod seines Sohns, Geheimen Regierungs-Raths,

[1]) Näheres über die Verteidigung der Stadt Tournay durch August v. Egloffstein in meinem Buche 'Carl August im niederländischen Feldzuge', Weimar 1927 ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 40).

auch sehr gelitten, den ein französischer General tod gemacht hat mit den Worten: morgen würden sie tod geschossen werden, ob er gleich wieder ganz frey wurde, so wie auch v. Müller und v. Spiegel, welche alle 3 zusammen arretiert wurden wegen einem Brief, den Voigt jun. an v. Müller nach Jena schrieb und v. Spiegel solchen durch einen Hußaren schickte, und der unterwegs nach Jena arretirt und von Franzosen beraubt wurde![1] . . .

51. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 31. März [1815.]

Mit einem recht wehmühtigen Herzen mache ich Ihnen, würdiger Freund, das Ableben meines biedern Mannes bekannt. Er verschied am 29. dieses an wiederhohlten Schlagfluß. — Obgleich sein Zustand traurig war, so ergreift mich sein Tod doch nicht minder. . . . Er sank unter den Druck der Leiden, unsere traurigen Umstände wirkten auf dieß wohlwollende Wesen so schrecklich, daß es die Kräfte seines Geistes lähmte, er darnieder sanck und die Maschine mit hinabzog. Ich bin tief betrübt, und die traurige Lage von Abhängigkeit der Großen, in welcher ich mich fühle, das Ungewisse meiner Zukunft vermehrt meine Trauer, den[n] in der jetzigen Verstimmung wird man weniger als früher für mich thun. Ich bitte Sie, theurer Freund, schreiben Sie sogleich an [den] Erbprinzen und bitten ihm, aber ohne daß er merkt, daß ich davon weiß, daß er mich aus seinen Mitteln unterstütze. Nehmen Sie seine Guthmüthigkeit, aber auch seine Eitelkeit in Anspruch, wie es ihm Ehre bringe, der Wittwe eines auch in Ausland geachteten Mannes großmüthig beizustehn. Den[n] niemand denckt, daß ich für

[1]) Über diese Geschichte aus dem April 1813 berichtet ausführlich der Kanzler v. Müller in seinen 'Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813' (Ausgabe des Insel-Verlags, 1911, S. 200ff.). Christian Gottlob v. Voigt der Jüngere starb infolge des ausgestandenen Schreckens am 19. Mai 1813. Müller war übrigens nicht mit verhaftet worden; er vielmehr ist es gewesen, der von Napoleon die Begnadigung v. Voigts und v. Spiegels erwirkt hat.

meinen Vater und Bruder[1]) sorgen muß. Sie werden dieß am besten einzukleiden wissen; er braucht ja keine große Sume zu geben, ich nehme alles mit Danck an. Auch an die Groß-fürstin würde ein ähnliches Schreiben wirksam sein, diese ist noch in Wien. Ach, es ist schmerzhaft, so für seine Existenz sorgen zu müssen! . . .

52. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 20. May [1815.]

. . . Daß unser Herzog die Großherzogliche Würde angenommen[2]), wird Ihnen bekannt sein; daß aber unsere wahrhaft große Herzogin ihre Juwelen dahin gab, um das Land für neue Auflagen zu sichern, welche der ungeheure Durchmarsch und Verpflegung der Truppen zu Schweinfurt nothwendig gemacht hätte, wissen Sie wohl nicht, und ich eile mich es Ihnen zu melden, da ich weiß, wie sehr Sie das Schöne und Herrliche lieben und ehren. Es wundert zwar nicht, Edles von dieser Frau zu hören, aber man freut sich, in dieser Zeit noch solche Menschen zu finden. Sagen Sie ihr etwas hierüber, und sagen Sie ihr, daß ich es Ihnen geschrieben, ich muß es aussprechen. Da man es ihr nicht ins Gesicht sagen darf, was man fühlt, so muß man es doch gegen seine Freunde. . . .

53. Caroline v. Egloffstein.

[Weimar] d. 5. July 1815.

. . . Die Herzogin ist in Wilhelmsthal, allein, mit ihren Damen und Cavalier, der Herzog ist hier geblieben, desgl. der junge Hof, und die Gr[oß]-Fürstin Catherine[3]) ist seit einigen Tagen hier. Ich rathe Ihnen, nicht nach Wilhelmsthal zu gehen, da man dort nur als Gast des Hofs sein kan und die

[1]) Ihren Stiefvater, den brandenburgisch-ansbach'schen Kammerherrn und Major Karl August Frhrrn. v. Tettau, und dessen schwachsinnigen Sohn Franz.

[2]) Die Erhebung Sachsen-Weimars zum Großherzogtum war von der Regierung am 21. April 1815 bekanntgemacht worden.

[3]) Die Herzogin Katharina Paulowna von Oldenburg (siehe Nr. 42) war vom 2.—16. Juli in Weimar.

Herzogin, um economisch dort zu sein, niemand eingeladen, es sie also in Verlegenheit setzen würde. Die Frau Gräfin B[ernstorff] trug mir auf, Ihnen zu sagen, Sie mögten Sie doch besuchen, aber nicht zu spat im Jahr, damit Sie noch ihren blühenden Hof und Garten sähen.

Der Herzog soll mir eine Pension von 500 Thlr. ausgesetzt haben, officiel ist es mir noch nicht bekannt gemacht. Die Gr[oß]-Fürstin giebt mir 100 Thlr; wenn Sie ihr schreiben, so sagen Sie ihr, daß ich es Ihnen geschrieben und sehr dankbar dafür sei. Ich freue mich, daß Sie so ausgezeichnet wurden[1]), so etwas ist gut für das Volk, es giebt Ansehen, für mich bedürfen Sie dieß nicht, ich weiß, was Sie werth sind, und meine Herzogin weiß es auch; dieser Engel giebt mir von ihren wenigen Einkommen 100 Thlr. Ich werde zwar nicht mit Scheffeln, sondern mit Theelöffel essen müssen, den[n] Franz und Papa[2]) gelten für etwas, ich habe auch so viel gelitten, daß ich Ersatz bedarf. Das Hauß, so ich bewohne, ist verkauft, ich muß Michelis ausziehen und werde Müller gegenüber wohnen[3]), ich verliehre bei den Tausch, mais que faire! . . .

54. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 12. Jen. [1816.]

. . . Horchen Sie hoch auf, recht hoch: Frau v. Pappenheim[4]) ist Braut — und mit wem, mit wem? mit Herrn v. Gersdorff, Minister, Präsident pp., einen höchst interessanten, gelehrten, rechtschaffenen, geistreichen Mann — wundern Sie sich nicht? wer hätte dieß gedacht? — und doch ist es, in 8 Tagen ist die Vermählung. Graf Edling[5]) heurahtet ebenfalls, eine

[1]) In welcher Weise, ist nicht festzustellen.

[2]) Siehe Nr. 51. Herr v. Tettau starb am 9. August 1815.

[3]) In der Windischengasse.

[4]) Diane v. Pappenheim, geb. Waldner v. Freundstein, die Geliebte des Königs Jérôme. Ihr Verlobter, Ernst Christian August Frhr. v. Gersdorff (siehe Nr. 55), Kammerpräsident und Geh. Assistenzrat, war seit 6. April 1815 Wirkl. Geheimer Rat, seit 1. Dezember 1815 Staatsminister. Die Hochzeit fand am 20. Jan. 1816 statt.

[5]) Albert Cajetan Graf v. Edling (siehe Nr. 55), seit 21. Dezember 1813

Griechin Nahmens Sturza, Hofdame der Kaiserin von Rußland, eine sehr reiche gebildete Person, so in Constantinopel gebohren. — Welcher Zwischenraum: Constantinopel ihre Wiege, Weimar wahrscheinlich ihr Grab — o Schicksal, welches die Kaiserin nach Wien führte, wo die Bekantschaft sich machte, dieselbe Kaiserin in Eisenach krank werden ließ, um die Menschen zu vereinen! — So fügen sich die Dinge auf Erden, eine höhere Hand leitet sie. . . .

55. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 23. Febr. [1816.]

. . . Es ist traurig, daß man mit dem besten Willen doch so menschlich, das heißt schwach bleibt. Von dieser menschlichen Schwäche habe ich wieder einen großen Beweiß gesehen bei Vertheilung der Ordens.[1]) . . . Unsere gute Fr[au] v. Sch[ardt][2]) war in diesen Zustand, sie erwartete, und, wie es mir schien, mit einigen Recht, daß ihr Mann[3]) den Orden 1. Classe erhielt, er bekam den 2., sie kam darüber außer sich, nahm sich gar nicht zusammen, äußerte ihre Empfindlichkeit gegen jeden, kurz sie war in der leidenschaftlichsten Spannung, er weniger, auch schwieg er, so konten Leidenschaften die kluge religiöse Frau foltern. . . . Einsiedel hat auch den Orden 2. Claße, den Ersten hat Voigt, Goethe, Fritsch, Gersdorff und der General Egloffstein.[4]) Edling[5]), Einsiedel, Schardt den 2.; Müller,

Obermarschall, seit 1. Dezember 1815 Staatsminister, verließ Weimar im Januar 1818. Seine Hochzeit fand am 4. Juli 1816 statt.

[1]) Der am 18. Oktober 1815 erneuerte Orden der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken war am 30. Januar 1816 als am Geburtstage der Großherzogin Luise geweiht und aufs neue verliehen worden.

[2]) Sophie v. Schardt, die Schwägerin der Frau v. Stein.

[3]) Ernst Karl Constantin v. Schardt war seit 12. Juni 1776 Geh. Regierungsrat, seit 27. März 1798 Landschaftskassendirektor, seit 7. Dezember 1802 Geheimer Rat, seit 10. März 1809 erster Präsident des neuerrichteten Landschaftskollegiums; am 7. März 1814 hatte er das Prädikat Exzellenz erhalten.

[4]) Fritsch: Staatsminister; Gersdorff: Staatsminister und Kammerpräsident (siehe Nr. 54); Egloffstein: August v. Egloffstein, seit 6. April 1815 Generalmajor.

[5]) Staatsminister und Obermarschall (siehe Nr. 54).

Weyland, Bertuch, Günther, Wolffskeel, Seebach[1]) und mehrere den 3., Huschke, Starke[2]) pp. auch, den erwartete mancher, so ihn nicht erhielt. Fr.[au] v. G.[ersdorff] ist sehr vergnügt. Mein Schwager[3]) und seine Frau desgleichen. Es sind Egoisten, um mich bekümmern sie sich wenig, wäre ich reich, würde es nicht an Aufmerksamkeit fehlen; ich versäume keine Gelegenheit, wo ich ihnen gefällig sein kan, sie erwidern es nicht, ich tue es doch und halte mich an die Schrift. . . .

56. Caroline v. Egloffstein.

W. d. 15. Jenner [1817.]

. . . Schreiben Sie der Großfürstin, so wünschte ich, daß Sie einfließen ließen, wie ich Ihnen geschrieben, wie viel sie Gutes thäte, wie herrlich und wohlthuend sie durch die Nähschule, den Frauenverein und die Speißung der Armen wirke, wie sie selbst alles untersuche, sogar die Speißen versucht, so sie austheilen läßt, und sich als Mutter des Landes bewieße. Sie erzeigen mir dadurch eine große Gefälligkeit, und es ist so und freut sie, wenn man es auswärts weiß, und mir liegt daran, daß sie wisse, daß ich es Ihnen geschrieben. Sie finden Gelegenheit, ihr etwas Verbindliches darüber zu sagen, und sie wird aufgemuntert fortzufahren und nimmt mehr Interesse an der Sache, und so ist mir und der guten Sache geholfen. . . . Ottilie Pogwisch ist mit dem jungen Goethe verlobt.[4]) . . .

---

[1]) Müller: der Kanzler Friedrich v. Müller; Weyland: Vizepräsident des Landschaftskollegiums; Bertuch: der Legationsrat Friedr. Justin Bertuch; Günther: Hofprediger und Oberkonsistorialrat; Wolffskeel: der Major und Kommandeur des 2. Linienbataillons Joh. Ferd. Albrecht Frhrr. Wolffskeel zu Reichenberg (auch der Oberkammerherr und Oberkonsistorialdirektor Christian Friedrich Karl Frhrr. v. Wolffskeel erhielt das Ritterkreuz); Seebach: Generalmajor und Oberstallmeister.

[2]) Huschke: Hofrat und Leibmedikus; Starke: der Hofrat und Leibarzt Joh. Christian Starck, Professor in Jena.

[3]) August v. Egloffstein.

[4]) Seit Silvester 1816.

57. Henriette v. Beaulieu.

Hildesheim[1]) am 18. Merz 1817.

. . . Von meinen Kindern habe ich, Gott sei gelobt, gute Nachrichten. Julie und Caroline[2]) sind in Weimar, eine durch die andere glüklich und von jederman geliebt. Mein guter Sohn[3]), ein schöner, hoffnungsvoller, kräftiger Jüngling, ist Adjutant im Hauptquartier der Preußen, die Frankreich besezt haben. Er ist zu gut deutsch, um dort glüklich sein zu können; aber er erträgt dies Ungemach mit Ruhe. Mein kleines schwächliches Gustchen ist nun auch Gottlob! ein groses braves Mädchen geworden, ganz anders wie ihre Schwestern, aber in ihrer Art auch recht interessant, das darf ich wohl ohne Eitelkeit von meinen Kindern sagen! Ach, wären sie nur alle in einen andern Zeitpunkt geboren; denn für die jezige Welt passen sie nicht recht, und daher empfinden sie auch den Druk der Zeit tiefer als andere und sind nicht ganz so glüklich, als sie sein könnten. Mündlich liese sich darüber viel sagen. Auf jeden Fall danke ich Gott, daß keine meiner Töchter verheurathet ist — denn was für Männer bringt die Welt jezt zu Markt! . . .

58. Caroline v. Egloffstein.

Weimar d. 10. May 17.

. . . Was haben Sie für Pläne für diesen Sommer? Ich habe keine. Der Großherzog geht nach Baden und, wie man munkelt, in die Schweitz. Die Großherzogin auf 6 Wochen nach Baden, der Erbprinz nach Pirmont, die Großfürstin nach Ems. Meine Niece Julie wird nach Karlsbad, Eger und Schlesien, mit einer vorzüglichen famille, von Riedesel, reisen, Caroline wahrscheinlich nach Hildesheim und Pirmont, und ich einsam bleiben, weil, weil — es mir an Geld gebricht.

Frau v. Schardt hat ihr Geheimniß[4]) ihren Mann und dadurch

[1]) Infolge der Ernennung ihres zweiten Gatten zum Oberforstmeister in Hildesheim hatte sie 1815 dort ihren Wohnsitz genommen.

[2]) Die Freundinnen Goethes, Gräfin Caroline und Gräfin Julie v. Egloffstein.

[3]) Karl, siehe Nr. 6.

[4]) Den Übertritt zur katholischen Kirche.

der Welt entdeckt, Ersterer starb beinahe darüber, doch sind sie wieder versöhnt, ich sprach nicht mit ihr darüber, weiß es aber von Frau v. Stein[1]), welche die Vermittlerin war; besser war es, er hätte es nie erfahren; den[n] ein Geist wie der Seinige kan sich nicht leicht in das Neue finden. . . .

59. Henriette v. Beaulieu.

[Hildesheim] am 16. Nov. 1817.

Es ist mir, als wären Sie mir wieder näher gerükt, mein alter brüderlicher Freund, seit Sie in Weimar mit meinen Lieben aufs neue in Berührung kamen, und meine Seele dehnt sich jugendlich und freudiger in ihren engen Kreis aus, gleichsam als wehe von dort her der Ahtem des Paradieses. Ich habe freilich viel in jener Zeit gelitten, wo ich am meisten in W. war; aber die Erinnerung an muthig bekämpfte und besiegte Übel ist nicht nur immer eine Art von Wonne — sondern die Liebe, Theilnahme, Aufmunterung und moralische Ausbildung, die ich dort in so reichen Maas fand, trägt wohl am meisten dazu bey, den Aufenthalt in Weimar für mich zum Mittelpunkt alles Schönen und Erfreulichen zu machen, dessen ich je auf Erden theilhaftig wurde. — Man sagt, es habe sich seit meiner Entfernung viel verändert — aber ist das nicht überall der Fall und sind wir denn selbst noch, was wir waren? Die Zeit übt ihre Rechte und nimt, indem sie giebt — worüber klagen denn die Menschen!

Ich klage jetzt nicht, denn die höchst angenehme Nachricht, die Line mir gegeben, daß ihre Fürstin mit den schönsten Hoffnungen im Leben steht[2]) — diese Nachricht ist für mich ein Quell von tausend Freuden, wie ihre Folgen mit Gottes Hülfe ein Strom von Segen für das kleine liebe Ländchen sein werden. Lassen Sie uns den Plan entwerfen, uns, zur Zeit der Reife, dort einmal wieder zu sehen und gemeinschaftlich zu freuen, wie wir uns sonst öfters gemeinschaftlich betrübt haben. —

[1]) Charlotte v. Stein.

[2]) Am 24. Juni 1818 wurde der Erbprinz Karl Alexander geboren.

. . . Sagen Sie mir doch, lebt jener Rückert noch, der einst unter uns wandelte?[1]) Ich lese jezt so vielerley, was seinen Nahmen an der Stirne trägt und sehr genial ist, wie er es im Grund wohl selbst war. Aber ungeschliffne Edelsteine haben noch keinen Glanz und gewähren dem Auge keine Freude. Wenn er lebt, so möchte ich auch gern wissen, wo und wie er lebt, ob geachtet oder im Staub! . . .

Wie nach diesen Zeilen zu erwarten ist, hat Henriette, als sich die schöne Hoffnung der Großfürstin Maria Paulowna in der Geburt des Erbgroßherzogs Karl Alexander erfüllte, an ihrem und ihres Hauses Glück sehr herzlichen Anteil genommen. Ein Brief, in dem sie der Wöchnerin durch Vermittlung ihrer Tochter Line Glück wünschte, läßt dies aufs deutlichste und wohltuendste erkennen.[2]) Die für den Sommer 1818 geplante Reise nach Weimar hat sie indessen aufgegeben und sich daher des langentbehrten Zusammenseins mit Franz Oberthür, dem vieljährigen bewährten Freunde, der ihr namentlich in der schweren Zeit der Scheidung von dem ungeliebten ersten Manne mit Rat und Tat treu zur Seite gestanden, nicht erfreuen dürfen. Um so mehr wird Caroline, die Witwe ihres Bruders Gottlob, im Vereine mit ihren beiden Nichten Line und Julie, von denen jene als Hofdame der Großfürstin, diese als Malerin in Weimar lebte, den Verkehr mit ihm genossen haben. Julie hat auch drei Jahre danach, begleitet von der Tante und dem Kanzler v. Müller ihren Taufpaten in Würzburg besucht. Er stand damals schon im sechsundsiebzigsten Jahre, sollte aber noch das sechsundachtzigste vollenden und das weimarische Fürstenpaar ebenso wie seine Freundin Caroline ins Grab sinken sehen, ehe der Tod am 24. August 1831 auch seinem reichgesegneten Leben ein Ziel setzte. Aus seinem letzten Jahrzehnte hat sich in seinem Nachlaß, als einziger Hinweis auf die Fortdauer seiner herzlichen Beziehungen zu Weimar, ein eigenhändiger Brief der Großherzogin Luise vom 11. Juni 1827 erhalten.[3]) Er gereicht dem Empfänger und der edlen Fürstin in gleichem Maße zur Ehre: mag er daher dieser Veröffentlichung zum Abschlusse dienen.

---

[1]) Der Dichter Friedrich Rückert, dem Henriette aller Wahrscheinlichkeit nach 1812 oder 1813 in Franken begegnet war. In den Jahren 1817/18 weilte er in Rom.

[2]) Abgedruckt in 'Alt-Weimars Abend' S. 130f.

[3]) Ein beiliegendes gleichzeitiges Handschreiben ihrer Enkelin, der Prinzessin Marie, ist nicht eigenhändig und bei seinem nichtssagend konventionellen Ton ohne alle Bedeutung.

60. Großherzogin Luise.

Ich war überzeugt, daß es der Königin von Bayern[1]) angenehm sein würde, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Domcapitular, deswegen bat ich Frau von Egloffstein, Ihnen einen Wink davon zu geben, und es freuet mich ungemein, daß Sie mit Ihrer Aufnahme zufrieden sind. Auch darüber bin ich erfreut, daß, wie Sie mir versichern, die Königin bey Ihnen so geliebt wird. Sie verdient es, denn sie ist sehr gut. Ich habe nicht gezweiffelt, daß nach und nach ihr der Auffenthalt in Würzburg angenehm seyn würde.[2])

Die Theilnahme die Sie an der Vermählung meiner Enkelin Marie[3]) nehmen, habe ich von Ihren gütigen Gesinnungen für uns, ich darf es wohl sagen, erwartet, da Sie, von jeher, uns so viele, unveränderliche Beweise Ihrer Theilnahme gegeben haben. Marie ist mit außerordentlicher Güte und Wohlwollen vom Könige, der Familie, und vom Publikum aufgenommen worden; und mußte sich an einer gewißen Selbstständigkeit gewöhnen — die ihr bis jezt gelungen ist. Gott gebe daß es immer so bleibt.

Ich empfehle ferner mich Ihrem gütigen Andencken.

LGHzS.

---

[1]) Gemeint ist Caroline, die Witwe König Maximilians I. Als geborene Prinzessin von Baden war sie Luisens Nichte.

[2]) Sie bewohnte als Witwe zeitweilig das dortige Residenzschloß.

[3]) Mit Prinz Karl v. Preußen.

Ferdinand Heinke in Weimar

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Es spukt eine romantische Erzählung durch alle Berichte über Ottilie v. Goethes Jugend: Ottilie, damals noch das Fräulein v. Pogwisch, findet mit ihren Freundinnen am 31. Oktober 1813, 12 Tage nach der Schlacht bei Leipzig, im Weimarer Park einen verwundeten, von Leipzig her versprengten Lützower Jäger, den die jungen Damen auf Schleichwegen retten und dann in gemeinsamem Wetteifer gesund pflegen. Man hat keinen Anstoß an dieser abenteuerlichen Geschichte genommen, die doch so voller Unwahrscheinlichkeiten ist: wie hat es dieser verirrte Lützower fertig gebracht, so weit „versprengt" zu werden, und kämpfte das Lützower Freikorps in jenen Monaten nicht an der untern Elbe? Und wozu vollends die angeblich aufgewandte Heimlichkeit? War denn nicht Weimar schon seit einer Woche, seit dem 22. Oktober, von den Truppen der Verbündeten, von Preußen und Österreichern und Russen besetzt? Man sieht die Zweifel, denen die phantastische Novelle begegnen muß, und wirklich, sie ist nur ein Märchen, eine Dichtung, deren Ursprung sich kaum noch feststellen läßt: sie ist die nachträglich ersonnene Vorfabel zu jenem Herzensroman, den Ottilie und ihre Freundin Adele Schopenhauer dann in Wirklichkeit gelebt und gelitten haben.

Ferdinand Heinke hieß der junge Freiheitskämpfer, an dem sich moderne Legendenbildung in so merkwürdiger Weise wirksam erwiesen hat; er ist in späteren Jahren zu hoher Beamtenstellung im preußischen Staate aufgestiegen. Eine Doppelnatur, wie sie unter den Widersprüchen der damaligen Zeit nicht selten sind, ein Pedant mit romantischem Anstrich, ein bürokratischer Schöngeist, hat er über sein Leben ein umfangreiches Tagebuch geführt, in dem die äußeren Erlebnisse in kurzen knappen Schlagworten festgehalten werden; seine nüchtern sachlichen Aufzeichnungen wissen in ihrem chronikalischen Fortgange nichts von der Lützower Freischar, nichts von Verwundung und Versprengung, nichts von jener romanhaften Rettungsgeschichte. Sein Tagebuch ist Eigentum eines Urenkels, des Geheimen Oberregierungsrates Dr. L. Heinke in Innsbruck, dem wir zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind, daß er uns erlaubt hat, ein Bruchstück dieser wichtigen Blätter in die Öffentlichkeit zu bringen. In dem Bericht des Kämpfers von Nollendorf, Leipzig

und Montmirail erschließt sich ein überaus wertvolles Zeugnis zur Geschichte des ersten Freiheitskrieges; der Zweck unseres 'Jahrbuches' beschränkt uns indessen im wesentlichen auf die Wiedergabe der Weimarer Episode. Und auch hier, auf dem engeren Schauplatz, im Umkreis Weimars mit Hof, Gesellschaft und Theater, in Goethes Haus und Familie, in Johanna Schopenhauers geist- und kunstbewegtem Zirkel, steigt aus Heinkes militärisch kargen Worten ein fesselndes Bild der damaligen Verhältnisse empor, das wissenschaftliche Bedeutung mit dem Reiz erlebter Unmittelbarkeit vereinigt.

Ferdinand Heinke wurde am 8. November 1782 in Breslau als der Sohn eines Pelzhändlers geboren. Er besuchte das Breslauer Gymnasium zu St. Elisabeth, das er 1802 mit dem Zeugnis der Reife verließ. In Halle studierte er 1802—1804 die Rechte; im benachbarten Lauchstädt lernte er Christiane Vulpius kennen (siehe unten S. 281f.). Am 31. Oktober 1804 wurde er in Breslau als Auskultator vereidigt, am 10. Februar 1809 nach abgelegtem zweiten juristischen Examen als Referendarius angestellt. Arbeitseifer und Fähigkeiten erweckten ihm fördernde Gönner in den Oberlandesgerichtspräsidenten Steinbeck und v. Lüttwitz: so erhielt er 1809 die Erlaubnis, neben seiner amtlichen Tätigkeit die Güter der Breslauer Maltheserkommende Corporis Christi als Justitiar verwalten zu dürfen, und wurde am 18. November 1809 zum Oberbergreferendarius ernannt, in welcher Stellung er unter Steinbecks Leitung die oberbergrichterlichen Geschäfte zu versehen hatte. Erst im Jahre 1812 meldete er sich zur dritten juristischen Prüfung; der Wunsch eigenen Hausstandes mag den inzwischen schon zu reiferen Jahren Gelangten dabei mitbestimmt haben: es war die Tochter Charlotte des Kameraldirektors Werner, der seine Liebe galt.

Da ergeht am 17. März 1813 König Friedrich Wilhelms des Dritten 'Aufruf an mein Volk', und Heinke zögert nicht, der mächtigen Stimme zu folgen, die alle Kräfte Preußens gegen den französischen Unterdrücker in Bewegung setzt. Ungewiß, in welcher Weise er dem Vaterlande dienen soll, nimmt er am 10. April 1813 den Antrag an, den Präsidenten v. Lüttwitz, der zum Zivilkommissar in allen Verwaltungsangelegenheiten des Heeres bestellt ist, als Chef seines Büros zu begleiten. Schon am 12. April erfolgt die Abreise aus Breslau; Heinke nimmt mit sich die Erlaubnis eines Briefwechsels mit der geliebten Lottina. Am 16. vereinigt man sich in Altenburg mit dem Hauptquartier; doch als die Truppen vormarschieren, werden die Büros nach Chemnitz zurückverlegt (30. April). Die Niederlage von Großgörschen (2. Mai) zwingt zum Rückzug nach Dresden (Ankunft daselbst 4. Mai) und noch weiter nach Schlesien. In Schweidnitz tritt Heinke am 26. Mai in das Büro des Generalleutnants v. Zastrow ein, der mit der Aufstellung der schlesischen Landwehr beauftragt ist. Das Hauptquartier v. Zastrows siedelt 5. Juni nach Neisse (und nach Deutsch-Wette, südlich von Neisse) über. Am 12. Juni wird

Heinke zum Premierleutnant ernannt und dem Landwehr-Generalstabe zur Dienstleistung überwiesen. An Stelle des Generals v. Zastrow, der das Amt des Gouverneurs der Provinz Preußen in Königsberg erhält, übernimmt Neithardt v. Gneisenau die weitere Organisation der Landwehr; er trifft am 21. Juni in Neisse ein. Im Stabe Gneisenaus wohnt Heinke der ersten Truppenschau bei, die der General am 23. Juni über die noch vielfach nur mit Piken bewaffneten Truppen abhält, zum ersten Male als uniformierter Soldat. In ständiger Zusammenarbeit mit Gneisenau verbringt Heinke mühevolle Tage; es gelingt der Tatkraft des genialen Führers, in kurzer Zeit 23 Regimenter Infanterie und 8 Regimenter Kavallerie der schlesischen Landwehr schlagfertig zu machen, die nun auf die Armee verteilt werden können. Infolgedessen wird im Juli der Stab aufgelöst, seine Offiziere erhalten ähnliche Organisationsaufgaben in Oberschlesien, Pommern, Preußen zugewiesen, Heinke aber, schon lange unzufrieden mit der gefahrlosen Tätigkeit des Heimatdienstes und trotz Lottinas dringender Abmahnung zu Marschieren und Kämpfen entschlossen, wird auf seine Bitte hin am 18. Juli von Gneisenau als Adjutant dem Reiterregiment des Majors Anton v. Kleist zugeteilt, der in Mittelsteine (an der Steine, nordwestlich von Glatz) im Quartier liegt. Zu diesem seinem Vorgesetzten tritt Heinke in ein enges Verhältnis der Waffenbrüderschaft, die Freundschaft zwischen beiden hat bis in späte Jahre angedauert: davon zeugen erhaltene Briefe Kleists, die im Besitze der Weimarer Landesbibliothek sind. Kleist hat später als pensionierter Oberst in Freistadt (Niederschlesien) gelebt. Unter den Kameraden gewinnt der junge Offizier als besondere Freunde den Rechnungsführer des Regiments Leutnant Stegmann und vor allem den Leutnant Eduard Hufeland, den im Dezember 1790 in Weimar geborenen einzigen Sohn des früheren weimarischen Leibmedicus und jenaischen Professors Christian Wilhelm Hufeland, des berühmten Makrobiotikers in Berlin, der im Januar 1813 mit seiner Familie von Berlin nach Breslau geflüchtet war. Das Regiment erhält die Bezeichnung '8. Schlesisches Landwehr-Kavallerie-Regiment' und wird der Reserve-Kavalleriebrigade des Generals v. Röder zugeteilt, die zum II. Armeekorps unter dem Oberbefehl des Generalleutnants Friedr. Heinr. Ferd. Emil v. Kleist (von Nollendorf) gehört. Aufbruch aus Mittelsteine am 22. Juli, der Marsch geht ostwärts bis Gläsendorf (östlich von Münsterberg); in Gläsendorf empfängt das Regiment am 5. August Abendmahl und Segen. Am 6. August kommt, von allgemeinem Jubel begrüßt, der Befehl zum Einrücken in Böhmen: Rückmarsch nach Mittelsteine. In dem Badeort Kudowa besucht Heinke die Geliebte, die er auch in den vorangehenden Monaten mehrfach zu sehen das Glück gehabt hat, und empfängt aus ihrer Hand in zierlicher blauseidener Tasche sein Bedürfnis an Charpie und Binden. Ein letzter schmerzlicher, aber friede- und glaubensvoller Abschied am 12. August. Das Armeekorps durchzieht das nördliche Böhmen

(Josefstadt, Königstadtl, Budin, Brüx); am 23. Einmarsch in das feindliche Sachsen, Biwak bei Dippoldiswalde. Es folgen die Niederlage der Verbündeten bei Dresden (26. und 27. August), der Rückzug nach Böhmen, der Sieg bei Kulm-Nollendorf (29. und 30. August); bei Nollendorf wird die erste und zweite Eskadron des Regiments nahezu aufgerieben. Lager des ganzen Heeres in Teplitz; während der ersten Wochen des Septembers wird der unentschieden vordrängende Napoleon am Eintritt in Böhmen verhindert. Die ganze Reservekavallerie, die durch Regen und Unwetter, durch Marsch und Biwak, vor allem auch durch Verpflegungsmangel sehr gelitten hat, bricht am 21. September auf, um tiefer in Böhmen sich in Ruhestellung zu erholen; das 8. Regiment bezieht Quartiere in der Nähe von Saaz. Aber am 3. Oktober kommt plötzlicher Marschbefehl: die Heere werden zur Entscheidungsschlacht zusammengezogen. Das 8. Regiment ist am 4. Oktober in Komotau (Böhmen), am 5. in Buchholz (Sachsen), am 7. in Zwickau, am 9. in Altenburg, am 11. bei Borna, am 13. bei Hain, am 14. in Cröbern. Hier, wenige Meilen südlich von Leipzig, zwischen Cröbern und Liebertwolkwitz, findet am 14. das siegreiche große Reitergefecht mit den Schwadronen Murats statt; das 7. und 8. Landwehrkavallerieregiment behauptet sich in sechsstündigem Kampfe gegen eine große Übermacht polnischer Lanziers. Am 16. beginnt die Schlacht; das 8. Kavallerieregiment kämpft bei Liebertwolkwitz und wird zu vergeblichem Angriff auf den Kolmberg eingesetzt. Am Ruhetag des 17. sucht Heinke das Schloß in dem südlich von Liebertwolkwitz liegenden Störmthal auf, „wo sich eine Masse betrunkener Russen, die über einen dortigen Weinkeller geraten sind, zu plündern erlauben. Greuel der Verwüstung. Neben Glanz, Pracht und Beweisen höchster Lebensbehaglichkeit der größte Jammer, Schmerz, Elend, Entbehrung. Auf seidenen Sofas liegen blutende Verstümmelte; in köstlichen Vasen fängt man das Blut der Amputierten auf. Unter eines Saales Fenster liegen Beine und Arme, deren bereits 36 in diesem Saale abgenommen worden. Die Trunkenen taumeln unter Sterbenden umher. Kostbare Werke der Bibliothek werden von habgierigen Händen zum Verpacken geraubter Sachen zerrissen. In Korridors und auf den Treppen liegen die Bettfedern fußhoch umhergestreut. Meldung über diese Greuel und endliche Abhülfe durch ein russisches Kommando." Am 18. rückt die Brigade Röder über die Leichenfelder von Wachau nach Probstheida vor. Furchtbarer Kampf; das Dorf bleibt in der Hand der Franzosen. „Wir lagern auf dem Felde unserer Ausdauer. Große Furagenot. Ein Kreis von brennenden Dörfern umgibt die Heere. Die Leutnants Hufeland und Schwarz trifft das Furagierkommando. Sie können, wie viele, das Regiment nicht wiederfinden, und wir bleiben ohne alle Verpflegung. Wüste Nacht. Verlust meiner goldenen Uhr." In der Nacht zum 19. unbemerkter Rückzug des Feindes. Am Morgen Vormarsch des Kleistschen Armeekorps auf Leipzig. Ehe das Korps

das Peterstor, das ihm entgegensteht, zu stürmen braucht, wird die Stadt von der schlesischen und der Nordarmee genommen. In der Freude des Sieges betrinkt sich Major v. Kleist, stürzt bei tollem Ritt vom Pferde und wird, besinnungslos von Rausch und Fall, unter dem Ansehn eines schwer Verwundeten auf einem Furagewagen nach Leipzig gebracht; Heinke begleitet ihn. So sind diese beiden die einzigen des Regiments, die die Stadt betreten; trotz aller Verwirrung finden sie gutes Unterkommen. Am 20., nachdem v. Kleist wieder nüchtern geworden, Rückkehr zum Regiment; die Verfolgung der fliehenden Franzosen wird sogleich aufgenommen. Am 21. ist das Regiment in Zeitz, am 22. bei Naumburg, am 23. in Nermsdorf.

Nun erhält Heinkes Tagebuch selbst das Wort.

[Oktober 1813.] **24.** Es verlautet, Napoleon wolle vor Erfurt eine Schlacht annehmen. Unser Regiment erhält Befehl, zur Pirchschen Brigade zu stoßen, deren Spitze wir ausmachen. Weimar vorüber. Unweit der Stadt mehrstündiger Halt, während Rekognoszierungen gegen Erfurt vorgenommen werden. Niemanden wird verstattet, nach Weimar zu reiten. Aussicht auf die Stadt vom Habersack aus. Endlich ins Feldlager bei Isserode. Der Major [v. Kleist] und ich im Dorf.

25. Rasttag. Verwüstungen im Dorfe, in welchem die Franzosen geplündert haben. Die Russen wollen vollenden, was jene unvollendet gelassen. Wir verhindern sie daran. Beistand dabei eines wackern russischen Offiziers. Interessanter Abend am Wachtfeuer, um welches sich alle Offiziers des Regiments sammeln. Geistererzählungen. Die Nacht wieder im Dorfe; gestört durch den wahnsinnigen Alten, der sich unbemerkt in unsere Stube geschlichen hat und während der Nacht heulend zu unserer Streu kriecht und an meinen Stiefeln nagt.

26. Früh um 4 Uhr Aufbruch gegen Erfurt. Horrende Kälte. Langer Halt vor Erfurt, wo die Gewißheit von dem Abmarsch des Kaisers eine veränderte Disposition herbeiführt. Russen bleiben zur Blokade von Erfurt zurück. Wir weiter dem Feinde nach gen Gotha. Unser Regiment wird zur Zietenschen (11.) Brigade befehligt. Schrecklicher Marsch, auf dem fast bei jedem Schritt mit Terrain- und andern Schwierigkeiten zu kämpfen

[Oktober 1813.]

ist; über Vieselbach, Gispersleben, Tiefenthal. Alle Kavallerie muß absitzen und die Pferde führen. Endlich in später Nacht wird ein Feldlager bezogen am Ausgange eines Waldes. Große Wachtfeuer zum Schutz gegen die Kälte.

27. Weiter gegen Gotha. Studnitz und ich brechen schon um 3 Uhr dahin auf, um uns nötige Wäsche zu kaufen. Über Töttelstädt, Tröchtelborn, Friemar nach Gotha, wo wir als die ersten Preußen gut empfangen werden. Einquartiert beim Kaufmann Arnoldi. Herrliche Lage des Schlosses. Umgegend. Abends zu Tee und Abendbrot beim Oberhofmeister v. Scheliha. Fräulein Emilie.

28. . . . Nachricht vom Regiment mit der traurigen Nachricht, daß das Kleistsche Armeekorps zur Belagerung von Erfurt bestimmt sei. Zurück zum Regiment nach Stotternheim. Überall schreckliche Beweise des furchtbaren Gerichts, was der Himmel über unsere Feinde gehalten. Ihre Leichen liegen auf den Straßen in den Kot getreten und festgefroren. Andere schleichen gleich bleichen Geistern in Wäldern und Feldern. Waffen und Wagen und tote Pferde bedecken die Straßen, auf denen sie zogen. . . .

29. Nachmittag wieder Aufbruch. Neues Kommando zu Demming. Überall werden elende Gefangene gemacht. Mit dem Major nach Weimar. Spät zurück nach Ulla. Östreicher dort.

30. Der Major wird zum Kommandanten von Weimar ernannt und das Regiment in die benachbarten thüringschen Städte verteilt. Ich werde nach Weimar vorausgesandt, um Quartier zu machen, was der Major und ich samt Leutnant Stegmann beim Kammerherrn v. Helldorf erhalten. Höchst gute Aufnahme. Abends im Theater: 'Camilla'.

Ein neues, reich blühendes Leben beginnt.

[November 1813.]

Weimarische Tage im Jahre 1813.

November.

Im Hause des Kammerherrn v. Helldorf, wo Major Kleist, Stegmann und ich einquartiert sind, finden wir die allerfreundlichste und vorsorglichste Aufnahme. Herr v. Helldorf, ein langer, emeritierter, zur Bequemlichkeit übergegangener reicher Hofmann; seine Frau ein kränkliches, höchst gutmütiges, formenloses Mütterchen; der Sohn ein stiller, junger, schlanker Jüngling von 18 Jahren. Außer leiblicher Speise kein Genuß im Hause.

Wenige Schritte von uns entfernt liegt Goethes Haus, in welches ich durch Professor Riemer sogleich eingeführt und Frau v. Goethe vorgestellt werde. Sie hat seit unserer früher in Lauchstädt gemachten Bekanntschaft nicht gewonnen. Durch sie werde ich bei Goethe eingeführt.

1. Er empfängt mich feierlich, den Stern des Annenordens auf dem Rock, wie bei einer Audienz. Bald aber schwindet die Grandezza, eine ihn schöner kleidende Herzlichkeit tritt an deren Stelle, und ich scheide nach Empfang der Einladung: ihn so oft zu besuchen, als es mir angenehm dünke. Der Abend vereinigt uns im Theater, wo 'Die beiden Klingsberg' gegeben werden. Nach dem Theater wird Abendbrot im Goetheschen Hause eingenommen, wo sich auch Riemer und mehrere Mitglieder der Bühne einfinden. In Fräulein Ulrich lerne ich einen höchst liebenswürdigen Sekretär von Goethe kennen, der er ambulando zu diktieren pflegt. Drei Briefe von Lottina, die mit e i n e r Post eingehen, steigern das Angenehme meiner augenblicklichen Lage.

2. Wir werden bei Hofe vorgestellt. Abends im 'Don Carlos'. Unsere Loge ist neben der Hofloge, aus welcher wir in den Zwischenakten mit Tee und Erfrischungen versehen werden. Würde, Güte und Trefflichkeit der Großherzogin, die uns große Auszeichnung gewährt, wovon aber Kleist bei seinem anders

[November 1813.]

gerichteten Geschmack nicht sonderliche Notiz nimmt. Auffallend vernachlässigt er den Großherzog, den er nicht mehr für einen preußischen General erkennen und ihm keinen Rapport geben will. Der Erbgroßherzog. Dessen Gemahlin, die Großfürstin Marie, in strahlender Anmut und Güte bei kaiserlicher Haltung. Nach dem Theater Studnitz und Malachowski bei uns. Letzterer bringt Kleist für die Schlachten von Kulm und Leipzig das Eiserne Kreuz.

3. Famoser Arbeitstag infolge einer allgemeinen Umquartierung. Weimar als bedeutender Etappenort erhält auch einen russischen und einen österreichschen Kommandanten. Letzterer, Major v. Vassimont, hat ein hölzernes Bein. Sein Adjutant, ein Hauptmann von der Infanterie, hat sein Bureau auf dem Stadthause, wo er sich allmorgendlich mit einem Frühstück traktieren läßt. Der russische Kommandant Oberst Engelhardt. Beide sind nur Etappenkommandanten, ohne Truppen zu ihrer Disposition zu haben. Die preußische Kommandantur, die zugleich eine Wache zu ihrem Dienst beziehen läßt, wird täglich wichtiger durch die Nähe unseres vor Erfurt liegenden Armeekorps, dessen Lazarette nach Weimar gelegt sind und die sich durch die einreißende Ruhr furchtbar überfüllen. Italienische Aufführung des 'Don Juan'.

4. Promenaden in dem schönen Schloßpark. Abends bei Goethe auf seinem Zimmer; dann zum Abendbrot bei ihr, wo der Sänger Engels hübsche Sachen zur Guitarre vorträgt. Die unstellbaren Flaschen als eine charakteristische Tafelzierde meiner vielvermögenden Gönnerin.

5. Die heitern Tage verstatten hübsche Ritte in die Umgegend und Besuche im Park. Das Römische Haus. Bei Goethe. Ich gewinne mir seine Gunst durch eine ihm zusagende Verteidigung seiner vielfach angegriffenen 'Wahlverwandtschaften'. Abends wie gewöhnlich im Theater, wo nach und nach immer mehr interessante Bekanntschaften gemacht werden. Man

[November 1813.]

besucht sich in den Logen, und die der preußischen Kommandantur erfreut sich der angenehmsten Auszeichnungen.

6. Goethe gerät in Not dadurch, daß ihm das städtische Einquartierungsamt 12 Mann Donische Gardekosaken zusendet. Er verschließt sich in ein hinteres Zimmer und sendet zu mir um Abwendung dieser Gäste, die bereits vor seiner verriegelten Haustür abgesessen hielten. Die gegenseitige Unkenntnis unserer Sprachen erschwert das Geschäft, und sie wollen mit Gewalt eindringen. Dieser wird preußische Gewalt von unserer herbeigeholten Wachtmannschaft entgegengesetzt. Das Quartieramt wird gezwungen, andere Billetts zu geben; aber die Donier glauben dennoch ein Recht auf jenes Haus zu haben und wollen nicht weichen. Endlich nach zweistündigem Straßenskandal gelingt es, den russischen Etappenkommandanten aufzufinden und von diesem eine Order zu erwirken, auf welche die 12 Riesen vom Don abziehn.

7. Um die Differenz mit dem Großherzog zu beheben, befiehlt der kommandierende General [v. Kleist], mich täglich zu ersterem mit einem Tagesrapport zu senden und nach seinen etwanigen „Wünschen" zu fragen. Dieser willkommene Auftrag bringt mir die nähere Bekanntschaft und Gewogenheit dieses geistreichen und großherzigen Fürsten. Der erste mündliche Rapport wird etwas kurz empfangen, die Frage nach Befehlen aber gütig aufgenommen, und ich werde mit Freundlichkeit entlassen. Goethe sendet mir zum Dank für den ihm gestern erwiesenen Dienst seine 'Wahlverwandtschaften' mit eigenhändiger Inschrift. Abends bei ihm, wo er mich mit dem freundlichsten Dank und mit Beweisen seines Wohlwollens überhäuft. Bei ihm die Bekanntschaft des Bergrat Voigt aus Jena. Höchst heiterer Geist beim Abendtisch, bei dem der gestrige Krieg mit [den] Doniern eine große Rolle spielt.

8. Mein Geburtstag wird von Morgen bis Abend gefeiert. Grüße und Besuche, Festtafel und Geschenke von Kleist, Frau v. Helldorf, Hufeland, Stegmann p.

[November 1813.]

9. Cour bei der Großfürstin Marie. In hoher Anmut redet sie mit jedem seine Sprache und zeigt sich gewinnend, wohin sie sich wendet. Durch ihre Gunst steigt die Geltung der Preußen immer höher. Abends bei Goethes. Engels da und die Wolff.

10. Früh mehreremal beim Großherzog. Durchreise unseres Königs, für den sich in ganz Weimar die höchste Begeisterung ausspricht. Freudiges Gefühl, ihn den Unsern nennen zu können. Briefe von Lottina. Abends im Theater: 'Die Braut vom Rock des Königs' und 'Die Geschwister'. In letzterem ausgezeichnet schönes Spiel des Lortzingschen Ehepaares. Der Hof ist um eine interessante Frau reicher: die Großfürstin Katharina, Herzogin von Oldenburg, ist angekommen. Ich werde der Hofrätin Schopenhauer in ihrer Loge präsentiert und von ihr in ihr Haus eingeladen.

11. Cour bei der Großfürstin Katharina. Ihre Schönheit und ihr Verstand bezaubern alle Anwesende. Ihre Sprachkenntnis überrascht, als sie mit Feinheit jeden ihr Vorgestellten in seiner Muttersprache anredet. Keiner bleibt ohne einige freundliche Worte. Zum Tee bei der Hofrätin Schopenhauer. Regierungsrat Müller. Adele. Die Familie Löhr aus Leipzig. Höchst interessanter, geistreicher Abend.

12. An Lottina geschrieben. Abends Rückkehr des seit der Schlacht von Kulm von uns getrennten Rittmeisters Grafen Stolberg. Regierungsrat Müller und Kammerherr v. Buchwald bei uns zum Tee.

13. Früh wie gewöhnlich vollauf Geschäfte. Nachmittags mit Hufeland nach Belvedere geritten. Abends im Theater: 'Graf Essex'. Dann bei Goethe zum Abendbrot.

14. Es beginnen Sonntagsversammlungen bei Goethe von 12—2½. Glänzend und geistreich. Kunstgenüsse aller Art. In einem Zimmer Musik von Virtuosen und Dilettanten; im

[November 1813.]

andern Ausstellung der von Cornelius und Overbeck zu den 'Nibelungen' gefertigten Zeichnungen. Im dritten Zimmer Goethe selbst, am liebsten ambulando, allerhand schöne und geistreiche Dinge von sich gebend. Überall ist er anregendes Prinzip und klärendes Agens. Um drei Uhr, wie jetzt häufig, bei Hofe zur Tafel. Dabei stets imposantes Hereintreten der würdigen Großherzogin, geführt von dem Oberhofmeister Grafen Einsiedel, und der Großfürstin Marie. Graf Einsiedel mit seinem goldbeknopften Zeremonienstock. Der Großherzog ohne alle Zeremonie angenehm und behaglich. Glücklich und beneidet, wer durch ein freundliches Wort der beiden Fürstinnen bevorzugt wird; ihm wenden sich vertraulich alle Hofgesichter zu. Die beiden Fürstinnen werden bei Tafel von Pagen bedient. Die Hofdamen Frau v. Pogwisch, Gräfin Beust und Gräfin Fritsch. Abends wieder bei Goethe.

15. Beglückender Brief von Lottina. Abends: 'Das Leben ein Traum'. Unsere Loge wird in dem Maße interessanter, als wir bei Hofe bekannter werden.

16. Abends bei Schopenhauers. Adele präsentiert uns ihrer bildschönen Freundin Ottilie v. Pogwisch. Sämtlich ins Theater: 'Die Schweizerfamilie'. Später noch bei Goethe.

17. Ganz Wiederholung des vorigen Tages. Im Theater 'Minna von Barnhelm'.

18. Höchst brillanter Tee bei Frau v. Heygendorf (früher Jagemann). Wie eine Circe sitzt sie mitten in ihrer wunderlichen Menagerie. Eine Eule fliegt um den Teetisch und setzt sich auf Türflügel und Stuhllehnen. Ein alter Spitz mit einem geschienten Beine. Ein Hündchen in Duodez. Eine Rohrdommel. — Stromeyer. Sein köstlicher Baß. Motetten. — Um 9 Uhr fort, der alte Großherzog kommt.

19. Bei Schopenhauers, wo die Abende immer interessanter werden. Hufeland, der gleichfalls in das Kommandantur-

[November 1813.]

bureau kommandiert worden ist, und Stegmann sind samt mir die täglichen Gäste. Was Adele an Schönheit mangelt, hat sie an Geist voraus. Sie beginnt für Hufeland zu fühlen. August Goethe will sich jeden Tag um Ottilie P. totschießen.

20. Bei Hofe gespeist. Die schöne Gräfin Beust meine liebenswürdige Nachbarin. Abends im Theater.

21. Interessanter musikalischer Mittagszirkel bei Goethe. Mittag bei Hofe und zum Tee bei der Großfürstin. Hofsitte des „Reverenzens" während der Spielpartie. Wer in Gunst steht, wird bald, wenn er an den Spieltisch tritt, bemerkt; der weniger Begnadigte muß lange warten, ehe der Blick auf ihn fällt, um seinen Reverenz zu bemerken. Wir Preußen dürfen uns dabei nicht beklagen. Später noch zu Schopenhauers, wo Goethe und Ottilie P. glänzen.

22. Mit Württemberg, der als Auditeur durch Weimar geht, auf der Bibliothek. Vulpius. Abends im Theater: 'Der Wirrwarr' und 'Die Schatzgräber'. Vorher bei Schopenhauers. Nach dem Theater bei Goethe, wo zwei fremde Offiziers einquartiert sind.

23. Früh Gesang und Frühstück im Pogwischschen Hause. Viel Schönes. Brief von Lottina. Bei Hofe zur Tafel. Stets die wohlwollendsten Auszeichnungen von beiden Fürstinnen wie vom Großherzog. Bei Goethe musikalischer Tee. Bei Schopenhauers größere Gesellschaft. Goethe, der Erbgroßherzog p.

24. Die Fieber, welche unter dem Armeekorps vor Erfurt mit Ruhr hausen und die Umgegend, vorzüglich aber Weimar mit Lazaretten füllen, fangen auch an, letzteren Ort zu bedrohen. Der Major Kleist erkrankt und gibt mir unbeschränkte Vollmacht, in seinem Namen zu handeln. Abends einige Akte in 'Die Braut von Messina'.

[November 1813.]

25. Mit Grafen Stolberg einen Ritt nach Belvedere. Nachmittags mit Goethes in den Großherzoglichen Treibhäusern. Frau v. Heygendorf dort.

26. Abends bei Schopenhauers, wo von den interessantesten Mädchens einige kleine Stücke auf einem hübsch eingerichteten Theater aufgeführt werden. Meine ganze Armatur p. figuriert dabei. Ottilie in der Rolle eines jungen Offiziers ist wieder der Glanzpunkt, und August G. wieder zum Totschießen unglücklich. Frau v.Goethe spielt keine sonderliche Rolle bei der allgemeinen Lust und wird unangenehm.

27. Die Lazarette verbreiten den Typhus. Ein sogenannter Pestwagen fährt täglich durch die Stadt und entwickelt Wacholderdämpfe zur Reinigung der Luft. Die Sorge für Unterbringung der mehr als 6000 Kranken wird immer größer und schwieriger. Die Zahl der Sterbenden wächst täglich. Abends in 'Titus'. Schopenhauers und Ottilie P. im Theater. Gemeinsames Nachhauseschlendern. Vorher Besuch bei Frau v. Heygendorf.

28. In den Mittagsstunden, wie allsonntäglich, geselliger Verein bei Goethe. Die musikalischen Genüsse haben den anhaltendsten Zuspruch. Mein Vortrag seiner 'Generalbeichte' erfreut sich seines Beifalls. Die schöne Stimme der artigen Engels. Mittag und Abend bei Hofe, wo sich immer ein großer Teil des Goetheschen Zirkels wiedertrifft. Die anhaltenden Auszeichnungen der trefflichen, würdigen Großherzogin und der edlen Großfürstin haben die Gunst des ganzen Hofes im Gefolge. Die interessante Gräfin Beust meine heitere Tischnachbarin. Noch spät bei Goethes. Pretiosenauskramung. Viel Gesang zur Guitarre.

29. Besuche beim Erbprinzen, bei Frau v. Heygendorf p. Abends bei Schopenhauers und im Theater: 'Die Radikalkur' und 'Die Ehemänner als Junggesellen'.

[Dezember 1813.]

30. Stolbergs Abreise nach Wernigerode, wo er ein eignes Jägerbataillon gründen will. Briefe von Lottina. Abends mit dem noch etwas immobilen Major Kleist allein, der allen jenen Zirkeln fremd bleibt und Vergnügungen andrer Art vorzieht.

Dezember.

1. Relationen an Lottina. Abends in 'Egmont'. Dann bei Goethe. Er von besonders heiterer Laune und zu Mitteilungen aufgelegt. „Die Lazzaronis. Die Judengasse in Frankfurt a. M. p." Das Soldatenleben gibt ihm Veranlassung zu den vier Zeilen, die er uns, nachdem er uns gute Nacht gesagt, noch auf ein Stückchen Papier geschrieben hereinsendet:

Hier ist noch keine Not:
Weiße Mädchen, schwarzes Brot;
Morgen in ein ander Städtchen:
Weißes Brot und schwarze Mädchen.

2. Gegen Abend bei Müller und Schopenhauers. Dann bei Goethe. Er führt mich zum erstenmal in sein Arbeitszimmer, die Ordnung seiner Manuskripte und viele Inedita zeigend. Ferner sein Büstenkabinett; seine osteologische Sammlung, seine Apparate zur Farbenlehre p.

3. Sehr interessanter Tee und Abendbrot bei Schopenhauers. Goethe und Fouqué dort. Ersterer liest seinen neu gearbeiteten Epilog zum 'Essex' mit etwas sächsischem Pathos. Bei Tische versucht zwar Fouqué durch höchst frommen Vortrag seines Schlachtgebets eine ernste Stimmung herbeizuführen; aber Lust und Leben sind überwiegend und bleiben herrschend bis nach Mitternacht.

4. Bei Schopenhauers. Im Theater 'Rochus Pumpernickel'. Die Ordnung im Theater ist: der Hof bildet das Zentrum, die Hofanhängenden (repräsentiert durch die junge Welt: Ottilie und Ulrike v. Pogwisch, Fräulein [v.] Baumbach p.) den rechten und die Kommandantur den linken Flügel.

[Dezember 1813.]

5. Sonntagsvereinigung bei Goethe. Graf Edling, ehemaliger Führer des in holländischen Diensten stehenden Prinzen Bernhard von Weimar. An der Hoftafel zwischen Gräfin Beust und Frau v. Pogwisch. Deren Mutter, die alte, gutmütige, strenge Gräfin Henckel, Oberhofmeisterin der Großherzogin. Abends wieder bei einer Hoffete. Durch Gräfin Beust näheres Bekanntwerden mit der höchst trefflichen Schwester des Ministers v. Fritsch, Frau v. Riebecker, und ihren schönen beiden Töchtern. Der Baschkirenfürst.

6. Oft höchst widerwärtige Auftritte mit der übergroßen Zahl von Rekonvaleszenten, die aus den rückwärts gelegenen Lazaretten durch Weimar wieder zu ihren verschiedenen Armeekorps gehen, aber immer länger als zulässig in Weimar bleiben wollen. Tägliches Aufstellen der Abgehenden vor unserm Quartier. Viele wissen nicht eine Silbe davon, zu welchem Regiment oder Armeekorps sie gehören. Im Theater: 'Die Unglücklichen'. Besuch von Leutnant Carstädt.

7. Zwei liebe herrliche Briefe von Lottina. Abends bei Schopenhauers. Rochlitz aus Leipzig dort. Ottilie wie gewöhnlich der Mittelpunkt.

8. Im Theater: 'Weislingen'. Dann bei Goethe. Er wieder bis spät bei uns. Höchst interessant über Träume, Schlaf p.

9. Abends zum großen Tee bei Frau v. Pogwisch, wo ein höchst heiterer Geist herrscht. Es sondert sich ein Mädchenzimmer ab, wo rezitiert, musiziert, getanzt pp. wird.

10. Singprobe bei Goethe zu einer größeren Musik. Abends bei Schopenhauers und dann zu Hause, wie der Major sagt: kleine Buchstaben machend.

11. Meisterhafte Aufführung des 'Götz von Berlichingen'. Nach dem Theater bei uns Tee: der kommandierende General

[Dezember 1813.]

Generalleutnant Kleist und Grolmann und Adjutanten. Viel Schönes und Zufriedenes über unsere Kommandanturverwaltung, für welche ihm der Großherzog besondern Dank gesagt habe.

12. Früh lange mit Regierungsrat Müller im Park. Unerwartete Eröffnungen. Bei Hofe zur Tafel. Gräfin Beust wieder meine gütige Nachbarin. Abends solo bei Schopenhauers. Stegmanns Rückkehr aus Frankfurt.

13. Mit ihm vormittags bei Pogwischs. Abends in den 'Drei Gefangenen'. Immer dasselbe vis-à-vis.

14. Besonders heiterer Abend bei Schopenhauers, bei Tee und Punsch, wo die Landsleute Graf Nostiz und Magnis. Dazwischen beide mit Müller bei uns zum Abendbrot.

15. Früh Probe bei Goethes. Abends in 'Figaro'. Später bei Goethe.

16. Abends bei O. P., Frau v. Egloffstein. Später Rittmeister Malachowski bei uns und mit ihm und Stegmann bei Buchwalds, wo noch Major Wolffskeel dazukommt.

17. Früh wieder Probe bei Goethe. Abends bei Schopenhauers, wo Ottilie p. Später noch bei Goethe, wo Molkes.

18. Heiterer Sonnentag. Mit Stegmann im Park. Das Römische Haus. Abends Theater.

19. Mittags große musikalische Aufführung bei Goethe. Die liebenswürdige Familie Niebecker. Bei Hofe zur Tafel. Von da bei Schopenhauers, wo Ulrike Pogwisch. Abends wieder bei Hofe. Später bei Goethe, wo Wolffs.

20. Sehr freundlicher Abend en trois bei Schopenhauers. Allerhand Herzensausschüttungen. Von da wir gemeinschaftlich ins Theater: 'Die Korsen', und wieder Nachhauseschlendern.

[Dezember 1813.]

21. Den ganzen Abend allein bei Schopenhauers. Bei meiner Nachhausekunft trifft die Depesche über die Kapitulation von Erfurt ein. Ich werde damit an den Prinzen August gesendet, der eben in Weimar ist und den ich bei Hofe an der Abendtafel treffe. Freudige und traurige Wirkungen dieser Botschaft.

22. Mit Hufeland, der nach dem Willen seines Vaters aus dem Regiment scheiden und zu seinen Studien zurückkehren soll, und mit Stegmann ausgeritten. Mir ist es von uns dreien am freundlichsten in Weimar ergangen, und dennoch bin ich es allein, der das Ende dieses Aufenthalts gern nahen sieht. Abends in der 'Ungleichen Ehe aus Delikatesse'. Die Nachhause-Geleitungen.

23. Abends zum Tee bei Frau v. Riebecker, in der ich eine liebenswürdige Freundin gewonnen habe. Unser Regiment erhält Marschorder. Zum Abendessen bei Schopenhauers.

24. Bei Hofe zur Tafel. Große Gala zu Kaiser Alexanders Geburtstage. Die Großfürstin in wahrhaft kaiserlichem Glanz, den Alexander Newskij-Stern von immensen Brillanten an der Brust, ein überreich diamantenes Diadem im Haar, die ganze Länge des Halses mit kolossalen Perlen bedeckt, Arme und Gürtel von Brillanten. Dabei von höchster Anmut und Güte. Auch heute läßt sie mich, der vielen fremden Großen, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, ungeachtet, rufen und richtet überaus wohlwollende Worte an mich. Goethe hat seine Freude daran. Der Baschkirenfürst in seinem seidenen Schlafrock ist mein Tischnachbar. Seine religiöse Verweigerung alles Fleischgenusses. Er zeigt seine Schießgewandtheit durch Abschießung eines Pfeiles von seinem Bogen von dem Balkonzimmer aus in eine der Ecken des Zifferblattes am Schloßturm. Abends bei Schopenhauers. Ottiliens Dank für die Verse in ihr Stammbuch. Allgemeine Biwouakszene auf den Teppichen in Adelens Zimmer. Ein Christbaum ist bereitet, und Weihnachtsgeschenke sollen ganz in die Heimat versetzen. Aber es will keine rechte

[Dezember 1813.]

Freude mehr aufkommen; die nahe Trennung des allen liebgewordenen Zusammenlebens tritt immer dämpfend dazwischen. Auch das Nachhauseschlendern hat an Behaglichkeit verloren, und es treibt mich an den Schreibtisch in den Kreis der liebsten und treuesten älteren Freunde. Unwillkommene und widerwärtige Störung durch den betrunkenen Major Linker.

25. Ein Porzellainmaler soll uns konterfeien. Gegen Abend bei Goethes und zum Tee bei Schopenhauers. Einen Akt in 'Faniska', dann mit Adele einen Krankenbesuch bei Ottilie. Beiden muß ich viel von Lottina erzählen. Empfehlungsbrief von Ottilie an ihre Freundin Fräulein v. Harstall in Eisenach. Dann noch bei Schopenhauers zum Abendbrot, wo auch Major Kleist eingeladen ist.

26. Das Regiment rückt wieder zusammen. Abschiedsvisiten bei dem Großherzog und seiner Gemahlin, die uns mit allen Beweisen wertvoller Geneigtheit entläßt. Ebenso bei der Großfürstin und dem Erbgroßherzog, der uns in den Zimmern seiner Gemahlin empfängt und uns selbst zu ihr führt. Ferner bei Frau v. Riebecker, die mir unter Tränen den Segen eines edlen Herzens mit auf den Weg gibt; bei Frau v. Heygendorf. Minister v. Fritsch, Gräfin Beust, Graf v. Marschall, Geheimerat Müller, Graf Einsiedel, Kammerherr v. Poseck, v. Bielke, Hofmarschall v. Egloffstein, den Hofdamen Gräfin Fritsch und Fräulein v. Baumbach. Legationsrat Bertuch und Sohn. Frau v. Dankelmann. Sängerin Engels. Graf Brühl p. p.

27. Abends mit Stegmann und Hufeland bei Frau v. Pogwisch, die den jüngeren Kreis ungestört sich selbst überläßt. Gesang wird versucht, aber es gelingen nichts als wehmütige Lieder. Die Abschiedsstunde schlägt. Aus allen Augen brechen Tränen; alles überläßt sich ohne Ziererei seinen Gefühlen. Addio! Addio! Die Treppe hinab, die Treppe hinauf! Da kommen alle zum letzten Lebewohl und Händedruck noch einmal auf der Treppenmitte zusammen und trennen sich wie mit erleichterterem Herzen.

[Dezember 1813.]

Wir noch zu einem Abschiedspunsch zu Buchwald, wo Wolffskeel und Koschenbahr. Erzählungen aus dem Feldzuge in Tirol.

28. Früh noch Addio! bei Schopenhauers, Müller und Goethe. Überall die allerherzlichste Zuneigung. Um 2 Uhr geht das Regiment durch Weimar. Die Trompeten blasen das Herz wieder leicht. Aus allen Fenstern Grüße und wehende Tücher; vor allem aus den Riebeckerschen Fenstern, aus denen die Hände des befreundetsten Kreises die letzten Grüße winken.

Nachtquartier in Neumark. An Lottina geschrieben.

29. Nach Klein-Brembach. Der Pastor auf dem Kirchhofe. Weiter über Sömmerda und Weißensee nach Kindelbrück. Von da langes Herumreiten in der Irre bis Leubingen. Unterkommen beim dicken Lüttich.

30. Weiter bis Beichlingen. Auf der Ebene vor dem Schloß wird das seit Kulm nur noch in 2 Eskadrons geteilte Regiment wieder in 4 Eskadrons geteilt. Rittmeister v. Schickfuß bekommt die 4. Eskadron. Der Major, Stegmann und ich nehmen Quartier auf dem alten, wunderbar gebauten Schloß Beichlingen, dessen Besitzer nicht dort wohnen. Durch drei Höfe, von denen jeder höher liegt als der andere, gelangt man durch eine enge Pforte an die steinerne Schloßtreppe. Das Schloß liegt auf hohem Felsen, der an einer Seite steil ins Tal hinabgeht. Die Säle so alt und unheimlich. Mitten aus ihnen führen Treppen zu anderen Sälen und Zimmern. Keines derselben ist auf gleichem Boden mit seinem Nachbarzimmer. Lange Gänge und eine Unzahl von Treppen und Treppchen führen den Unbekannten irre. Jeder von uns wohnt in einem andern Flügel des Schlosses. In dem alten Gerichtszimmer steht das wächserne Bild eines frühern Familiengliedes, das mit aufgehobenem Finger und beweglichem Arm dem Schwörenden drohte. Wertlose Gemälde und wertvolle Kupfer in Menge. Überall das Gepräge einstiger Größe und Herrschaft in veraltetem Gewande. An Lottina geschrieben.

[Januar 1814.]

31. Das greuliche Listenschmieren beginnt wieder. Gegen Mittag auf meinem behenden Hengst gen Weimar, einer Einladung folgend. Bei Müller abgestiegen, wo Ottilie und Adele mit Vorkehrungen zum Ball beschäftigt sind. Besuch bei Frau v. Pogwisch und Goethe, dann zum Abendbrot bei Schopenhauers, wo im alten lieben Kreise der Silvesterabend gefeiert wird. Weissagungsspielereien. Neujahrsgeschenke. Um den dampfenden Punsch gelagert, wird in alter Fröhlichkeit das neue Jahr erwartet. Das beste und erste Glas Dir, geliebte Lottina!

Aus dem Jahre 1814.

[Januar.] **1.** Besuche bei Niebeckers, Helldorfs, Goethes und Pogwischs. Bei Schopenhauers zum Mittagbrot. Abends Ball im Fürstenhause. O. P. wieder die glänzendste Erscheinung dabei. Ein Addio! reiht sich ans andre. Das letzte oben.

2. In frühester Frühe zurück nach Schloß Beichlingen, was ich leer finde, weil alle Kameraden zu einer Jagd geladen sind. Ich finde dafür Briefe von Lottina. Durchschweifen des einsamen Schlosses. Die Kapelle. Gesang der Chorschüler unten im Dorfe. Abends singt der Nachtwächter ein langes, hübsches, wohlklingendes Lied.

3. Noch immer ganz allein in dem öden Schlosse. Die Bibliothek. Die Prachtzimmer. Der Bienenstock am Fenster, durch dessen Glasscheibe man auf kurze Zeit die Bienen arbeiten sehen kann. Viel an Lottina geschrieben. Gegen Abend kommen der Major p. zurück. Order zum Weitermarsch und zur Brigade des General v. Pirch zu stoßen. Die Hauptarmee ist in der Neujahrsnacht über den Rhein gegangen. Unser Armeekorps soll nachrücken.

4. Ausmarsch. Schöner Wintertag. Nachtquartier in Blankenburg. Schlechter Tausch gegen den Aufenthalt im Schlosse

Beichlingen. In einer elenden, kleinen Bauernstube liegen der Major, Stegmann und ich auf einer dürftigen Streu. Eine Partie Whist muß aushelfen.

Unter allen Unbilden des Winterwetters, in Regengüssen und Schneegestöber, auf schlammigen oder vereisten Wegen geht der Marsch über Eschwege (Werra) nach Kassel, über Fritzlar, Wildungen, Bürgeln (14. Jan.; Hufelands Abschied geht ein, Stegmann erbittet den seinigen), Marburg (15. Jan.), Lahr (17. Jan.; am 17. geht Hufeland vom Regiment ab, siehe unten S. 292), Montabaur nach Ehrenbreitstein (19. Jan.). Starker Eisgang des Rheines macht das Übersetzen unmöglich. In Vallendar und Neuwied wartet das Regiment freies Wasser ab. In Vallendar schreibt Heinke am 24. Jan. an Goethe folgenden Brief (Goethe- und Schiller-Archiv), der am 31. Jan. (G.s Tageb.) eintrifft:

Hoch- und wohlgeborner Herr!
Höchst zu gebietender Herr Geheimer Rat!

Als ich das schöne, friedliche Leben von Weimar wieder vertauschen mußte gegen das unstete, treibende, drängende Leben eines neuen Feldzuges, gedachte ich erst von den jenseitigen Ufern des Rheins mich durch ein Schreiben in dem Andenken meines freundlichen Gönners zu erneuern, weil es da vielleicht an Erscheinungen und Begegnissen nicht mangeln würde, durch deren Mitteilung der Brief zugleich einiges Interesse erhielte. Aber das innere Verlangen zu schreiben und das lange Verzögern unsers Überganges will sich nicht zusammen vertragen, und wer weiß auch, ob uns dann in langer Zeit wieder so schöne Muße werden wird, als wir hier haben. Seit dem 19. liegen wir an dem gewaltigen Strome, immer hoffend und versuchend, durch seinen ungeheuren Eisgang uns durchzudrängen, aber es will nicht gelingen; wo ein Kahn sich hineinwagt, da wird er von den schwimmenden Eismassen fest umklammert und muß dann der Gewalt des Stromes weichen, der ihn weit mit sich fortreißt. — Wäre dieses Hindernis nicht eingetreten, so müßten wir, nach unserer frühern Bestimmung, heute schon in Trier sein. Es ist bewundernswürdig, wie wenig Hemmungen das Vordringen der Verbündeten in dem feindlichen Lande findet, und es scheint in der Tat, als könnte die

Beendigung des Krieges nicht mehr fern sein; denn alles zeigt deutlich, daß das Verlangen nach dem Frieden in den sonstigen Feinden des Friedens stärker als in dem ganzen übrigen Europa erwacht und laut geworden ist. Die Desertion in der französischen Armee übersteigt allen Glauben; es kommt nicht der kleinste Kahn von dem jenseitigen Ufer, der nicht Überläufer mitbrächte, und in Koblenz kommen sie häufig zu 50—60 an, meist Deutsche, Holländer, Schweizer und Italiener, welchen dann von deutschen Behörden Pässe in ihre Heimat erteilt werden. Überall, wo die Verbündeten vordringen, suchen die Konskribierten Schutz bei ihnen, und scheint es dem französischen Kaiser nicht mehr gelingen zu wollen, eine so bedeutende Armee zusammenzubringen, die der vordringenden lange Hindernisse in den Weg zu legen imstande wäre. — Die wundersame Erscheinung der zauberschnellen Wiedererstehung eines ver- und zerfallenen Volkes bewährt sich auch an den Deutschen jenseit des Rheins. Ew. Exzellenz bin ich so frei, hierüber ein Blatt mitzuteilen, was gestern hier erschienen ist und was den bekannten Görres zum Verfasser hat. Es sind freilich nur die Worte eines einzelnen; aber daß sie den Geist des Ganzen aussprechen, hat sich bereits vielfältig und tätig bewiesen. — Ich will diesen Geist nicht als das Höchste erkennen; denn er scheint noch allzusehr aus der bloßen Deutschheit zu entspringen, und die Verehrung und Erhebung des Vaterlandes scheint noch als das non plus ultra in ihm zu leben. Ich erkenne wohl, daß es noch etwas Höheres gibt, eine noch religiösere Liebe, in der die Vorliebe fürs Vaterland und für sein Volk wieder nur als einseitig und verwerflich erscheint. Aber ich denke, durch Stufen gelangt man zum Höchsten, und wir können nach so tiefem Fall damit zufrieden sein, daß nur die Liebe zur Deutschheit wieder erwacht ist; wenn es an der Zeit sein wird, werden die Völker von selbst erkennen, daß keine Trennung etwas Erlaubtes und Rechtes sei, selbst nicht einmal die große der Völkerschaften. Irre ich darin, so will ich es mit Dank anerkennen, wenn ich eines andern überzeugt werden kann.

Viele verständige Männer, die Frankreich in seinen gegenwärtigen innern Kräften und in dem jetzigen Geiste seines Volkes

kennen, wollen behaupten, daß es nicht einmal mehr zu einer großen Schlacht kommen werde und daß der Friede binnen 2 Monaten notwendig erfolgen müsse. Mir soll er willkommen sein, und mein nächster Wunsch wird sein, daß mich unser Rückmarsch wieder durch Weimar führe, das ein gar freundlich liebes Andenken in mir zurückgelassen hat. Auch mußte mir ja wohl unser Aufenthalt zum schönsten werden, da es mir vergönnt war, so oft den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen und zu hören, an dessen innerer Schönheit und Größe ich von frühen Jahren an verehrend und verlangend hinaufzuschauen gewohnt war. Erhalten Ew. Exzellenz mir die liebreiche Zuneigung, die mich so glücklich gemacht hat, und empfehlen mich dem Andenken Dero Frau Gemahlin, welcher ich zuerst für alle jene guten Tage dankbar sein muß. Auch Fräulein Karoline [Ulrich] und Herrn Professor Riemer bitte ich mich zu empfehlen. Dem Herrn Assessor [August v. Goethe] denke ich mich nächstens selbst durch ein Schreiben erinnerlich zu machen.

Mit Hochachtung und dankbarer Liebe nenne ich mich

Ew. Exzellenz

ergebensten

Heinke, Adjutant im 8. Schles. Landw.
Kav. Reg. 2. Armeekorps. 10. Brigade.

Vallendar, 1 Stunde von Ehrenbreitstein, den 24. Januar 1814.

Am 29. Januar bewerkstelligt das Regiment trotz dem mächtigen Eistreiben von Neuwied aus den gefahrvollen Rheinübergang. Mit ihm sind ein schlesisches Kürassierregiment und eine starke Abteilung Artillerie übergesetzt, die mit ihm unter den Oberbefehl des Obersten Graf v. Haake treten. Das Gros der 2. Armee ist weit voraus. Der Marsch geht über Bertrich (31. Jan.; Zusammentreffen mit Steffens), Trier (2. Febr.), an dem blockierten Luxemburg vorüber die Mosel aufwärts, vorbei an dem belagerten Diedenhofen (5. Febr.; kleines Gefecht), vorbei an dem belagerten Metz (7. Febr.), nach Pont-à-Mousson (8.). Von da westwärts zur Marne. Commercy. Ligny (9.). Nun heißt es weiter im Tagebuch:

[Februar] **10.** Durch Stainville und St. Dizier nach Villeseneux.

[Februar 1814.]

11. Durch Vitry nach Frignecourt. Trübe Nachrichten von der Armee. Unser Führer [Haake] wird sehr kleinlaut. Einquartiert bei dem Maire. Die üble Stimmung zwischen unsern Truppen und den Bequartierten wächst von Tag zu Tage. Die Klagen von beiden Seiten häufen sich. Der Nationalhaß tritt immer greller hervor. Oft kommt es zu Tätlichkeiten.

12. Weiter ohne Rast nach Châlons-sur-Marne. Bivouak vor der Stadt. Überall Spuren der Gefechte. Sämtliche Offiziers unserer Kolonne werden zu dem preußischen Kommandanten Oberstleutnant v. Pettenkofer zu Tisch geladen. Auch die Truppen bekommen reichliche Beköstigung und die Pferde gutes Futter, woran auf dem ganzen Marsch Mangel war. Order, so schleunig als möglich zu unserm Korps zu stoßen. Es wird einige Stunden Schlaf im Feldlager bewilligt, und mit Einbruch der Nacht wieder aufgebrochen. In unheimlicher Finsternis rasselt unser Zug durch Châlons. Bald kommt die Kolonne auseinander und muß dann immer wieder im Trabe die Vordern erreichen.

13. Nach Mitternacht kommt sie in ein langes Stocken, und bald sitzt alles schlafend auf den Pferden. Nach fast zweistündigem Halt werde ich — es ist rechts abmarschiert worden — vorgeschickt, um den Grund so langen Haltens zu erforschen. Ich reite an der schlafenden Artilleriekolonne lang und finde kein Kürassierregiment, sondern der Halt ist durch ein sechspfündiges Geschütz entstanden, an welchem Mann und Pferde schlafen, während die erste Hälfte der Kolonne fortmarschiert ist. Ich bringe die Sache wieder in Bewegung und überlasse mich im Straßengraben einer kurzen Ruhe bis zur Ankunft meines Regiments. Ich entschlafe in Müdigkeit, und das Regiment ist bereits vorüber, als mich das Wiehern meines Hengstes weckt. Bald bin ich wieder beim Regiment; aber der vordere Teil der Kolonne wird von dem so lange aufgehaltenen erst nach mehrstündigem Marsche wieder erreicht.

Früh um 7 Uhr treffen wir bei Bergères mit unserm Armeekorps [Kleist v. Nollendorf] zusammen, bei welchem sich Blücher befindet. Ich werde sogleich zu ihm gesendet mit Meldung und empfange von ihm die Tagesorder. In Folge derselben habe ich einen Trompeter ins Hauptquartier zu senden und finde bei dieser Gelegenheit meine bei Leipzig verlorene goldene Uhr wieder [siehe oben S. 254], deren Petschaft der Trompeter trägt.

Uns gegenüber steht Napoleon in Montmirail und Marschall Mortier in Château-Thierry, von welchen das York- und Sackensche Korps Tages zuvor mit Verlust zurückgedrängt worden ist bis über die Marne; was leider unserm Feldherrn, der York und Sacken gleichfalls noch auf dem linken Ufer der Marne glaubt, unbekannt ist und der nur das

[Februar 1814.]

Marmontsche Korps gegenüber zu haben glaubt. Er befiehlt daher „Vorwärts" zur Vereinigung mit York. Um 10 Uhr rückt das ganze — ungefähr nur noch 10 000 Mann starke — Kleistsche Armeekorps, in Verbindung mit dem Korps des russischen General v. Kapzewitsch, in Schlachtordnung vor. Es ist rechts abmarschiert, und unser Regiment hat beim Aufmarschieren den äußersten rechten Flügel. Die Eskadron Prittwitz wird zur Deckung einer Batterie kommandiert, und wir schmelzen also auf drei Eskadrons mit ermüdeten Pferden, und die Eskadron kaum 70 Pferde stark.

General Zieten [siehe oben zum 26. Oktober] führt die Avantgarde. Bei seiner Annäherung ziehen sich die Franzosen aus Etoges zurück gegen Montmirail hin. Die vorkommenden Gefechte beschränken sich meist auf Kanonaden und beschäftigen nur die Zietensche Brigade. Abends lagern wir bei Champaubert. Kleist fällt in das Wachtfeuer und wird vom Unteroffizier Vogt gerettet.

14. Mit dem frühesten in gestriger Marschordnung wieder vorwärts gegen Jonvilliers. Dort zeigt sich der Feind zuerst, in großer Stärke und zur Annahme der Schlacht bereit. Das starke Marmontsche Korps und zahlreiche, der unsern bei weitem überlegene Kavallerie unter Grouchy. Unser linker Flügel, das ostpreußische Kürassier-, das 7. schlesische Landwehrkavallerie- und das 1. schlesische Husarenregiment Oberst Blücher, greift an. Jonvilliers wird von den Preußen genommen. Jetzt rücken gewaltige Massen gegen unsern Flügel. Das schlesische Kürassier- und unser Regiment vor, ihnen entgegen. Auf uns — über 1000 Schritt entfernt von dem Kürassierregiment — rückt ein in seiner Ausdehnung unsern drei Eskadrons weit überreichendes Garde-Lanciers-Regiment an. Es bleibt keine Zeit, Order abzuwarten. „Fertig zum Angriff!" und drauf! Ihr erstes Glied begrüßt uns mit einer Karabinerladung. Diese hält aber nicht auf, und unter „Vive l'Empereur" und „Hurrah!" krachen die Lanzen ineinander. Die Bärenmützen machen kehrt, und wir werfen sie brillant. In dem Augenblick formiert sich ein in Kolonne uns umgehendes Chasseurs-Regiment en linie und kommt im Galopp heran, den Knäuel unseres Handgemenges umgebend. Wir sondern uns und suchen gestreckten Laufes zwei Eskadrons Kürassiere zu erreichen, die Graf Haake uns unter Major v. Kurssel [vgl. über ihn: Henrich Steffens, 'Was ich erlebte', Breslau 1843, 8, 5] zu Hülfe sendet. „Rendezvous!" tönt es aus dem ganzen Kreise der uns umjagenden Chasseurs und Lanciers. Aber wir bleiben fest geschlossen und hauen uns Bahn. In blinder Wut sticht ein Unteroffizier von Studnitz' Eskadron den Major v. Kurssel vom Pferde. Ein Tirailleurfeuer aus einem kleinen Busch kommt zu rechter Zeit den Franzosen in die Flanke. Sie machen kehrt und werden von den Kürassieren und uns noch eine Strecke gehetzt.

[Februar 1814.]

Unser Regiment erhält Beifall von allen Seiten. Unter den Verwundeten, die sogleich das Schlachtfeld verlassen müssen, befindet sich leider auch Major Kleist und Leutnant v. Kotzan. Ersterer ist bis auf den Knochen in den rechten Arm gehauen, letzterer durch die Hüfte gestochen. Unteroffizier Vogt ist unter den Toten. Oberst Grolmann weist unserm Regiment abermals den Flügelposten an. Die ganze Armee hat bereits, der großen Übermacht von Truppen, welche Napoleon entwickelt, weichend, Order zum Rückzuge erhalten. 6000—7000 Mann Kavallerie umgehen vor unsern Augen in einer Entfernung von etwa 3000 Schritt unsern Flügel. Unsere geringe Masse kann es nicht hindern. Wir sind aber fortwährend mit ihnen im Flankeurgefecht und dürfen sie nicht aus den Augen lassen. Wo Waldungen oder Wasser an die Chaussee grenzen, auf der sich die ganze Artillerie zurück gen Etoges zieht, muß unser dürftiges Häuflein jene umgehen und ist so oft zu Entfernungen von 1/4 Meile vom ganzen übrigen Korps getrennt und jener Masse feindlicher Reiterei bloßgegeben. Lästiger noch als der Schwarm der feindlichen Flankeurs ist uns der aufgeweichte, glitschige Kreideboden. Die Infanterie marschiert zu beiden Seiten der Chaussee in geschlossenen Vierecken. Auch auf dem andern Flügel umgehen große Reitermassen unser Korps, in dessen Rücken der Feind mit Artillerie und Infanterie folgt und Tod sendet. In dieser Ordnung geht es mit mäßigem Verlust bis Champaubert, wo der Wald von Etoges anfängt, durch den der Marsch nur in der einzigen Linie auf der Chaussee gemacht werden kann. Den Eingang zu diesem Walde finden wir von den feindlichen Kavalleriemassen besetzt. Graf Haake greift, der Übermacht von sieben Regimentern nicht achtend, mit den schlesischen Kürassieren und unserm Regiment mutig an. Das Husarenregiment Blücher wird uns in diesem Augenblick zu Hülfe gesendet, nimmt sich aber nicht sonderlich, wir werden geworfen. Ungeheurer Durcheinander. Vor mir stürzt ein Kürassier; mein Pferd überschlägt sich fast; ich erhalte durch eine Lanze einen Stoß in den Unterleib. So gelangen wir, Freund und Feind nebeneinander, bis an die Chaussee, wo ein Bataillonsfeuer die Franzosen zum Kehrt nötigt. Doch werden noch viele Leute und Pferde an den Kanonen niedergestochen und die Stränge der Zugpferde zerhauen. Unser Regiment sammelt sich zuerst wieder in geschlossene Reihen. Ich erbitte mir einige Freiwillige, um womöglich drei Kanonen zu retten, die in einiger Entfernung ganz verlassen stehen sollen. Wir finden sie, aber weder Pferd noch Sielen dabei, und wir müssen sie ihrem Schicksal überlassen.

Während bis zu völlig hereinbrechender Dunkelheit Major Schutter mit dem 7. Reserveregiment den im Rücken andrängenden Feind mit dem ausdauerndsten Mut bei Champaubert zurückhält und die Generale Gneisenau, Kleist, Kapzewitsch, Prinz August und Blücher in seinem Viereck hat, wird der Eingang zum Walde von Etoges nun von der

[Februar 1814.]

Artillerie und Infanterie forciert und gewonnen. In langer Marschkolonne dringt nun die ganze Armee in den Wald hinein, und als das Kommando an Graf Haake gelangt, daß eines seiner drei Kavallerieregimenter rechts, eines links neben der Chaussee reiten und eines auf derselben schließen soll, erbietet sich Studnitz, der unser Regiment führt, freiwillig zu dem ehrenvollen Posten des schließenden Regiments. Oft müssen wir kehrtmachen und die andrängenden Flankeurs der nachrückenden Feinde zurückwerfen. Nicht selten reiten deren in der tiefen Dunkelheit mitten unter uns. Endlich hören ihre Angriffe auf, und wir ziehen unbelästigt weiter bis Bergères. Blücher mit seinem ganzen Gefolge erscheint plötzlich mitten unter uns. Nach kurzer Rast bricht alles wieder auf, weiter nach Châlons zu; das schlesische Husarenregiment und das unsere aber müssen auf den Höhen vor Etoges auf Vorposten bleiben. Grause Nacht. Kälte; nichts als Weinstäbe, um dann und wann ein kurz dauerndes Feuer anzumachen. Die Truppen keine Verpflegung, die Pferde dürfen nur zugweise abgezäumt und auf Freßbeuteln gefuttert werden. Mein Lanzenstoß schmerzt und erschwert mir das Reiten. Es gibt aber keine Zeit, ihn zu untersuchen. Schlaf- und ruhelos wird die Nacht hingebracht.

15. Am folgenden Morgen ist kein Feind mehr sichtbar. Erst gegen Mittag erhalten wir Order, nach Châlons nachzurücken. Dort treffe ich Kleist und eine Menge verwundeter Kameraden wieder. Unser Regimentsarzt untersucht mich und findet die Sache greulich; die Därme treten heraus. Abscheuliche Manschereien unter seinen Händen und schlechte Bandagen. Unser Regiment hat einen Verlust von Toten und Vermißten von 70 Mann, wird aber im Parolebefehl Blüchers wegen besonders rühmlichen Benehmens belobt. Studnitz, Kotzan und ich werden zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen.

Die Infanterie des gesamten Armeekorps ist durch diesen Unglückstag auf 3002 Mann zusammengeschmolzen und muß ganz neu formiert werden.

So weit Heinkes Tagebuchbericht.

Am 18. Febr. geht der Rückzug des Yorkschen Korps durch Châlons, die Kleistsche Brigade muß sich ihm anschließen, die Verwundeten bleiben zurück. Am 22. verlassen auch sie Châlons, der fiebernde Major v. Kleist auf einem Wagen, Heinke trotz seiner Wunde zu Pferde. Bestimmungsort ist Nancy, wo man am 28. eintrifft. Angenehmer Aufenthalt in Nancy bei freundlichen Wirten. Begegnung (28. Febr. und 5. März) mit dem Maler Joseph Raabe, der als Ingenieur bei dem Korps des Prinzen Biron den Feldzug mitmacht; **Heinke** läßt sich von ihm für seine

[Juni 1814.]

Braut malen. Das Befinden Kleists, das sich anfangs täglich verschlechtert, bessert sich nur langsam. Schlimme Nachrichten kommen vom Heere; aus dem bedrohten Nancy bricht man 25. März nach Lunéville auf. Gesuch eines Genesungsurlaubs nach Darmstadt, wo Kleists Schwager, Medizinalrat Engel, lebt. Die Reise geht in Begleitung des Arztes über St. Dié, Fraize, Colmar, Markolsheim. Am 31. März auf der Fähre der Ruine Limburg gegenüber über den Rhein. Kenzingen, Offenburg, Bühl, Rastatt, Durlach. Am 7. April in Karlsruhe: Nachricht der Einnahme von Paris; am 10. (Ostersonntag) in Heidelberg: Nachricht der Gefangenschaft Napoleons. Am 14. April in Darmstadt. „Schlaraffentage": Geselligkeit, schöne Frauen, Ausflüge, Museen, Kirchenmusik, Theater. Zweimal in Frankfurt: 16.—18. April (16.: „Im 'Weidenhof' finde ich die Karte eines geschickten Wundarztes, der alle Bandagen der französischen Ärzte verwirft und dem ich meine gründliche Wiederherstellung verdanke"), dann wieder vom 27. April bis 3. Mai (Schlosser wird besucht; 30. April: „Die Zeitungen verkünden den Frieden"). 3. Juni: „Der nachgesuchte Urlaub langt an, i. e. dem Regiment auf dem Rückmarsch vorausgehen zu können". 6. Juni Abschied von Kleist und Darmstadt, am 7. Abschied von Frankfurt. Hanau, Gelnhausen, Saalmünster, Fulda, Hünfeld, Vacha, Eisenach (12. Juni). In Eisenach wird die Wartburg besucht; in dem Fremdenbuch der Wartburg sucht und findet Ottilie v. Pogwisch im Juli 1815 den Namen des Geliebten ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' ['Schriften der Goethe-Gesellschaft', Bd. 27] 1, 167 f.). Gotha (13. Juni).

Nun heißt es weiter in Heinkes Tagebuch:

[Juni.] **14.** Über Erfurt — Dom, Petersberg, Cyriaksburg — nach Weimar. Ankunft abends nach 8 Uhr. Bei Schopenhauers niemand zu Hause. Zu Osann und Helldorfs. Rest des Abends bei Schopenhauers. Überall herzlichster Empfang. Im Schloß war eben Feuer ausgebrochen, aber bald wieder überwältigt worden.

15. Früh mit Schopenhauer und Adele im Garten. Ottilie. Nachmittags mit ihnen, den beiden Milkaus und Bertuchs Partie nach Tiefurt. Durchgängig heiterer Tag. Lagerung auf der Höhe. Wanderung durch den Wald. Später Graf Edling und Schkopp.

16. Besuch beim Erbprinzen p. Frau v. Heygendorf p. Großer Durchmarsch von Kosaken und Baschkiren. Nach Tische

[Juni 1814.]

zu Goethe nach Berka. Wohltuend herzlicher Empfang mit Umarmung. Wolf und Knebel bei ihm. Genußreicher Nachmittag. Tee unterm Zelt. Promenade auf den Berg. Sitz auf dem Säulenkapitäl. Fräulein v. Werthern. Frohe Rückfahrt.

17. Gute Morgenstündlein am Klavier. Präsentation bei Hofe. Herzlicher Empfang von der trefflichen Großherzogin und der Großfürstin Marie. Prinzeß von Mecklenburg, die Tochter des Großherzogs von Weimar. Bleich und gut. Zur Tafel bei Hofe. Fürst Soltikoff. Müllers Ankunft. Empfang mit Tränen. Tee nach alter Weise. Ottilie und Gräfin Egloffstein. Unsere Porträts mit Lorbeer geziert. Guter Abend unter uns.

18. Besuch bei Bertuchs. Frühstündlein mit Müller. Bei Helldorfs zum Mittag. Eine gemütliche Tasse Tee bei Schopenhauers, wo Bertuchs. Dann zum Tee, Souper und Konzert bei der Großfürstin. Auszeichnung durch lange Gespräche mit der Großherzogin p. Nach Tische noch zur Großfürstin befohlen, die freundliche Worte an mich richtet. Fürst Gallitzin und General Tormasoff.

19. Mit Müller und Adele bei Pogwisch. „O ihr hohen Berge p.“ Ottilie mit zu uns. Herziges Stündlein mit Schilderungen aller Individuen des Wernerschen Hauses. Wieder bei Hofe zur Tafel. Überall stets die alte Güte gegen mich. Zwischen Major v. Schkopp und Oberst Hopffgarten. Vor Tafel zu Goethe, der mir sagen läßt, daß er nur für mich sprechbar und, mich noch einmal zu sehen, von Berka hereingekommen sei. Herrliche Stunden ganz solo mit ihm. Später Riemer und der Schweizer Meyer. Letztes Gespräch über Lebensgenuß und Verderben desselben durch Einseitigkeit. Väterlich wohlwollendes Addio! auf Nimmerwiedersehn! Abends zum Tee, Spiel und Abendbrot bei der Großherzogin. Ihre ausgezeichnete Güte am Spieltisch. Beklemmende Unterredung mit Luise Milkau, erwünscht beendigt durch einen abermaligen Befehl zur Großfürstin. Interimistikum bei Schopenhauers im Garten. Wandelung

[Juni 1814.]

mit den anmutigen Freundinnen. Vormundspflichten. Gesang im Saal. Wieder zurück in den Hofzirkel, und nach der Tafel Empfehlen zur Abreise. Höchst wohlwollende Entlassung von allen. Bei der Nachhausekunft noch Ottilie bei Schopenhauers. Geleitung durch die stille Stadt.

20. Addio! bei Pogwisch, Heygendorf, Riemer p. Bei Graf Marschall zu Mittag gespeist. Wunderbare alte Figur. Zum Tee bei dem neu angelangten preußischen Chargé d'affaires Herrn v. Mettingh. Familie Pogwisch dort. Abends bei Schopenhauers.

21. Wieder großer Russendurchzug. Die Fenster bei Egloffsteins. Nach Tische Addio dort und bei Schopenhauers. Addio alle!

Fort gen Jena, wo ich mich bei Frommanns und Major Knebel durch Goethe aufs beste empfohlen finde. Knebel empfängt mich mit: „Da ist er!" Minna Herzlieb. Geistreich herzlicher Abend bei Frommanns, wo ihre Schwestern, Gries, Herr v. Münchow, Knebel p. Sitz auf Steffens' Platz. Addio! Alles im Fluge.

Erläuterungen und Ergänzungen.

Was sich von Heinkes Tagebuch erhalten hat, liegt vor in zwei mäßig starken Oktavbänden, die in einfachen Pappumschlag von verschiedener Farbe eingebunden sind; sie umfassen die Zeit vom 1. Januar 1813 bis 14. Juli 1814. Schon die gleichmäßigen Züge lassen erkennen, daß wir eine nachträgliche Reinschrift vor uns haben, nicht die unmittelbar im Fluß der Ereignisse gemachten Aufzeichnungen. So hergestellt, konnte das Tagebuch in seiner endgültigen Fassung nicht frei von gelegentlichen kleinen Irrtümern bleiben: die hastigen Notizen, die wir vorausdenken müssen, werden dem späteren Redaktor nicht immer mit Sicherheit gesagt haben, welchem Tage dieser oder jener Vorfall zuzurechnen sei; sie werden, da sie schwerlich Abend für Abend mit pünktlicher Regelmäßigkeit zu Papier gebracht worden sind, von vornherein mit jener Ungenauigkeit behaftet gewesen sein, der auch das sorgfältigste Tagebuch nicht entgehen kann. Hin und wieder hat Heinke dann aber auch die gedrängte Urform seiner Erzählung aus der Erinnerung heraus zu beleben, zu erweitern gesucht: so erklären sich auffällige Vordeutungen

wie der Hinweis auf den Beginn eines „blühenden Lebens" in Weimar, die Überschrift: 'Weimarische Tage im Jahre 1813', die melancholische Schlußbetrachtung: „Addio! auf Nimmerwiedersehen" und anderes; solche gefühlsmäßige Aufschwellung hat dem ursprünglichen Tagebuch natürlich gefehlt. Wichtiger ist es, daß aus der Kenntnis der nachträglichen Entwicklung der Dinge heraus Züge und Zustände auf Personen und Verhältnisse übertragen werden, die für die erlebte Gegenwart noch keine Geltung hatten. So z. B. hat Heinke, bewußt oder unbewußt, den Präsidenten des Landespolizeikollegiums Karl Wilh. v. Fritsch schon zum Minister gemacht, den Prinzen Bernhard schon in holländischen Diensten sein lassen, dem herzoglichen Paare durchweg den Titel Großherzog und Großherzogin gegeben. Alle diese Mängel vermögen jedoch den Wert unseres Tagebuches in seiner Zuverlässigkeit nicht zu beeinträchtigen; seine Treue und Genauigkeit wird durch andere Berichte zu oft bestätigt, als daß die Fehler nicht geringfügig und gleichgültig erscheinen sollten.

Unser Abdruck hat die alte Rechtschreibung aufgegeben; falsch geschriebene Namen sind richtiggestellt.

Oktober. 24. Der preußische Generalmajor George Dubislav Ludwig v. Pirch (1763—1838) befehligte die 10. Brigade. Isserode: Dorf 1 Meile südwestlich von Weimar. — **26.** Hans Graf v. Zieten (1770 bis 1848), Generalmajor, 8. Dez. 1813 Generalleutnant. — **27.** Rittmeister v. Studnitz führte die 3. Eskadron des 8. Schlesischen Landwehr-Kavallerieregiments. — **28.** Stotternheim: Pfarrdorf, etwa 3 Meilen nordwestlich von Weimar. — **29.** Hauptmann v. Demming war in Weimar als Oberkriegskommissär stationiert; er wurde am 3. Nov. bei Hofe vorgestellt. Ulla: Dorf, 3/4 Meile westlich von Weimar. — **30.** Major v. Kleist wurde an diesem Tage bei Hofe vorgestellt und nahm an der Mittagtafel teil, bei der auch Goethe anwesend war. Der in G.s Tageb. (5, 81, 15) erwähnte Kleist ist jedoch nicht er, sondern der gleichfalls anwesende General Kleist von Nollendorf, der Kommandeur des mit der Belagerung Erfurts betrauten II. Armeekorps. Stegmann: siehe oben S. 253. Der Königl. Sächs. Kammerherr Karl Heinrich Anton v. Helldorf, Gutsbesitzer auf Schwerstedt, wohnte in Weimar in G.s nächster Nachbarschaft. 'Camilla': dreiaktige Oper des Italieners Ferdinando Paer.

November. Während seiner Studienzeit in Halle wird H. das benachbarte Bad Lauchstädt nach Weise der Hallischen Studenten oft besucht haben. Christiane war in allen drei Jahren in Lauchstädt: 21. Juni bis 25. Juli 1802, etwa 12. Juni bis 25. Juli 1803, etwa 11. Juli bis 3. Sept. 1804; H. hat ihre Bekanntschaft wahrscheinlich 1803 gemacht. Christiane am 26. Juni an Goethe (Gräf, 'Goethes Briefwechsel mit seiner Frau' 1, 394): „Wir speisten [am 26.] im Salon, alsdann war ein sehr artiger Ball, wo ich einen rechten artigen Menschen aus Breslau habe kennen

lernen, so ein Äuglichen [„Äugelchen" = Courmacher] von der ganz jungen Art. Aber er spricht sehr gut und unterhält mich . . . sehr gut". Von dem „schwarzköpfichten Breslauerschen" (Gräf S. 399), von dem „Schwarzköpfchen" (Gräf S. 402) ist in der Folgezeit dann viel die Rede. 8. Juli: „Wir gingen zusammen spazieren, es ist ein sehr artiger junger Mann" (Gräf S. 411); 11. Juli: „Mein Breslauer Äuglichen hat sich so stattlich herausgeputzt, daß es sehr gut aussieht, und tanzen tut es auch sehr gut" (Gräf S. 415). Am 12. ist H. bei Christiane zu Tische (Gräf S. 417); bei einem Besuche Christianens in Halle (15. Juli) stellt er sich abends im Gasthof ein. Im August macht dann H. einen Besuch in Weimar. Christiane weilte damals in Jena; Goethe berichtet ihr 20. Aug.: „. . . vermelde ich Dir, daß gestern das Schwarzköpfchen hier gewesen ist und sich eine ganze Hand voll Haare ausgerissen hat, als er Dich nicht fand." Es bestätigt sich also Heinkes Mitteilung an Guhrauer (siehe unten zum 6. Nov.), daß seine „Verbindung mit Goethe und dem Goethischen Hause mehre Jahre vor der Epoche von 1813" begonnen habe.

1. Goethes lakonisches Tageb. schweigt von H.s Besuch. Den russischen Orden der heiligen Anna hatte Goethe 1808 bei Gelegenheit des Erfurter Fürstenkongresses erhalten; er trug ihn nun an Stelle der sonst mit Vorliebe getragenen, gleichfalls 1808 erhaltenen Ehrenlegion ('Wilh. und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen' 4, 155f.). „Die beiden Klingsberge": von Kotzebue. Karoline Ulrich, seit 1806 Gesellschafterin Christianens, wohnte seit Nov. 1809 im Goethischen Hause; sie wurde 8. Nov. 1814 Riemers Gattin. Lottina: H.s Braut Charlotte Werner. — **2.** Die Großfürstin Maria Paulowna, Gemahlin des Erbprinzen, war gar nicht in Weimar: sie war am 7. April nach Teplitz abgereist und kehrte erst 8. Nov. aus Prag zurück. Studnitz: siehe oben S. 281; Malachowski: vermutlich der spätere Generalleutnant Karl v. M. (1783—1844). — **3.** Major v. Vassimont schied schon 25. Nov. aus seinem Amte aus. Mozarts 'Don Juan' zum ersten Male in italienischer Sprache am 4. Sept. 1813. Don Juan: Stromeyer; Donna Anna: Karoline Jagemann (v. Heygendorf); Donna Elvira: Ernestine Engels. — **4.** Goethes Tageb.: „Heinke und [Leutnant Eduard] Hufeland". Einen Sänger Engels gab es nicht; H. meint die Sängerin Ernestine Engels, die, seit 28. August 1805 am Weimarer Theater tätig, zu dem engeren Kreise Christianens gehörte ('Jahrb. der Sammlung Kippenberg' 1, 65ff.). Die Flaschen mußten als „unstellbar" an Christianens Tisch in dauernder Bewegung bleiben. — **5.** Keine Erwähnung H.s in G.s Tageb. Im Theater das fünfaktige Lustspiel von Jünger: 'Er mischt sich in alles'. — **6.** Nichts von dem Vorfall in G.s Tageb. Nach vielen Jahren hat G. E. Guhrauer die Geschichte von H. selbst ausführlich erzählen hören und sie im 2. Bande des 'Briefwechsels zwischen Goethe und Knebel', 1851, S. 102 Anm. mitgeteilt. — **7.** Keine Erwähnung H.s in G.s Tageb. — **8.** Hufeland:

siehe oben S. 253. — **9.** Die Cour bei der am 8. zurückgekehrten Erbprinzessin fand am Vormittag um 11 Uhr statt. Keine Erwähnung H.s in G.s Tageb. Die Wolff: die Schauspielerin Amalie W., geb. Malcolmi, seit 1805 in Weimar, mit ihrem Gatten Pius Alex. W. ein besonderer Liebling G.s. — **10.** König Friedrich Wilhelm III. traf mit seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, nachmittags 3 Uhr in Weimar ein und setzte nach dreiviertelstündigem Besuch im Schloß die Reise zur Armee fort. 'Die Braut vom Rock des Königs' oder 'Die Vertrauten', Lustspiel von Müllner, und Goethes 'Geschwister' waren schon am 8. gegeben worden; am 10. war Mozarts 'Entführung aus dem Serail'. Friedrich Lortzing, der Oheim des Komponisten Albert L., Sänger und Maler, war seit 4. Sept. 1805, seine Frau Beate, geb. Elsermann, seit 23. Okt. 1809 in Weimar tätig. Die Herzogin von Oldenburg, Großfürstin Katharina Paulowna, eine Schwester der Erbprinzessin Maria Paulowna, war am 9. in Weimar eingetroffen; sie blieb bis zum 18. — **11.** Müller: Georg Friedr. M., seit 6. Jan. 1813 Regierungsrat, seit 24. Juni 1813 Geh. Archivar beim Staatsarchiv, nach Adoption durch einen Onkel (April 1815) unter dem Namen v. Gerstenbergk, Schriftsteller, Hausgenosse und vertrauter Freund der Frau Schopenh., die ihn gerne mit ihrer Tochter Adele verheiratet hätte. Frau Juliane Henriette Löhr, geb. Bause, Witwe eines Leipziger Bankherrn, war mit ihrer Tochter Henriette vor den Franzosen nach Weimar gewichen. In Henriettens Stammbuch hat sich G. am 28. Dez. 1813 eingezeichnet (Biedermann, 'Goethe und Leipzig' 2, 291). **12.** Rittmeister Ferdinand Graf Stolberg führte die 1. Eskadron des 8. Schles. Landw.-Kavallerieregiments; er wurde am 15. Nov. bei Hofe vorgestellt. Karl Wilh. v. Buchwald, Kammerherr, war seit 19. Mai 1811 Assessor beim Landschaftskollegium; er wurde 1817 Geh. Kriegsrat. — **13.** 'Graf Essex', Trauerspiel von Dyk, gefolgt von einem Goethischen 'Epilog' (Werke 13 I, 177 ff.), den Amalie Wolff in der Rolle der Königin Elisabeth sprach (siehe unten 3. Dez.). In G.s Tageb. keine Erwähnung H.s. — **14.** Die Sonntagunterhaltungen in G.s Hause hatten schon am 7. begonnen. Die Zeichnungen des Peter Cornelius zu den 'Nibelungen' und Zeichnungen Friedrich Overbecks, „stupende Dinge" (G. an Boisserée, 14. Febr. 1814), waren am 19. Sept. 1813 bei G. angekommen. G.s Tageb.: „Leers [d. i. Löhrs, siehe oben], [Frau] Schopenhauer, Graf Brühl [siehe zum 26. Dez.], Heinke". Friedr. Hildebr. v. Einsiedel (nicht Graf), seit 7. Dez. 1802 Geheimer Rat und Oberhofmeister in der Hofhaltung der Herzogin Mutter Anna Amalia, hatte nach dem Tode Anna Amalias (10. April 1807) das gleiche Amt bei der Hofhaltung der Herzogin Luise übernommen. Henriette v. Pogwisch, die Mutter Ottiliens, hatte zum ersten Male am 6. Aug. 1811 Dienst als Hofdame der Herzogin Luise getan. Gräfin Friederike Karoline v. Beust, geb. v. Reitzenstein, war seit 10. Februar 1805 Hofdame der Erbprinzessin Maria Paulowna; sie schied 26. Okt. 1815 aus ihrem Amte. Am 8. Nov.

war sie mit Maria Paulowna von Teplitz zurückgekehrt. Gräfin Constanze v. Fritsch, eine Base des späteren weimarischen Ministers Frhrn. Karl Wilh. v. Fritsch, war seit 28. Sept. 1806 Hofdame der Erbprinzessin; sie war seit 10. Nov. wieder in Weimar. H.s Abendbesuch in G.s Tageb. nicht erwähnt. — **15.** 'Das Leben ein Traum' von Calderon, bearbeitet von Riemer. — **16.** 'Die Schweizerfamilie', Oper von Weigl. Keine Erwähnung H.s in G.s Tageb. — **17.** 'Minna von Barnhelm' erst am 20. Nov.; am 17. war Kotzebues Lustspiel 'Das Intermezzo'. G.s Tageb.: „Abends Adjutant Heinke". — **18.** Frau v. Heygendorf, die berühmte Sängerin und Schauspielerin, der Stern der Weimarer Bühne, die Geliebte Karl Augusts. Heinrich Stromeyer seit März 1806 am Weimarer Theater, Günstling der Frau v. Heygendorf, seit 20. April 1824 Oberdirektor des Hoftheaters. — **19.** Adele beginnt für Eduard Hufeland zu fühlen: sie schreibt am 7. Mai 1815 an Ottilie: „Nun weiß ich doch, warum ich dich immer so geliebt habe, mein Edechen" ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 77); sie liebt Heinke im Freunde Heinkes. August v. Goethes Werbung um Ottilie hatte in der ersten Hälfte des Jahres 1813 begonnen; sie führte nach mancherlei Wechselfällen zur Verlobung am 31. Dez. 1816 (siehe unten S. 300). — **20.** Das Fourierbuch verzeichnet als Teilnehmer der herzogl. Tafel: „Herr Major v. Kleist und Adjutant". Im Theater 'Minna v. Barnhelm'. — **21.** Sonntag und daher bei G. Morgenunterhaltung. Fourierbuch: „Herr Major v. Kleist nebst Adjutant". Abends: „War Tee und Spiel" am Hofe. Die Großfürstin Maria Paulowna war am 19. schon nach Frankfurt abgereist. — **22.** Württemberg: vielleicht Prinz Paul v. Württemberg. 'Der Wirrwarr', Posse von Kotzebue; 'Die Schatzgräber', Oper von Méhul. H.s Besuch in G.s Tageb. nicht verzeichnet. Die „fremden Offiziers" verzeichnet G.s Tageb. und nennt ihre Namen zum 23.: Leutn. v. Arnim und Brandt. — **23.** Fourierbuch: „Herr Major v. Kleist nebst Adjutant". G.s Tageb.: „Probe der Musik für den Donnerstag"; H. wird nicht erwähnt. — **25.** Besuch der Treibhäuser mit H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. — **26.** G.s Tageb.: „Medizinalrat Kieser. Derselbe und Heinke zu Tische". — **27.** 'Titus', Oper von Mozart. — **28.** G.s Tageb. erwähnt H. weder bei der Morgenveranstaltung noch zum Abend. 'Generalbeichte': „Lasset heut im edeln Kreis" (Werke 1, 126). Fourierbuch: „Herr Major v. Kleist und Adjutant". Gesang zur Guitarre: jedenfalls von Heinke selbst. — **29.** 'Die Radikalkur', Lustspiel der Frau v. Weissenthurn; 'Die Ehemänner als Junggesellen', Lustspiel von Castelli. —

Dezember. 1. G.s Tageb.: „Heinke zu Tisch". Lazzaronis: G. begann eben damals mit der Arbeit an der 'Italienischen Reise'. „Hier ist noch keine Not": unter der Überschrift 'Soldatentrost" gedruckt 1815 in der Abteilung 'Epigrammatisch' im 2. Band der 2. Cottaischen Gesamtausgabe (Werke 2, 271). — **2.** Müller: siehe zum 11. Nov. H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. — **3.** G.s Tageb.: „Bei Mad. Schopenhauer. La Motte Fouqué. Heinke". Fouqué, damals Offizier der freiwilligen

reitenden Jäger, infolge der Kriegsbeschwerden erkrankt, war um seinen Abschied eingekommen und befand sich, vorläufig beurlaubt, auf der Reise in die Heimat; er schildert den Abend bei Frau Schopenh. in seiner Schrift: 'Goethe und Einer seiner Bewundrer', 1840, S. 25ff. Epilog zum 'Essex': siehe zum 13. Nov. — **4.** 'Rochus Pumpernickel', musikalisches Quodlibet in 3 Akten von dem Wiener Hofoperndirektor Ferd. Stegmayer. Ulrike: Ottiliens jüngere Schwester. Sophie v. Baumbach: seit 1809 Hoffräulein der Herzogin Luise; sie heiratete März 1823 den (portugiesischen) Oberst Wilh. Ludw. v. Eschwege. — **5.** Albert Cajetan Graf v. Edling, königl. sächs. Kammerherr, wurde 21. Dez. 1813 zum Obermarschall ernannt und in die Hoftheaterkommission berufen. Er wurde 1815 Wirkl. Geheimer Rat und Staatsminister, verließ aber Weimar Jan. 1818. Er war Vormund Ottiliens und ihrer Schwester (siehe zum 19. Juni 1814). Prinz Bernhard: Karl Augusts 2. Sohn. Er hatte, von Graf Edling begleitet, eben eine längere Reise nach Italien und Paris gemacht. In niederländische Dienste trat er erst im Februar 1815. Fourierbuch: „Herr Major v. Kleist nebst Adjutant". Gräfin Ottilie Henckel v. Donnersmarck war Oberhofmeisterin nicht der Herzogin, sondern der Erbprinzessin. Abends war bei Hofe „Tee und Spiel". Die Schwester des Landespolizeipräsidenten, späteren Ministers Karl Wilh. v. Fritsch (siehe zum 26. Dez.), Luise, war seit 18. Juli 1792 Gattin des Landkammerrats Heinr. Ludw. Wilh. Frhrrn. v. Riebecker auf Beucha; ihre mütterlich herzliche Teilnahme an H. geht aus ihren gefühlvollen Briefen an H. hervor (auf der Weimarer Landesbibliothek). Sie war eingeweiht in Ottiliens Liebe zu H. (siehe unten S. 300). Ihre beiden Töchter hießen Henriette (spätere Frau v. Egloffstein) und Karoline. Baschkirenfürst: siehe zum 24. Dez. — **6.** 'Die Unglücklichen', Lustspiel von Kotzebue. — **7.** Friedrich Rochlitz, Schriftsteller und Musikkritiker in Leipzig, Gründer und Leiter der 'Allgemeinen Musikalischen Zeitung', mit Goethe in freundschaftlichem Briefwechsel, war mit seiner Familie 5.—21. Dez. in Weimar. — **8.** Schon 1803 hatte G. begonnen, seinen 'Götz von Berlichingen' für das Theater zu bearbeiten; eine Aufführung dieser Bühnenfassung erfolgte am 22. Sept. 1804 an einem Abend, dann, auf zwei Abende verteilt, am 29. Sept. (Akt I—III) und 13. Okt. (Akt III—V). Eine zweite Bearbeitung für einen Abend wurde mehrfach in den Jahren 1804—1807 aufgeführt. Eine dritte Bearbeitung kehrte zur Zweiteilung zurück: am 23. Dez. 1809 'Adalbert von Weislingen. Götzens erster Teil' in 4 Aufzügen, Akt I und II umfassend, am 26. Dez. 1809 'Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand' in 5 Aufzügen, Akt III—V umfassend. In dieser Zweiteilung wiederholt am 8. Dez. 1813 und 11. Dez. H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. — **10.** H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. — **11.** 'Götz von Berlichingen': siehe zum 8. Dez. Kleist: der Führer des II. preuß. Armeekorps Kleist von Nollendorf, mit der Belagerung Erfurts beauftragt; der Oberst Karl Wilh. Georg v. Grolmann,

später kommandierender General, war Chef des Generalstabes des Kleistschen Armeekorps. — **12.** Müller siehe zum 11. Nov.; die Eröffnungen bezogen sich vermutlich auf die Familienverhältnisse der Familie Schopenh. (Arthur war damals auch zu Hause) und auf Müllers widerspruchsvolle Beziehungen zu den Damen. Fourierbuch: wie üblich. In Frankfurt war das Große Hauptquartier; am 19. Nov. war Maria Paulowna, am 24. Karl August dorthin abgegangen. Leutn. Stegmann brachte wohl Nachrichten von ihnen: er wurde am 13. Dez. bei Hofe vorgestellt. — **13.** 'Die drei Gefangenen', Lustspiel von P. A. Wolff. Dasselbe vis-à-vis: d. h. Ottilie, nach der zum 4. Dez. erwähnten Platzverteilung. — **14.** Graf Nostiz: vermutlich Graf Karl v. Nostiz, Christianens flotter Tänzer Juni und Juli 1803 in Lauchstädt, 1806 Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand und Zeuge seines Heldentodes bei Saalfeld (vgl. Wahl, 'Der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand', Weimar 1916), zuletzt russischer Generalleutnant. Magnis: ein Graf Anton Magnis, der später als Schwiegersohn des Ministers Graf Stadion auf Eggersdorf in der Grafschaft Glatz gelebt hat. — **15.** H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. — **16.** O. P.: Ottilie Pogwisch. Frau v. Egloffstein: vermutlich Karoline, die Gattin des Weimarer Hofmarschalls Gottlob v. Egloffstein (siehe zum 26. Dez.). Buchwalds: siehe zum 12. Nov. Wolffskeel: Frhrr. Joh. Ferd. Albrecht Wolffskeel von Reichenberg, Kommandeur des 2. weimarischen Linienbataillons. — **17.** H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. Moltes: Karl M., von Goethe Moltke genannt, Schauspieler und Tenorist, war am 22. April 1809 zum ersten Male in Weimar aufgetreten; seit 29. Juli 1815 Kammersänger; einer der Hauptkräfte bei Goethes Sonntagsveranstaltungen. G.s Tageb. sagt ausdrücklich: „Abends allein". — **18.** Im Theater Schillers 'Räuber'. — **19.** H. in G.s Tageb. nicht erwähnt; auch zum Abend nicht. Fourierbuch: „Herr Major v. Kleist mit 2 Adjutanten", nämlich Heinke und Stegmann. Wolffs: das Schauspielerpaar Pius Alexander und Amalie W. — **20.** 'Die Korsen': Lustspiel von Kotzebue. — **21.** Prinz August v. Preußen, jüngerer Bruder des Prinzen Louis Ferdinand, seit 16. Aug. 1813 Generalleutnant und Führer einer Brigade im II. Armeekorps (Kleist von Nollendorf), während der Monate Oktober bis Dez. 1813 mehrfach von Erfurt her in Weimar. — **22.** Hufeland verließ das Regiment am 17. Jan. 1814 (siehe S. 271). 'Die unglückliche Ehe aus Delikatesse', Lustspiel von Schröder. — **24.** Fourierbuch: wie zum 19. Dez. Die Großfürstin Maria Paulowna war am 16. Dez. von Frankfurt zurückgekommen, am 18. Karl August. Maria Paulowna war Ordensdame nicht des Alexander Newskij-Ordens, sondern des St. Katharinen-Ordens und des Ordens des Heil. Johannes von Jerusalem. Über die Baschkiren, die im russischen Heere nach Weimar gekommen waren, berichtet Johannes Falk in seinem 'Kriegsbüchlein' (Neudruck, Insel-Verlag 1911), S. 57ff. G. erwähnt ihrer im Briefe an Friedr. Wilh. Heinr. v. Trebra vom 5.—7. Jan. 1814

und an Boisserée vom 14. Februar. Den intelligenten Baschkirenknaben, der in Weimar die Schule besuchte, dessen auch Falk gedenkt, hat G. sogar am 22. März 1814 als Tischgast gehabt. Aus dieser Zeit stammt Riemers empfindsames Gedicht: 'In das Stammbuch eines Baschkiren. 1814' ('Gedichte', Jena 1826, 1, 278). Walter Vulpius erzählt von einer Leidenschaft, die der Baschkirenführer (siehe 5. Dez.) für ein Weimarer Mädchen, die vierzehnjährige Marianne Rudolph, gefaßt hatte ('Jahrb. der G.-G.' 5 [1918], S. 13f.). Ebenda: der Baschkirenfürst habe drei Pfeile in den Turmknopf des Schloßturmes geschossen, die dort jahrzehntelang gesteckt hätten. Den Baschkirenbogen, den G. geschenkt erhielt, hat er noch am 1. Mai 1825 dem Freunde Eckermann gezeigt. Frhrr. Joh. Aug. Ludw. v. Linker war 1808 Hauptmann, am 27. März 1813 Major geworden. — **25.** H. und Stegmann wurden auf je einer Tasse porträtiert. Adele an Ottilie ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 52): „Heinkes Tasse und Stegmanns sind angekommen; Stegmann ist getroffen, aber Heinkens Geist fehlt ganz. Wer kann aber auch —". Die Tassen nahm Hufeland bei seinem Besuch in Weimar im Februar 1814 (siehe unten S. 292) mit (Frau Schopenh. an H. 1. März 1814, siehe unten S. 292). Frau Schopenh.: „Ihre beiden Konterfeis [zwei Skizzen zu Heinkes Tasse?] haben wir noch und erwarten jetzt Order, wo wir sie hinschicken sollen, Hufeland wußte nicht wohin damit, und wir behielten sie gern, denn eine große Ähnlichkeit kann man ihnen nicht absprechen, so häßlich karrikiert sie übrigens sind." Das eine dieser Konterfeis ist sicherlich die Bleistiftzeichnung, die in Ottiliens Besitz gekommen ist (reproduziert: 'Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 84), das andere hat Adele für sich behalten (Houben, 'Tagebuch einer Einsamen', Leipzig 1921, S. XV, reproduziert daselbst bei S. 48). Ottilie ließ ihr Exemplar von Adele in eine Brieftasche befestigen: „. . . ich wiederhole es Dir noch einmal, Adele, nie würde ich mich entschließen können, mit irgendeinem Manne in ein Verhältnis zu treten, welches die Auslieferung der Brieftasche, die mein Alles enthält, mir zur ersten Pflicht auferlegt" ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 84. 85). Die Brieftasche, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, enthält H.s Bild, Patronen, den Rest eines Handschuhs (vgl. 'Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 71) und ein Gedicht von H.s Hand (ebenda S. 401). G.s Tageb.: „Mittag Wolffs, Heinke.", vgl. dazu zum 19. Dez. Einen Abendbesuch erwähnt G. nicht. 'Faniska', Oper von Cherubini, wurde erst am 26. Dez. gegeben. Den Brief an Luise v. Harstall ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 5. 23) hat H. nicht abgeben können: der Weitermarsch ging nicht über Eisenach (siehe oben S. 271). — **26.** Karl August war am 21. nach Dresden gereist und kam erst am 29. zurück. Das Fourierbuch der erbprinzlichen Hofhaltung setzt die Abschiedsaudienz des Majors v. Kleist und H.s bei dem Erbprinzen auf den 27. Dez. Karl Wilh. v. Fritsch wurde Staatsminister erst 1. Dez. 1816; damals war er (seit 18. März 1807) Präsident des Landespolizeikollegiums (sein Vater Jakob Friedr., der 13. Jan. 1814 gestorben ist, ist

kaum gemeint). Aug. Dietr. Graf v. Marschall war Erbmarschall in Thüringen (vgl. 'Jahrb. d. G.-G.' 11, 320. 322). Friedrich v. Müller, der spätere Kanzler, war seit 18. März 1807 Geh. Regierungsrat und seit 20. Dez. 1813 Mitglied des Landespolizeikollegiums. Einsiedel: siehe zum 14. Nov. Friedr. Karl Christian v. Poseck, seit 25. Aug. 1811 Kammerherr. Friedr. Wilh. v. Bielke war als kgl. dänischer Kammerjunker und Hauptmann durch Dekret vom 4. April 1809 zum Kammerherrn am erbprinzl. Hofe ernannt worden; er wurde 1817 Hofmarschall. Gottlob Frhr. v. Egloffstein war seit 7. Dez. 1802 Hofmarschall (siehe zum 16. Dez.). Legationsrat Friedr. Justin Bertuch, der betriebsame Besitzer des 'Landes-Industrie-Comptoirs'. Sein Sohn Karl war fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischer Landkammerrat; er starb schon 5. Okt. 1815. Die Gattin des Gothaer Oberbergrats Adolph v. Dankelmann, Marianne, war eine Schwester der Karoline Jagemann. Graf Karl v. Brühl, nach Ifflands Tod Generalintendant der königl. Theater in Berlin, damals im Hauptquartier unter dem Staatskanzler Hardenberg tätig, war Anfang Nov. auf dem Wege nach Frankfurt in Weimar eingetroffen (Vorstellung am Hofe 5. Nov.), siehe zum 14. Nov.; er war schon am 25. Nov. abgereist!
27. Eine Schilderung dieses Abschiedsabends gibt H. in einem Briefe an Ottilie vom 10.—14. Febr. 1856 (siehe unten S. 304):

Ihr Brief, den Sie in der Silvesternacht 1854 an mich schrieben, erinnerte mich an einen schönen Abend, den wir im Schopenhauerschen Hause verlebten und von welchem ich Sie in mondheller Nacht nach Ihrer Wohnung geleitete. Mit unsäglicher Freude vergegenwärtigte ich mir diese Geleitung und jedes kleine Zeichen des Wohlwollens, welches Sie mir dabei zukommen ließen. Erlauben Sie mir, daß ich Sie an einen andern mir lieben Abend erinnere. Ich hatte die Kapitulation von Erfurt an unsern Prinzen August überbracht, der damals in Weimar war, und als Gegengeschenk teilte er mir den Befehl [mit], daß unser Regiment wieder zusammengezogen werden und der Armee über den Rhein folgen sollte. Der Ausmarsch war auf den 28. Dezember festgestellt. Zum 27. hatte Ihre Mama Hufeland, Stegmann und mich noch einmal zum Tee und Abendbrot eingeladen. Es war uns allen dreien sehr wehmütig ums Herz. Sie und Ihre Schwester und Adele Schopenhauer und andere junge Damen Ihres Kreises saßen in Ihrem Zimmer, und ich hatte meinen Platz auf dem Teppich vor dem Sofa zu Ihren Füßen. Wir versuchten es, durch Gesang in eine heitere Stimmung zu kommen; aber es kamen nur Scheidelieder zutage. Ihre Mama war gütig und großherzig genug, die Jugend ihrer Stimmung zu überlassen und die älteren Herrschaften in einem benachbarten Zimmer zu unterhalten. Endlich mußte geschieden sein; als wir aber schon die halbe Treppe hinab waren, wurde uns die Freude, noch einmal die lieben Hände küssen und den uns freundlich gesinnten Herzen ein nochmaliges, vermeintlich letztes Lebewohl

sagen zu können. Aber es war noch nicht das letzte. Wir fanden es der Ritterlichkeit gemäß, die gütigen Freundinnen nicht ohne Geleitung wieder die Treppe hinaufgehen zu lassen, und oben wurde der ganze für uns schmerzliche Abschied noch einmal, diesmal aber wirklich zum allerletztenmal wiederholt. Nur aus der Ferne war uns noch einer vergönnt, als am folgenden Tage das Regiment durch die Stadt zog. Aus den Fenstern schaute manch liebes Angesicht auf uns herab, und weiße Tücher winkten Addio. Auch das mir liebste Angesicht vermißte ich nicht, und ich glaubte zu sehen, wie Ihr weißes Taschentuch, nachdem es seine Telegraphendienste verrichtet hatte, an zwei liebe, schöne Augen geführt wurde, um dort andere Dienste zu verrichten. War es nicht so, so bitte ich: klären Sie mich nicht über meinen Irrtum auf! ich will ihn als schönen Traum behalten. Hätten nicht die Trompeten ihre lustigen Weisen geblasen, wer weiß, ob ich mir nicht auch eingebildet hätte, noch ein freundliches Lebewohl gehört zu haben.

Tirol: am Tiroler Feldzuge 1809 hatte das herzoglich sächs. Kontingent, dabei das weimarische Jägerbataillon teilgenommen.

Im 'Weimarischen Wochenblatt' Nr. 101 vom 31. Dezember 1813 veröffentlichten die scheidenden Offiziere folgenden Dank:

Abschied. Dem fernern Wohlwollen der guten Stadt Weimar empfiehlt sich bei seinem Abgange von hier der unterzeichnete Kommandant nebst seinen Offiziers. Sie werden der freundlichen Aufnahme, die sie für sich wie für alle ihre Landsleute hieselbst gefunden, unter keinen Verhältnissen des Lebens vergessen. — Mögen die segensreichen Folgen des zu erkämpfenden Friedens sich vor allen auch über diese Stadt verbreiten, welche dann freundlich annehmen möge, daß auch die dankbare Erinnerung der hier gewesenen preußischen Krieger ihren kleinen Teil daran habe.

Weimar, den 27. Dezember 1813.

Kleist,
Königl. Preuß. Major, Chef des 8. Schlesischen Landwehr-Kavallerieregiments und bisheriger Kommandant allhier.

28. H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. Der Marsch geht nach Norden über den Ettersberg in der Richtung des Kyffhäusers. **30.** Schloß Beichlingen im Kreis Eckartsberga, Prov. Sachsen, schon 1014 erwähnt, im 14. und 16. Jhrhdrt. stark umgebaut, befand sich seit 1519 im Besitz der Grafen v. Werthern. Der letzte Besitzer, Graf Jakob Friedemann v. W., hatte auf Neunheiligen gewohnt, er war 1806 gestorben, seine Gattin Joh. Luise, geb. v. Stein, am 8. März 1811. — **31.** H. in G.s Tageb. nicht erwähnt. Der Weissagungsspielereien wird noch oft gedacht: für H. war das Eiserne Kreuz prophezeit worden, siehe S. 291. 293.

1814. In den ersten Stunden des 1. Januar 1814 schreibt H. an seine Braut Charlotte Werner (der Brief ist im Besitze des Geh. Oberregierungsrates Heinke in Innsbruck):

Nr. 16. Weimar, den 1. Januar 1814.
Nachts 2 Uhr.

Glückauf zum neuen Jahr!!! Das rufe ich aus vollem Herzen und von ganzer Seele und mit aller Liebe, die Gott in meine Brust gelegt hat, meiner guten, schönen, liebreichen, herrlichen Lottina zu. Daß ich es Ihnen aus Weimar zurufen würde, dachte ich nicht, als ich meinen letzten Brief schloß, den ich gestern Abend noch selbst auf der hiesigen Post abgeben konnte. Aber der Zufall wollte es so; ich hatte versprochen, wenn es sich tun ließe, Weimar noch einmal zu besuchen, aber ich glaubte selbst nicht an die Tunlichkeit; da es aber wegen mehrerer Regimentsangelegenheiten der Major [v. Kleist] selbst wünschte, daß ich vor unserm weitern Marsch noch einmal hinreiste, so machte ich mich gestern [31. Dez.] um 12 Uhr auf den Marsch und traf abends um 6 Uhr hier ein. Mein erstes war ein Besuch bei Goethe, aber ich war übel getäuscht, ich konnte ihn nicht sprechen, weil er bettlägrig krank war, und ich mußte dafür eine halbe Stunde mit seiner unliebenswürdigen Dulcinea vorlieb nehmen. Wohl glaube ich Ihnen, liebe Lottina, daß Sie über jede wiederholte Versicherung ihrer Unliebenswürdigkeit lachen müssen; ich muß es noch mehr bei jedem neuen Beweise derselben, und nicht ohne Scham und Widerwillen kann ich an die Zeit zurückdenken, wo ich eitel genug war, mir etwas darauf einzubilden, daß diese Magdnatur (diesen Namen hat ihr Wieland gegeben) mich vor andern auszeichnete. Auch war ich so unglücklich, schon seit lange ihre Gunst zu verlieren, weil es mir oft gemütlicher war, zu Hause zu bleiben, als ihren Einladungen zu folgen, und weil ich mich unterstand, den Umgang und die Unterhaltung mit ihrem Mann und mit andern trefflichen Leuten des Ortes ihren Whistpartien vorzuziehn. Die schuldige Höflichkeit meinerseits und die heilige Scheu vor ihrem Manne ihrerseits sind es allein, die uns noch bisweilen zu einer kläglichen Unterhaltung bringen; im Herzen aber ist sie erzürnt und ergrimmt auf die Verstocktheit des meinigen, was sich nicht schämt, bessere neue Bekanntschaften der älteren schlechtern vorzuziehn.

Ich ging bald zurück zum Regierungsrat Müller, einem braven, gescheuten, im ganzen Sinne des Wortes deutschen Manne, bei dem ich abgestiegen war und mit dem ich den Abend in der Schopenhauerschen Familie zubrachte. Wo mochten Sie sein, Lottina? Wer mochte denn diesmal unsere Stellen besetzen, Karls und Wilhelms und Ferdinands und die meinige? mit wem mögen Sie vor zwei Stunden angestoßen haben auf das Glück des neuen Jahres? Ach, wohl hundertmal mußte ich unserer gewohnten Weise gedenken; sie war so schön, und es war alles immer so beisammen, was zusammen gehörte. Wie war diesmal alles so ganz anders! Ich konnte den ganzen Abend es nicht zur eigentlichen Heiter-

keit bringen und mußte, so oft ich das Glas ergriff, immer sehnend dahin denken, wo sonst in dieser Stunde mein Platz war. Unser Kreis war sehr klein; er bestand aus der Hofrätin Schopenhauer, die Sie schon aus meinen frühern Briefen kennen, aus dem Regierungsrat Müller, von dem ich Ihnen nächstens einige Verse mitteilen will, damit Sie auch seinen Wert kennen lernen, aus Adele Schopenhauer, von der ich Ihnen, außer dem, was ich Ihnen schon früher über sie sagte, zur deutlichern Vorstellung nur noch hinzufügen will, daß sie in gewissen Dingen mir ganz jene Mamsell — ich weiß immer nicht, hieß sie Kahl oder Plümicke — in Erinnerung bringt, und aus einer gewissen Ottilie Pogwisch, die wir, wegen ihres großen Interesse, was sie an den preußischen Waffen nimmt, und weil sie aus Danzig gebürtig ist, die preußische Jungfrau zu nennen pflegten. Ich versuchte es, den Silvestergeist unsers alten Zirkels in diesen hinüberzuziehen und bereitete die Tellergeheimnisse auf die Art, wie wir sonst immer zu tun pflegten, um dem neuen Jahr seine Pläne, die es mit uns vor hat, abzufragen, aber es wollte alles nicht recht fruchten, unser Silvester kam nicht, er saß fest dort an der Oder. Indeß sollte es mir lieb sein, wenn wiederum einträfe, wie vergangenes Jahr, was mir die Teller weissagten: ich traf das Eiserne Kreuz. — Sie haben doch wohl diesmal, liebe Lottina, kein Pereat dem alten Jahr gebracht? Diese alte Gewohnheit wird diesmal in ganz Deutschland haben schweigen müssen; denn das alte Jahr steht gleich den größten, welche die Geschichte aufzuweisen hat, und wir können daher in der Scheidestunde nur wünschen, daß es seinen schönen, gewaltigen Geist übertrage auf das neue und daß dieses werde wie jenes. Als jüngst Goethe von einigen getadelt wurde, daß er den neuen großen Ereignissen noch kein Lied geweiht habe, antwortete er: „Ich achte es ein vergebliches Unternehmen, weil das Geschehene größer ist, als je ein Lied sagen kann". Und er hat recht; nicht als ob ich, wie viele, auf die gekämpften Schlachten solch großes Gewicht legte, denn diese waren früher schon größer da, vielmehr finde ich in ihnen gar nichts Bewundernswürdiges. Aber daß unter dem tiefgesunkenen Volk der Deutschen sich die großen Heiligtümer eines edeln Volkes so rein und schön erhalten haben, daß sie, als man nur kaum noch ihre Namen nennen durfte, ohne vom Pöbel gesteinigt zu werden, dennoch bei ihrem ersten Wiedererscheinen sogleich von vielen Hunderttausenden erkannt und verehrt wurden und vor allem, daß Gott den Glanz dieser Heiligtümer so stärkte, daß sie überall, wo man sie laut verehren durfte, sogleich zur Tat entflammten, das sind die bewundernswürdigen Erscheinungen des vergangenen Jahres, die noch zu keiner Zeit größer gesehen wurden. Viele Völker vor uns waren groß, wie wir Deutschen es waren, und verfielen, wie wir Deutschen verfallen waren; aber viele blieben liegen, und auf ihrer Größe liegt noch heute der schwere Leichenstein. Wenige sind wieder aufgestanden wie wir Deutschen, und kein einziges mit der Kraft und Schnelligkeit als unser Volk. Ich weiß zwar

recht gut, daß die Hunderttausende der Aufgestandenen nur noch immer ein kleines Häuflein sind unter der Mehrzahl, die noch im alten Schlamme watet. Aber das war niemals anders, und Gott sei Dank, daß jenes geringe Häuflein stark genug ist, um jene Schlammgeschöpfe mit zu übertragen. Die künftige Zeit wird noch mehrere bekehren, und darum tranken wir von ganzem Herzen, daß das neue Jahr fortschreiten möge auf der herrlichen Bahn des alten. — Daß das nächste volle Glas meiner edeln, deutschen, großherzigen und doch auch so weichherzigen Lottina geweiht war, versteht sich von selbst, und ich konnte es um so leichter, als es mir die andern, unter dem Titel meines liebsten Buchstaben, den sie mir einst abzufragen wußten, selbst zutranken. — Noch einmal, meine geliebte Lottina, Glückauf! Ihnen und Ihrer teuren Mutter und den Schwestern und mir selbst. Und morgen, oder vielmehr wenn der Tag kommt, ein Mehreres.

Zum Abschied, vielleicht schon zum Abschied des 28. Dezembers, verfaßte Adele ein Gedicht, das sie Heinke mitgab: 'An einen scheidenden Landwehrmann 1813', das dann Müller-v. Gerstenbergk zu ihrer Empörung 1817 unter seinen eigenen Gedichten der Öffentlichkeit übergab (Kurt Wolff, 'Tagebücher der Adele Schopenhauer', 1909, Bd. 1 S. 80. 145ff.). Von Adelens überlieferten Gedichten sind außer diesem noch etwa 5 an H. gerichtet; sie sind mitgeteilt bei Houben-Wahl, 'Adele Schopenhauer. Gedichte und Scheerenschnitte', 1, 67. 69. 92. 100. 114. Wolff druckt noch 2 Gedichte Adelens ab, die vielleicht auch an H. gerichtet sind, ebenso 2 Gedichte Ottiliens aus dem August 1816 (a. a. O. S. VIf.).

1814. 1. Januar. H. in G.s Tageb. nicht erwähnt.

Unser Auszug des Tageb. über den Marsch durch Deutschland bedarf keiner Erläuterung. Ebenso nicht H.s Bericht über seine Erlebnisse vor und in der Schlacht bei Montmirail. Steffens (S. 273) ist Henrich Steffens, der sich nicht damit begnügt hatte, in Breslau, wo er seit Herbst 1811 als Professor wirkte, die Jugend zum Kampfe aufzurufen, sondern selbst die Waffen ergriffen hatte und im Hauptquartiere Blüchers den ganzen Feldzug bis zum Mai 1814 mitmachte. Der Architekt und Maler Karl Jos. Raabe (S. 277) ist den Goethefreunden bekannt, weil er in der ersten Hälfte des Jahres 1811 Goethe, Christianen und August gemalt hat. —

Am 8. Februar traf Hufeland, der am 17. Jan. das Regiment verlassen hatte (siehe oben S. 271. 286), in Weimar ein ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 36. 53. 66f.). Adele berichtet eingehend (am 12. Febr.) über seinen Aufenthalt in Weimar der Freundin Ottilie (ebenda S. 66), ihre Mutter an Heinke selbst in einer Nachschrift zu einem Briefe, den Müller-v. Gerstenbergk am 1. März an Heinke schrieb (Deetjen im 'Jahrb. der Schopenhauer-Gesellschaft' 12 [1925], 100). Hufeland, der nach seiner Verheiratung auf dem väterlichen Gute Marxdorf in Schlesien als Arzt

und Landrat gelebt hat, blieb in Verbindung mit dem Schopenhauer-Kreise ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 179); er ist es, der das Verhältnis Heinkes zu seiner Braut in ungünstigem Lichte dargestellt hat (siehe unten S. 300).

Für die Schlacht von Montmirail erhielt Heinke das Eiserne Kreuz. Er teilt die Freudenbotschaft Frau Luise v. Riebecker mit, die sie gleich nach Empfang (9. März) an Ottilie weitergibt ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 37): „Liebe Ottilie, Heinecke trägt mir auf, Dich und Adele zu grüßen und Euch zu sagen, daß Eure Prophezeiung vom Silvesterabend [siehe oben S. 289. 291] eingetroffen, er für die Schlacht am 10. das Eiserne Kreuz erhalten. Ich eile, Dir die Nachricht mitzuteilen, das Anschauen des Bildes [siehe oben S. 287] wird dabei noch gewinnen."

1814. 14. Juni. Der Petersberg ist die Zitadelle Erfurts, die Cyriaksburg enthält Kasematten; beide Anlagen waren bei der Kapitulation Erfurts (siehe 21. Dez. 1813) im Besitz der Franzosen geblieben und erst im Mai 1814 übergeben worden. Osann: die 3 Söhne des am 29. März 1803 verstorbenen Regierungs- und Oberkonsistorialrates Friedr. Heinr. Gotthelf Osann waren durch ihre Mutter Amalie, geb. Hufeland, die sich am 31. Okt. 1815 in 2. Ehe mit dem Minister C. G. v. Voigt verheiratete, mit H.s Kriegskameraden Eduard Hufeland als Vettern verwandt. Hier kann nur der älteste, Emil, gemeint sein. Dem Andenken des 14. Juni als dem Tage des Wiedersehens hat Adele später ein Gedicht gewidmet: 'Am 14. Juni' (Houben-Wahl, 'Gedichte und Scheerenschnitte' 1, 114). — **15.** Schopenhauer: Arthur? Miltaus: die beiden Töchter des kurhessischen Obersten Friedr. Wilh. Melchior v. Miltau auf Wormstedt: Clementine, 1819 Gattin des Regierungsrates v. Mandelsloh, und Luise, August 1814 Gattin des Hauptmanns v. Staff. Adele erwähnt in ihrem Tagebuch (Wolf 2, 11) Verse, die H. Luisen „zum Neujahr" (1814?) gemacht. Bertuchs: Karl Bertuch (siehe zum 26. Dez. 1813) und seine Gattin. Edling: siehe zum 5. Dez. 1814. Major v. Schkopp (Scopp): der neue preußische Kommandant in Weimar, am Hofe vorgestellt am 16. Jan. — **16.** Am 13. Mai war G. mit Christianen und Karoline Ulrich nach Berka gefahren, um dort das Festspiel für Berlin 'Des Epimenides Erwachen' zu dichten. An H.s Besuch beteiligte sich auch Johanna Schopenhauer; G.s Tageb.: „Nachmittag die Schopenhauer mit Heinecke". Wolf: der berühmte Philologe Friedr. Aug. Wolf, vom 8.—18. Juni in Berka. Knebel war vom 14.—18. Juni in Weimar; seinen Besuch in Berka am 16. verzeichnet G.s Tageb. Frl. v. Werthern: Luise, im Kreise Ottiliens Lulu oder Lu genannt, Tochter des Oberkammerherrn Frhrrn. Christian Ferd. Georg v. Werthern auf Frohndorf, geb. Sept. 1798; sie verheiratete sich 1820 mit Hans Heinr. v. Könneritz. — **17.** Fourierbuch: Präsentiert wurde „der Herr Lieutenant v. Heinecke in königl. Preuß. Diensten". Karoline, die Tochter Karl Augusts, hatte sich 1. Juli

1810 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig v. Mecklenburg-Schwerin vermählt; sie ist schon 20. Jan. 1816 gestorben. Damals war sie 10. Juni in Weimar zum Besuch eingetroffen; am 23. reiste sie weiter nach Teplitz. Graf Soltikoff, russischer Minister, war am 14. Juni bei Hofe vorgestellt worden. Gräfin Egloffstein: Henriette, später Frau v. Beaulieu-Marconnay. Porträts: siehe zum 25. Dezember. Der 17. Juni blieb für Ottilie und Adele ein Tag besonderer Erinnerung. Ottilie an Adele, 17. Mai 1817: „Nun sieh einmal recht freundlich aus und höre, daß seit gestern der Tag meiner Trauung [mit Aug. v. Goethe] auf den 17. Juni festgesetzt ist. . . . Lasse es Dich nicht zu sehr betrüben, daß es gerade diese Tage sind; sieh, das Schicksal ehrt mich dadurch, daß es mir soviel Kraft zutraut, und zu entfernen brauche ich ja aus meiner Seele keinen Gedanken . . .". — **18.** Fürst Gallitzin: der Oberhofmeister der russischen Kaiserin Elisabeth Alexejewna, geb. Prinzessin von Baden. General Tormasoff, am 18. bei Hofe vorgestellt, am 19. bei Goethe. — **19.** Das Wernersche Haus: die Familie der Braut H.s Charlotte Werner. H.s Anwesenheit bei Tafel durch das Fourierbuch bestätigt. Schkopp: siehe zum 15. Juni. Der sächsische Rittmeister (nicht Oberst) Christian Adolf v. Hopffgarten. Goethe war am 18. nach Weimar gekommen; keine Erwähnung H.s in G.s Tageb., wohl aber: „Mittag Riemer und [Heinrich] Meyer". Fourierbuch: Abends „war Tee und Spiel". Luise Milkau: siehe zum 15. Juni. Vormundspflichten: könnte sich beziehen auf eine Schilderung Ottiliens der zwiespältigen Stellung, die ihr Vormund, Graf Edling (siehe zum 5. Dez. 1813), zu ihr, seinem Mündel, und zu ihrer Mutter einnahm. — **20.** Marschall: siehe zum 26. Dez. 1813. Menco Heinr. v. Mettingh war als königl. preuß. Ministerresident am 1. April am Hofe vorgestellt worden. — **21.** Der Jenaer Buchhändler Frommann und seine Familie gehörten zu G.s besten Jenaer Freunden. Knebels Tageb.: „Herr v. Heinicke aus Schlesien". Minna Herzlieb, die Pflegetochter Frommanns, die Heldin der Goethischen Sonette Dezember 1807, die „Ottilie" der 'Wahlverwandtschaften'. Gries: der Calderonübersetzer Joh. Diederich Gr.; Karl Dietrich v. Münchow war 1810—1818 Prof. der Astronomie in Jena. Henrich Steffens hatte, obgleich schon 1796 Privatdozent in Kiel, im Frühjahr 1798 das Studium der Philosophie und Naturwissenschaft in Jena wieder aufgenommen; er blieb bis Sommer 1799, ein vertrautester Freund des Frommannschen Hauses.

Den zweiten Aufenthalt Heinkes in Weimar schildert Ottilie in einem Briefe vom 6. Nov. 1814 an ihre Freundin Karoline v. Baumbach, die Schwester der Hofdame Sophie v. Baumbach (siehe oben S. 285) (Unterhaltungsbeilage der 'Tägl. Rundschau' 1914 Nr. 167). Es ist die Antwort auf den Brief Karolinens vom 29. Sept. 1814, der gedruckt ist: 'Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 40ff. Ottilie schreibt:

Lassen Sie mich den Zug mit meinem Freund Heinke beschließen!

„Endlich!“ höre ich Sie rufen, indem Sie den Namen erblicken, den Sie schon lange erwarteten, und begierig auf die Beantwortung aller Ihrer Fragen sind. Nun ja, liebe Karoline, er brachte im Monat Juni 8 Tage hier zu; doch was soll ich Ihnen von dieser Zeit sagen? Unvorbereitet stand mit einemmal die freundliche, bekannte Gestalt vor mir, und wollte ich Ihnen umständlich erzählen, wie kindisch ich mich bei dem Wiedersehen benahm, wie ich alles für einen Traum hielt und nicht aufhörte, mich laut zu beklagen, daß ich nun bald erwachen würde, wie ich mich so setzte, daß ich ihn nicht sehen konnte, weil ich mich nicht zu sehr in dem Gedanken bestätigen wollte, daß der langentbehrte Freund nun wieder da sei, so würden Sie wohl vielleicht gar lachen; übrigens muß ich Ihnen doch sagen, damit Sie keinen falschen Vermutungen Raum geben, daß Heinke mit dem Empfang höchst unzufrieden war und ich manchen Vorwurf darüber hören mußte. Wenig habe ich die 8 Tage seines Hierseins genossen; denn Luise Harstall [siehe oben S. 268] war tödlich krank, und der Schmerz, daß dieses die letzten 8 Tage in meinem Leben wären, wo auch er mit hinein verwebt war, daß dann dieser teure Freund ganz daraus verschwinden sollte und wir uns nie in dem ach so langgedehnten Wort Leben (wenn die befreundetsten Gegenstände daraus verschwinden), nie wiedersehen würden, verließ mich keinen Augenblick. — Heinke bewegte mich schmerzlich; denn was sonst Ernst war, schien mir diesmal Trübsinn. Er ging von hier aus nach Landeck, einem schlesischen Bad, wo sich damals seine Braut aufhielt. „Also wirklich eine Braut?“ Ja, liebe Karoline, nicht meine Phantasie hatte sie erdichtet, sie ist, zu meiner wahren Beruhigung und innigen Freude; denn durch sie halte ich nach dem Urteil aller, die sie kennen, das Glück und die Ruhe des Freundes begründet. Die Trennung hatte mir unbeschreiblich weh getan; warum sollte ich dies nicht gestehen? trifft man doch unter dem großen Gewühl der Menschen so wenige, die mit uns übereinstimmen und wirklich zu uns gehören. Durch einen Zufall hatte ich diesen Schmerz zweimal zu ertragen; doch ich kann wenigstens ruhig an die Abschiedsstunde denken; denn kein Vorwurf lastet auf ihr — so wie überhaupt auf dieser Zeit; wir hatten beide beständig die Pflicht, die uns oblag, vor Augen. Heinke wollte gleich schreiben, doch noch ist — keine Zeile gekommen. Die Gründe? — ich weiß sie nicht; doch sie beunruhigen mich auch nicht. Die Freundin kann an dem Freund nicht zweifeln, und nur Freundschaft, liebe Karoline, glauben Sie mir, die nie zu heucheln verstand, ist mein Gefühl für Heinke.

Auch der Frau Luise v. Niebecker erstattet Ottilie Bericht über Heinkes Aufenthalt in Weimar; diese erwidert am 22. Juli 1814:

Habe Dank, liebe Ottilie, für die Nachrichten von Heinken, die ich sehr bedurfte, weil der verheißene Brief nicht angekommen; es freut mich innig, daß er gesund zurückgekehrt. Daß er unverändert, erwartete ich; doch ist

es höchst erfreulich, in diesem wandelbaren Leben und Geschlecht einmal ein Wesen sich bewähren zu sehn! Er ist ein wahrhaft ausgezeichneter Mann, ich achte ihn hoch, es tut mir sehr weh, daß ich ihn nicht gesehen habe! — Ich fabriziere einen Geldbeutel mit dem Eisernen Kreuz für ihn . . . wie bringe ich ihm den wohl zu? Ich möchte ein Andenken in seine treue Hand legen. Sein düsteres Wesen betrübt mich; es ist, als ob die Aussicht eines häuslichen Glücks ihn doch nicht ganz erfüllte, und so gewiß ich glaube, daß Vernunft und Rechtschaffenheit ein solches Bündnis zum glücklichen gestalten, so dauert mich doch durch die ganze Seele der leise Seufzer, das Unstäte, Unruhige, welches die nicht ganz befriedigte Seele verrät und, so schön es den Charakter bestätiget, auch die Unvollkommenheit jedes Irdischen bewährt! —

„Nur Freundschaft ist mein Gefühl für Heinke": Ottilie, die Wahrheitliebende, redet nicht die Wahrheit. Das Bild des Geschiedenen bleibt ihr in das Herz gebrannt; ihm fliegen immer wieder ihre liebenden Gedanken zu. In gleicher Sehnsucht wie sie verzehrt sich Adele Schopenhauer nach dem Fernen. Seltene Rivalinnen sind diese gefühlsseligen Mädchen geworden, die glücklich sind im Bewußtsein ihrer Nebenbuhlerschaft, die sich gegenseitig stärken und steigern in ihrer Liebe, die sich selbst nur um so teurer in enthusiastischer Freundschaft werden, je mehr die eine die Liebe der andern wachsen sieht. Und wirklich mag Heinke ein Mann gewesen sein, fähig, Gefühl und Phantasie zu entzünden. Wie vor Jahren der Hallische Student, das „Schwarzköpfchen", der flotte Tänzer und angenehme Plauderer, Christianens Wohlgefallen zu fesseln verstanden hatte, so jetzt der gereifte Mann die Neigung der weimarischen Damen; man möchte glauben, daß auch die liebenswürdige Gräfin Beust, daß Fräulein Luise v. Milkau, eine verlobte Braut, die kaum ein halbes Jahr später Hochzeit gemacht hat, vor dem vorüberstreifenden Fremden nur schlecht ihr Herz behütet haben. In diesen seinen frischen, lebensvollen Jahren ist Heinke ein echter Sohn der Romantik; mit allen Stimmungen und Strebungen ihrer geistig-sittlichen Lebensführung hat die Romantik von seiner regsamen Person Besitz ergriffen, in der erst das wachsende Alter einen angeborenen Grundzug pedantischer Regelhaftigkeit heraushob. Auf mühseliger Kriegsfahrt ersteigt dieser Soldat hohe Berge, um die Seele im Anblick der blauen Ferne auszuweiten; er durchklettert Klöster und Burgruinen, um sich in die Schauer der Vergangenheit zu versenken. Romantische Kunst mit ihren aufreizenden Problemen einer neuen Sittlichkeit findet bei ihm Verständnis und Bewunderung: er weiß Goethes 'Wahlverwandtschaften' in ihrer Absicht zu erfassen, nicht ahnend, wie bald ihn selbst die Wahlverwandtschaft zu Ottilien in der Liebe zu Lottina wankend machen sollte. So ist er auch selbst ein Dilettant, der einen erträglichen Vers zu runden versteht, er dichtet nach Fouqués Art ein 'Landwehrlied', das von den

Offizieren seines Korps gesungen wird. Am nächsten steht ihm die romantische Kunst der Musik, und wie er auf seinen Feldzug das Modeinstrument der Guitarre mitgenommen hat, die Leier zum Schwerte, die ihm über schlimme Stunden hinweghelfen muß, so erbaut er sich, wo er nur irgend kann, an den weihevollen Tönen einer Messe und eines Agnus Dei. Die Theaterleidenschaft teilt er mit seiner Zeit; wie sehr gerade die preußischen Offiziere, die so oft als ungebildet Gescholtenen, damals dem Theaterbesuch ergeben waren, dafür ist manches merkwürdige Zeugnis überliefert, und selbst auf dem Rücktransport, unter bedenklichen Umständen, findet der erste Abend in Nauen den schwer verwundeten Heinke schon wieder vor der Bühne. Mitten im Kriegsgetümmel, durch die Regengüsse des Biwaks und die Greuel der Schlacht hindurch, weiß sich dieser Leutnant den Grundzug eines hohen geistigen Wesens zu bewahren, das in schöner Begeisterung allem Guten, Edeln, Erhabenen zustrebt; jeder rührende Klang reiner Menschlichkeit findet ein Echo in seiner empfänglichen Seele: als sich an jenem blutigen 16. August sein Regiment zum Angriff auf Liebertwolkwitz vorbereitet, fesselt seinen Blick ein russischer Trompeter, der unter Tränen und Küssen von seinem tödlich getroffenen Schimmel Abschied nimmt. Sein romantisches Hochgefühl begnügt sich nicht damit, das Leben in menschlich-natürlichen Grenzen und irdischen Gesetzen eingeengt zu denken: er erwählt sich einen leuchtenden Stern des Himmels, die Capella, zu der er sein Dasein in mystische Beziehung setzt; „sein Stern" ist's, der ihn mit geheimnisvoller Berührung leitet und ihm Zuversicht in die Seele scheint.

Wir begreifen, wie sehr eine solche Persönlichkeit, romantisch erregt und männlich gehalten zugleich, offenherzig und mitteilsam, auf die Freundinnen Ottilie und Adele einwirken mußte, der Einunddreißigjährige auf diese kaum der Kindheit entwachsenen Herzen: Ottilie war eben erst 17 Jahre alt geworden, Adele gar erst 16 Jahre und ein halbes alt. Und beide waren ungewöhnliche Charaktere, geist- und phantasievoll, lebenshungrig, mit unruhiger Mädchenschwärmerei in die Welt hinausahnend, die ihren Träumen von Glück und überschwenglicher Liebe schönste Wirklichkeit geben würde. Und beide glühende Patriotinnen, die mit feuriger Seele die Freiheitsschlachten des Vaterlandes mitschlagen. Der Sturmhauch der großen Zeit ist's, der in ihre Liebe zu Heinke hineinweht. Damals waren ja alle Herzen in vermehrter Kraft auferstanden, jedes Bild des Lebens hatte stärkere Farben gewonnen, jedes Gefühl sich erhöht, jeder Blutstropfen kreiste schneller; auch die Liebe dieser Mädchen steigert sich im Brausedrang der gewaltigen Geschehnisse. Die allgemeine Begeisterungsglut ist es, die ihrer Empfindung schnelles Wachstum gibt. Und ihre Empfindung galt ja einem jener bewunderten Helden, denen der verhaßte Unterdrücker erlegen war, hier war einer der Retter und Ritter im Schmuck der Waffen, ein Rächer des geknechteten Vaterlandes, umstrahlt von der Glorie der Leipziger

Siegesschlacht, und die Möglichkeit, daß auch für dieses geliebte Haupt die feindliche Kugel bereits gegossen sein könnte, mußte die Liebe nur noch zärtlicher, tiefer, entschiedener machen.

Es ist indessen keineswegs nur die Exaltation eines flüchtigen Rausches gewesen, der sich die Freundinnen damals hingegeben hätten: die Liebe zu Heinke ist mit allem Zauber unerfüllter Jugendsehnsucht ihr Begleiter geblieben auf lange Jahre eines freudlos-unerfreulichen Daseins hinaus. Denn diese Liebe war von vornherein nicht belastet mit vergänglicher Erdenmaterie, sie war von Anfang an auf Entsagung gestellt. Adele, deren schwärmerischer Sinn von je ein schmerzliches Glück im Opferbringen fand, trat sogleich mit wehmütiger Freude hinter die anmutigere Freundin zurück, und dieser blieb immer die Gewißheit gegenwärtig, daß die adlige Verwandtschaft niemals in eine Verbindung mit dem bürgerlichen Pelzhändlersohne einwilligen würde. Und beide wußten, daß der Freund schon gebunden war; vielleicht um sich vor sich selbst zu schützen, hat Heinke kein Hehl aus seiner Neigung zu Charlotte Werner gemacht. So verklärt sich diesen ekstatischen Gemütern die Liebe in der empfindsamen Wonne der Selbstpeinigung, so gewinnt sie Dauer in weltentrückender Vergeistigung, sie bleibt wie eine ätherische Himmelswolke am Horizonte des Daseins stehen. Sie wird zu einem seligen Traume des Verlangens, an dem sich das Herz um so lieber weidet, je unbefriedigender sich die Wirklichkeit gestaltet. Nun ist den unstäten Geistern die festigende Einheit, die bestimmende Richtung gefunden, der dauernde Grundakkord, der bei jedem schönen Gefühle, bei jedem erhabenen Gedanken mitschwingt und sich auch gegen die Dissonanzen fiebernder Seelenkrämpfe behauptet. Von Heinkes liebenswürdig-edlem Wesen nehmen sie nun den Maßstab, alle Erscheinungen ihres Umkreises zu messen; aus den leuchtenden Helden dramatischer Dichtung sehen sie ihn, den Helden ihrer Liebe, hervortreten, jede Gegend erhält vermehrten Reiz, wenn Heinke in ihr geweilt hat. Und je mehr nach natürlichen Gesetzen das Bild der realen Persönlichkeit verblaßt, um so mehr bemühen sie sich in verstiegenem Eifer, die schwindende Gestalt in immer hellerem Glanze zu verherrlichen. Die Schwärmerei wird zur Verzückung. Er, dem Ottilie als einzigem Manne das Recht zugesteht, sich über sie hinausgehoben zu wissen, wird die Freundinnen mit gottentstammter Kraft über Schwäche und Irrtum emporführen; vor seinem Namen verstummen alle bösen Geister des Zweifels und der Verneinung. In seinem Sinne zu denken, zu handeln, zu leben, das allein verbürgt dem eigenen Ich seinen Wert. Wie ein Bote des Lichtes, so steht das Idealbild des Fernen vor den andächtigen Seelen; jenen Sternentraum haben sie sich angeeignet, und Heinkes himmlischer Geist ist's, der in den milden Strahlen des Hesperus mahnend und tröstend auf sie herniederblickt. Ihn, den Einzigen, zu lieben, das ist Gottesdienst: „denke ich an ihn, so ist mir, als müßte ich unwillkürlich die Hände falten, so heilig wird mir“. Das

ist romantischer Überschwang; aber es ist auch mehr. Die schöne Vollendung, zu der Ottilie und Adele ihren Heinke emporschwärmen, ist nicht für diesen, aber für die Jüngerinnen selbst bezeichnend, deren eigenstes Selbst hier sich offenbart. In diesen suchenden Seelen lebt bei aller trüben Verworrenheit ein ursprünglicher Drang zum Reinen und Rechten, zum Erhabenen und Göttlichen; es ist ihnen ein Bedürfnis, die Regung ihrer Brust in der Außenwelt verwirklicht zu finden. Alle guten und heiligen Triebe, deren sie sich bewußt sind, vereinigen sie auf den, der, im Nebel der Ferne verhüllt, durch keine Unzulänglichkeit persönlicher Gegenwart ihre idealen Forderungen zu durchkreuzen Gefahr läuft. Heinkes Johannesgestalt ist ein Widerschein ihres besseren Seins, die Verkörperung ihrer hohen Grundsätze, ein laut gewordenes Gewissen. Und so hat denn Heinke wirklich gleichsam durch magische Fernwirkung lange Zeit über dem Schicksal der Freundinnen gewaltet, ihr Leben ohne unmittelbare Berührung gebildet und geführt. Andere Männer treten im Lauf der Jahre heran, das Herz der Glücksuchenden zu bewegen; aber Adele empfindet jedes Gefühl, das von Heinke abirrt, als Sünde, und die sonst so Nachsichtige kann es nicht verzeihen, daß Ottilie, die Ferdinand Heinke so glühend geliebt, mit gleicher Inbrunst auch andere lieben kann. Das eben ist das Los der beiden merkwürdigen Frauen gewesen, die Hand in Hand in treuer Seelengemeinschaft gegangen sind, daß die innere Entwicklung dennoch entgegengesetzte Bahnen eingeschlagen hat: Adele ist in Traum und Trauer immer reiner, freier, selbständiger geworden, Ottilie im Wirbel ihrer hemmungslosen Wünsche immer haltloser. —

Am 21. Juni hatte H. Weimar verlassen; damals wird er als Geschenke die Handarbeiten der Verehrerinnen mitgenommen haben, von denen ein undatierter Brief Adelens an Ottilie spricht ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 18). Er ging zunächst nach Karlsbad, einen vom Feldzug zurückgebliebenen Brustschmerz zu heilen. Am 6. Juli fand das Wiedersehen mit Charlotte in Kudowa statt; „gegenseitige kleine Beichten", sagt das Tagebuch. Am 14. Juli trifft Heinke wieder in Breslau ein; den erbetenen militärischen Abschied erhält er durch Kabinettsorder vom 17. August. Der Termin zur Ablegung der dritten juristischen Prüfung in Berlin (siehe oben S. 252) wird für den Januar 1815 festgesetzt, er kann ihn nicht innehalten, weil er zwei Tage vor dem Examen an heftiger Brustentzündung erkrankt ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 77). Von Eduard Hufeland und dessen Vater gepflegt und geheilt, besteht er die Prüfung im Mai und wird unter dem 21. Mai 1815 zum Assessor beim Breslauer Oberlandesgericht ernannt. Am 8. Juli 1815 hält Ottilie eine Karte in der Hand ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 116): „Der Oberlandesgerichtsassessor Heinke und Charlotte Werner empfehlen sich als Verlobte"; sie war ihr nicht unmittelbar, sondern durch Vermittlung des

Majors v. Kleist und des Regierungsrates Müller-v. Gerstenbergk zugekommen. „Ich empfing sie mit einem Freudengeschrei, dann traten mir die Tränen aus Rührung in die Augen, und dann einen Augenblick aus Schmerz; denn die ganze Vergangenheit zog an mir vorüber.“ Sie hatte gewähnt, der Geliebte habe bei der klar erkannten Unmöglichkeit, sie selbst zu erringen, im Schmerze der Entsagung die Verbindung mit Charlotte gelöst, sein Herz sei nun einsam wie das ihre; sie konnte nicht wissen, daß Heinke, als er dem Wiedersehen mit Charlotte entgegeneilte, in sein Tagebuch geschrieben hatte: „Aller Frieden kehrt wieder und alles Fremde tritt zurück“. Eine einsichtige Darstellung seines Konfliktes gibt Frau v. Niebecker in einem Briefe an Ottilie vom Juni 1815 ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1, 79f.). Die Vermählung fand schon 1815 statt; nur schwer wollen in der Folgezeit die Freundinnen, denen nach bedenklichen Berichten Eduard Hufelands und des Majors v. Kleist die Nebenbuhlerin als eine hausbacken alltägliche Natur erschienen ist, ihrer Ehe das bürgerlich stille Glück zuerkennen, das sie beiden Gatten in Wirklichkeit beschert hat. Am 1. Januar 1816 wird Heinke Regierungsrat und Justitiarius bei der Königlichen Regierung; er tritt sein neues Amt am 1. Mai an.

Am 31. Dezember 1816 verlobt sich Ottilie mit August v. Goethe; es scheint, als habe Heinke selbst, ein durch ihn gestörtes Verhältnis wieder ins Gleiche zu bringen, vor seinem Scheiden zu diesem Bunde geraten ('Ottilie v. Goethes Nachlaß' 1,180). Vor der Entscheidung hat Ottilie „mit August von Heinken gesprochen, und ersterer hat sich dabei männlich edel benommen“ (Wolff, 'Tagebücher der Adele Schopenhauer' 1, 82). Die Wahl des Verlobungstages ist sicherlich nicht zufällig gewesen, sie geschah in der Erinnerung an jenen mit Heinke verlebten Silvesterabend 1813, wie Ottilie auch später noch gern den letzten Tag des Jahres durch das Gedächtnis des einstigen Freundes geweiht hat. Und so setzt sie auch den Hochzeitstag auf den 17. Juni an als auf den Tag, da ihr und dem teuern Verlorenen vor 3 Jahren vor seinem lorbeergeschmückten Bilde ein „guter Abend“ beschieert gewesen war — immerhin absonderliche Brauterwägungen.

Am 30. September 1819 übernahm Heinke, durch seine Bühnenliebe vorbereitet, als dramaturgischer Mitdirektor die Leitung des Breslauer Aktientheaters, in der er bis Juni 1821 tätig gewesen ist; unter ihm ist der junge Karl Eduard v. Holtei zum ersten Male als Schauspieler öffentlich aufgetreten. Holtei weiß den väterlichen Gönner nicht genug zu preisen, den Mann, der, wie er sagt, „mir alle Dummheiten und dummen Streiche verziehen, jede Verirrung zum Besten gewendet, unermüdet für mich gesorgt, mir niemals ein böses Wort gesagt, niemals einen finstern Blick gezeigt, alle meine Wünsche erfüllt hatte“ (Holtei, 'Vierzig Jahre' 3, 217).

Eine Kabinettsorder vom 4. März 1824 übertrug dem Regierungsrat Heinke das Amt des Breslauer Polizeipräsidenten. Seine umsichtige,

humane Wirksamkeit im Dienste des Gemeinwohls brachte ihm mannigfache Anerkennung und Ehrung: den Roten Adlerorden 1827, die Ehrenmitgliedschaft der 'Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur' 1828, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Breslau 1833. Die Volksbewegung des Jahres 1848, in Breslau besonders stürmisch, veranlaßte ihn, am 19. März 1848 sein Amt niederzulegen.

Für viele Jahre bestand keine unmittelbare Beziehung zwischen ihm und dem Goethischen und Schopenhauerschen Hause; die Teilnahme der Damen blieb ihm gleichwohl unvermindert zugewandt. Er seinerseits wurde durch Fritz v. Stein, den Sohn Charlottens v. Stein, der seit 1810 als Repräsentant der schlesischen Generallandschaft in und bei Breslau lebte, über Weimar auf dem Laufenden erhalten; auch führte ein gelegentlicher amtlicher Aufenthalt in Berlin zu flüchtiger Begegnung mit Gräfin Beust, Gräfin Fritsch, Gräfin Henckel. Im Jahre 1825 nun bat Müller-v. Gerstenbergk den alten Bekannten, seinem Bruder zu einer Stelle in der Verwaltung Schlesiens zu verhelfen; in einer Antwort vom 18. August 1825 bezeichnete Heinke diesen Wunsch als unerfüllbar. Er schreibt:

Nach langer Zeit wieder einmal eine freundliche Zuschrift aus dem lieben, lieben Weimar und von einem lieben Freunde, dessen Bild innig verwebt ist mit Erinnerungen an eine fast fabelhaft gewordene Zeit — ich kann Ihnen nicht sagen, wie große Freude Sie mir damit gemacht haben. . . . Auch unserer verehrten Freundin Schopenhauer meinen hochachtungsvollen Gruß. Sie sind nicht der erste, durch den ich von Adelens ausgezeichneter Geistesbildung höre, und da mit ihr eine wohlwollende Gesinnung für alte Freunde notwendig verbunden sein muß, so darf ich bitten, auch ihr mich durch einen Gruß von 1813 in gütige Erinnerung zu bringen.

Es müßte Ihnen bangen, wollte ich Sie mit allen den Grüßen belasten, die ich dort ausgerichtet wünschte; aber einige, mein lieber alter Freund, müssen Sie schon noch übernehmen. Daß darunter einer der besten an Frau v. Goethe nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Ihr zu Ehren trägt meine zweite Tochter den Namen Ottilie. Möge diese einst an Herz, Geist und Schönheit dem Vorbilde gleichen, was mir aus jenen Jahren in der Erinnerung schwebt. Dem alten großen Meister der Geister, wenn ihm mein Name und Bild noch nicht ganz entschwunden sein sollten, möchte ich meinen Dank hinterbracht wissen für die schönen Stunden, in denen er mich seines Umgangs würdigte. . . .

Wenn irgend jemand fragen sollte, wie es mir ergeht, so dürfen Sie ihm erwidern: daß ich gegen den Himmel dankbar zu sein alle Ursache habe. Mein Wirkungskreis ist an Umfang und Selbständigkeit von der Art, daß die Schuld nur an mir liegen kann, wenn ich des Guten zu wenig fördere. Meine häuslichen Verhältnisse hat mir der Himmel so gestaltet,

daß vorzüglich sie es sind, in denen ich Freude, Glück und Frieden suche und finde. Mein größter Schatz besteht in dem lieben, mit allen Tugenden reich ausgestatteten Herzen, womit mich Gott in meiner Frau beschenkt hat. Sechs gesunde Kinder, 3 Knaben und 3 Mädchen, sorgen dafür, daß der Sinn nicht veraltet, sondern Freude an dem Leben und Treiben der Jugend behält. Es gehört unter meine guten Vorsätze: meiner Frau noch einst die Bekanntschaft meiner lieben weimarschen Freunde und Freundinnen zu machen. Sorgen Sie freundlichst, daß ich bis dahin in keiner wohlwollenden Erinnerung untergehe.

Ihr Freund
Heinke.

Am Weihnachtsabend 1825 wußte Müller-v. Gerstenbergk diesen Brief Ottilien in die Hand zu spielen: sie schrie laut auf, sie stürzte rücklings zu Boden. Adele aber sah mit Verzweiflung bestätigt, wie weit sie immer hinter der Freundin zurückgestanden habe, sie sah, daß Heinke ihre Liebe, „die er ahnden und sehen mußte, nie verstanden" habe: „Und somit war ich frei, frei von jener Liebe, von jener Erinnerung, frei bis in das Tiefste meiner Seele" (Houben, 'Tagebuch einer Einsamen', Leipzig 1921, S. 209f.). Und doch schwindet sein Name nicht aus ihren Briefen, sein Gedächtnis nicht aus ihrem Herzen; Holtei ist es jetzt vor allem, der sie mit Nachrichten über den nun wirklich Fernen, den Entfremdeten versorgt (ebenda S. 247f.). Ein Exemplar ihrer 1844 erschienenen 'Haus-, Wald- und Feldmärchen' (jetzt im Besitze von Frau Anna Brandes in Braunschweig), durch einen Eintrag als Geschenk Adelens an Heinke erwiesen, zeigt die Fortdauer ihrer Teilnahme fast bis an die Schwelle des Todes. Als die erste der drei in so seltsamen Verhältnissen vereinten Personen ist sie am 28. Aug. 1849 aus einem Leben geschieden, das ihr nur Sehnsucht und Enttäuschung gebracht hat; sie hat den Geliebten der Jugend nie wiedergesehen.

Am 22. März 1832 starb Goethe; Ottilie sendet die Karte der Todesanzeige auch nach Breslau und läßt, wie es scheint, nach einiger Zeit durch Vermittelung des Freiherrn v. Stein ein Erinnerungsstück aus dem Nachlaß des Hingeschiedenen folgen: in der Tat soll ein Tintenfaß, jetzt Eigentum des Herrn Geh. Oberregierungsrates Heinke, nach der Familienüberlieferung aus Goethischem Besitze stammen. Und Heinke antwortet; bei seinem Briefe war es Ottilien, „als ob sie alle Engel des Himmels herabsteigen sähe" (Houben, 'Ottilie v. Goethe', Leipzig 1923, S. 2). Er schreibt:

Verehrte gnädige Frau!
Gütige, immer liebenswürdige Freundin!

Es mag Ihnen selten vorkommen, daß diejenigen, welche den Vorzug genießen, an Sie schreiben zu dürfen, ihre Briefe mit Entschuldigungen

über verabsäumte Benutzung dieses Vorzuges beginnen müssen. In dieser anscheinend tadelnswürdigen Lage bin ich; aber ich glaube mir diese nicht zu verschlimmern, wenn ich, statt mit Entschuldigungen zu langweilen, lieber auf die bewährte gütige Gesinnung meiner liebenswürdigen Freundin baue, die den verletzenden Verdacht, als könnte ich undankbar jemals aufhören, die Beweise freundlich geneigter Erinnerung ihrem ganzen Werte nach zu schätzen, nicht wird aufkommen lassen. Daß Sie, liebe, gute gnädige Frau, Ihres entfernten, aber Ihnen noch mit alter Anhänglichkeit ergebenen Freundes gedachten, als der Verlust des großen Meisters endlich doch über Sie gekommen war, hat meinem Herzen unsäglich wohl getan. Es ist, wie es scheint, überall zu einer freundlichen Gewohnheit geworden, neben seinem glanzvollen Namen den lieben Namen Ottilie als den seiner treuen, liebevollen Pflegerin und seines heitern Abendsternes zu nennen, und ich durfte gewiß mit Recht überzeugt sein, daß der Schmerz über den großen Verlust auf lange Zeit alle Räume Ihres Herzens füllen und keinen andern Erinnerungen gestatten würde, sich darin zu entfalten. Darum verschob ich meinen Dank, weil ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, daß er Sie in einer friedlichen Stunde und geneigt treffen möchte, wieder einmal die dicht verhangenen Bilder jener großen, herrlichen Zeit zu entschleiern, deren zauberhafter Glanz für mich den Lichtpunkt meines Aufenthalts in Weimar umschließt. Daß ich meinen Dank, trotz des steten Beimirtragens Ihrer Karte, in deren Aufschrift ich — vielleicht irrig — Ihre Handschrift zu erkennen glaubte, zu lange verschoben hatte, wurde ich erst gewahr, als ich durch Baron Stein ein neues Zeichen Ihrer freundlichen Gewogenheit und Ihrer Verzeihung empfing. Gewiß, gnädige Frau, hat beide Beweise niemand mit einem freudigeren Gefühl und mit innigerem Dank empfangen können als ich. Es mag seltsam klingen: eine Todesbotschaft von solcher Bedeutung mit einem freudigen Gefühl zu empfangen; aber sie war mir leider nicht mehr neu, und als ich Ihre Mitteilung erhielt, gab ich mich nur der Freude hin, daß Sie in einer Zeit des tiefsten Schmerzes, wo man sich nur derer gern erinnert, an deren innige Teilnahme sich der Glaube erhalten hat, meiner gedacht hatten.

Baron Stein ist seit geraumer Zeit die einzige Quelle, aus welcher ich bisweilen Nachricht über das Leben und die Verhältnisse meiner liebenswürdigen Freundin erhalte. Gar zu gern möchte ich mich wieder einmal Ihres Anblicks und Ihres Umgangs erfreuen, wenn es nur anginge, ohne daß Sie auch mich sehen müßten; denn ich fürchte immer, Sie würden erschrecken, wenn Sie den Mann mit grauem Haupthaar erblicken sollten. Wäre aber nur der erste Schreck überstanden, so hoffe ich, würden Sie doch wenigstens das alte Herz noch wieder erkennen. — Meine treffliche Frau, die mit unsern 7 Kindern meinen glücklichen Familienkreis bildet, empfiehlt sich Ihnen. Von meinen Töchtern führt die zweite Ihren Namen. Sie ist jetzt 9 Jahr, ein unbeschreiblich gutes Kind

und für ihr Alter bereits eine kleine Meisterin auf dem Flügel, und wenn der Himmel ihr Äußeres ferner gedeihen läßt wie bisher, so hoffe ich, werden Sie, wenn sie je das Glück haben sollte, Ihnen vor Augen zu kommen, es nicht ärgerlich finden, daß ich sie nach Ihnen benannte.

Sagen Sie, meine innigst verehrte gütige Freundin, tausend Grüße und Empfehlungen an alle diejenigen in dem lieben Weimar, denen ich vielleicht noch erinnerlich sein dürfte, besonders im Schopenhauerschen Hause, und erhalten Sie immer eine freundlich geneigte Gesinnung

Ihrem

treu ergebensten Diener

Breslau, 22. I. 33. Heinke.

Außer diesem Briefe liegen noch 5 andere vor, die Heinke in der Folgezeit an Ottilie gerichtet hat: vom 23. Februar 1842, vom 25. August 1844, vom 24. Oktober 1849, vom 4./5. Januar 1855 (Ottilie an Sibylle Mertens, 15. Januar 1855: „Ich schrieb an Heinke in der Silvesternacht [siehe oben S. 288] ein paar Zeilen, um ihm zu einem Stern [siehe unten S. 305] zu gratulieren. Du kannst Dir denken, wie wohl es mir tat, daß er mir 20 Seiten antwortete, und wir sind beide, obgleich getrennt, denselben Pfad gewandelt, das war mir ein unendlicher Trost, und flohen beide Finsternis und suchten Licht" [Houben, 'Ottilie v. Goethe', S. 206]), endlich vom 10.—14. Februar 1856. Edelsinn und Zartgefühl eines lauteren Charakters werden in diesen Briefen vernehmlich, sie sind getragen von dankbarer Erinnerung an die gute Weimarer Zeit und von herzlicher Verehrung der Unvergeßlichen, die, jung, schön, geistvoll, liebenswürdig, dieser Zeit die Weihe erhöhten Seelenlebens gegeben hat. Auch die Betrübnis um den Tod Adelens kommt zu Worte: „ich mache mir Vorwürfe, daß ich mir die Freude nicht bereitet habe, mit ihr Briefe zu wechseln" (24. Okt. 1849); „nicht ohne Vorwürfe denke ich daran, daß ich es immer verschoben habe, unserer Freundin Adele Schopenhauer ein Zeichen meiner dankbaren Erinnerung an sie zu geben, bis es zu spät war. Oft wohl habe ich an sie, wie an Sie, liebe Ottilie, durch Reisende Grüße gesendet; ob sie aber ausgerichtet worden, weiß ich nicht" (5. Jan. 1855). Von Glück und Leid, das er erfahren, gibt Heinke Bericht; Mißhelligkeiten des Amtes werden nicht verschwiegen.

Im Juni 1835 war der Geh. Oberregierungsrat Heinke zum Kurator der Universität Breslau bestellt worden; zugleich hatte er das Amt des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten erhalten, wie es durch die Karlsbader Beschlüsse aus dem Sommer 1819 für alle Universitäten eingerichtet worden war: ein dornenvolles Geschäft in diesen unruhigen Jahren, da die Bewegung des 'Jungen Deutschland' die gebildeten Kreise in Gärung gebracht hatte, für Heinke doppelt schwierig durch bedenkliche Personalunion mit der Polizeipräsidentenschaft. Heinke war als Ver-

trauensmann der Regierung ein Vertreter der alt-bewährten Ordnung; die romantischen Neigungen schwärmerischer Frühzeit waren im Bewußtsein amtlicher Verantwortung allmählich geschwunden. Er hat dennoch des unerfreulichen Amtes mit Einsicht und Wohlwollen gewaltet, immer zu ausgleichender Vermitltung geneigt (Georg Kaufmann in der 'Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau', Breslau 1911, 1, 130f.; Max Schimmelpfennig, ebenda, 2, 8ff.). Der Studentenschaft war er ein duldsamer Wächter; wie er der Burschenschaft der Raczeks keine ernsthaften Hindernisse in den Weg legte, sich allen ministeriellen Verboten zum Trotz zusammenzuschließen, so blieb er dauernd ein freundlicher Gönner studentischer Sitten. „Ohne Schläger gibt es keine Studenten", pflegte er zu sagen, „wenigstens möchte ich dann nicht Kurator einer Universität sein'" (Kaufmann, ebenda, 1, 226f.). Die Stelle des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten wurde endlich durch Erlaß vom 8. Juli 1848 beseitigt; das Kuratorium hat Heinke bis zu seinem Tode bekleidet.

Besondere Empörung der liberalen Stürmer hatte Heinke gegen sich wachrufen müssen, als ihm die mißliche Aufgabe zugefallen war, die Untersuchung gegen Hoffmann von Fallersleben zu führen, der 1842 wegen seiner 'Unpolitischen Lieder' seiner Breslauer Professur enthoben wurde, und Hoffmann hat einem achtenswerten Gegner gegenüber, dem sein Handeln ebensosehr sittliche Überzeugung wie amtliche Pflicht war, mit unwürdigen Gehässigkeiten nicht gekargt (Hoffmann, 'Mein Leben', 3. Band). Auch Ottilie hat damals der allgemeinen Stimme mehr geglaubt als der eigenen Überzeugung; da schreibt ihr Heinke (25. Aug. 1844): „Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier etwas über den Fallerslebner, mit dem mich sehr unerwarteter Weise ein paar 'Vaterlands-Blätter'-Leute in Zusammenstellung gebracht haben, sagen könnte. Es würde, um Sie zu enttäuschen, nichts bedürfen, als daß Sie ihn länger als einige Abende in Ihrer Nähe hätten. Wie bald würde sich Ihre edle Natur von ihm wegwenden!" Und wie gegen den Verdacht politischer Unduldsamkeit so verwahrt er sich 10. Febr. 1856 gegen den Vorwurf, zeitgenössischer Frömmelei verfallen zu sein, und preist mit beredten Worten den Segen des Lichtes und der Wissenschaft; schon am 27. Oktober 1832 hatte Johanna Schopenhauer bei Holtei angefragt, ob Heinke „unter die Frommen gegangen" sei. Lieber verweilt er jedoch bei lieberen Dingen: bei dem Feste seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums 1854, das der König durch neue Ordensauszeichnung, Stadt und Universität durch wertvolle Geschenke, die juristische und die philosophische Fakultät durch Doktordiplome ehrten. Am liebsten spricht er von den Seinen: von seiner Tochter Ottilie, die ein schönes Talent zur Musik bekundet, von seiner Tochter Klara, die eine geschickte Miniaturmalerin und Kopistin wird. Freilich ist auch aus dem Familienkreise nicht nur Glück zu melden. Klara, die Begabteste unter den Geschwistern,

war jahrelang gelähmt; Hermann, der zweite Sohn, der ein geschickter und verehrter Arzt geworden war, wurde am 11. April 1854 durch einen plötzlichen Tod dahingerafft. So, im Wechsel zwar seltener, aber herzlicher Briefe spannen sich die locker gewordenen Fäden wieder fester. Ottilie sendet die Kompositionen ihres Sohnes Walter in das musikliebende Haus des Freundes, Walter selbst schenkt den von Guhrauer herausgegebenen Briefwechsel des Großvaters mit Knebel und das dreibändige Verzeichnis 'Goethes Kunstsammlungen'. „Das Verzeichnis der Sammlungen", so schreibt Heinke am 5. Jan. 1855, „versetzte mich mitten in die wohlbekannten Räume des Unvergeßlichen. Bei der 'Aldobrandinischen Hochzeit' traten die genußreichen Sonntagvormittagsstunden mir vor die Seele, die er damals einem auserwählten Kreise bereitete, und als ich zu den mancherlei Sammlungen kam, . . . da sah ich ihn wieder mit seinem Feuerauge neben mir an den Schubkasten stehen, die er mir erklärend öffnete." Nun kommt es auch noch einmal zu persönlicher Begegnung: wie schon 1844 der Sohn Hermann, vom Vater angekündigt, Ottilien in Wien besucht hatte, so kam in der zweiten Hälfte des August 1849 Ottilie nach Breslau: sie kam aus Bonn vom Sterbelager Adelens. Mehr denn ein volles Menschenalter war dahingegangen, seitdem sich Freund und Freundin zum letzten Male ins Auge gesehen hatten, sie, die nur für wenige Wochen einander räumlich nahe gewesen und für ein ganzes Leben geistig verbunden geblieben waren: es war für Ottilie ein „Tag des Glückes, wie Gott ihr selten gab" (Houben, 'Ottilie v. Goethe', S. 134). Im Oktober desselben Jahres war auch Walter mehrfach bei Heinke zu Gast; das junge Geschlecht wird Träger der alten Beziehungen. Heinkes Töchter Cordelia, Ottilie und Klara führen einen lebhaften Briefwechsel mit der mütterlichen Freundin, mit der „lieben teuern Mama", wie Klara sie nennen darf. Und Ottilie Heinke ist es, die am 16. März 1857 den Tod des Vaters meldet: unmittelbar vor einem Festmahle am 12. März traf ihn ein Gehirnschlag, er verschied am 14. März. Er, „der seinen Charakter und sein ganzes Leben immer suchte in ein harmonisches Ganzes zu vereinen und gewiß einer der edelsten Menschen war, kehrte zu der ewigen Harmonie zurück", so Ottilie an Sibylle Mertens am 18. April (Houben, 'Ottilie v. Goethe', S. 222). Um 15 Jahre hat sie den Geliebten der Jugend überlebt; er wäre vielleicht imstande gewesen, die Baumaterialien, die ihr die Natur gegeben hatte, als „Bau- und Ratmeister" zu einem Tempel schönster Frauenwürde zusammenzufügen.

„Als ich ein junger Geselle war"

Von Otto Pniower (Berlin)

Als ich ein junger Geselle war,
Lustig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt.

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen;
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen.
Doch die schönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Dieses anmutige Gedicht wurde im Jahre 1833 von Eckermann und Riemer in den siebenten Band der 'Nachgelassenen Werke' Goethes aufgenommen und hat lange Zeit für eine Schöpfung Goethes gegolten. Ich erinnere mich, daß Ludwig Pietsch, kein vorbildlicher Schriftsteller, aber mit Goethes Lyrik wohl vertraut, den schönen Schlußvers als Goethisch zitierte. Daß Männer wie Eckermann und Riemer das Gedicht Goethe zuschrieben, kann allerdings in Verwunderung setzen. Bei genauerer Prüfung hätten sie merken müssen, daß es in drei Beziehungen nicht zu seinem Leben und seiner Art stimmt. Denn daß die Maler das Gesicht des jungen Dichters für viel zu gering gehalten hätten, trifft nicht zu. Wir wissen, daß er auch in seiner Jugend sehr oft porträtiert worden ist. Weiter paßt es nach meinem Gefühl nicht zu ihm, daß er sich selbst als Altmeister

bezeichnet haben sollte. So konnte nur ein andrer von ihm sprechen. Und endlich: bis an sein Lebensende ist Goethe des Glückes froh gewesen, der Mittelpunkt eines Kreises schöner Frauen und liebenswürdiger Mädchen zu sein. Genug indes, das Gedicht galt als seine Schöpfung. Erst im Jahre 1868 forderte der wahre Verfasser, der Historiker und Dichter Friedrich Förster, die Strophen für sich als sein Eigentum zurück. Förster ist bekanntlich der Verfasser jener Biographie des Dichters, die der Hempelschen Goethe-Ausgabe im ersten Bande voransteht. Gegen den Schluß seiner Darstellung berichtet er kurz über den letzten Besuch, den er selbst dem Dichter Ende August 1831 zusammen mit seiner Gattin in Weimar gemacht hatte. Dazu fügt er folgende Fußnote: „An dieser Stelle sei es gestattet, die Autorschaft des nachstehenden kleinen Gedichts 'Lauf der Welt' aufzuklären.“ Er gibt den Wortlaut der Verse und fährt fort: „Der Verfasser dieses Gedichtes ist nicht Goethe, sondern der Unterzeichnete. Ich schrieb es dem Herzogl. Braunschweigischen Hofmaler Sebbers, der von Goethe beauftragt war, mir im Jahre 1826 eine Tasse zu zeigen, auf welche er das Bildnis des gefeierten Dichters gemalt hatte [Schulte-Strathaus, 'Die Bildnisse Goethes', S. 75 f.; Tafel 143], in sein Album. Wie es geschehen, daß es sich unter die Gedichte Goethes verirrt hat, ist mir unbekannt; ich kann es mir gern gefallen lassen. F. Förster.“

Diese vierzig Jahre nach dem Ereignis niedergeschriebene Erklärung enthält, wie das bei späten Erinnerungen unvermeidlich zu sein scheint, Ungenauigkeiten. So muß zuerst die Angabe des Entstehungsjahres 1826 beanstandet werden. Denn der Maler Ludwig Sebbers kam erst 1827 nach Berlin. Daß er von Goethe beauftragt war, bei Förster sein Werk vorzuzeigen, halte ich nicht gerade für wahrscheinlich. Jedenfalls ist es nicht bezeugt. Wenig wahrscheinlich ist es mir, weil Goethe damals Veranlassung hatte, dem betriebsamen Berliner Schriftsteller gegenüber zurückhaltend zu sein. Als Mitherausgeber des Berliner 'Conversationsblattes' — der zweite war Willibald Alexis — hatte Förster den Dichter als Mitarbeiter gewinnen wollen und ihn um Beiträge ersucht. In einem kurzen Schreiben

an Zelter, das dieser an Goethe weitergab, ersuchte er den einflußreichen Freund, für ihn bei dem 'alten Herrn' Fürbitte einzulegen, daß er ihm eine, wenn auch noch so kleine Mitteilung sende (Hecker, 'Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter' 2, 553). Darauf schrieb Goethe an Zelter (am 1. September 1827): „Den guten Förster beschwichtige mir. Ich würde ihm wohl von Zeit zu Zeit etwas mitteilen; wie ich denn zum Beispiel nichts dagegen habe, wenn Rösel sein kleines Gedicht" — gemeint sind die Verse: „Rösels Pinsel, Rösels Kiel" (Werke 4, 140) — „dort will abdrucken lassen. Aber die guten Menschen verlangen gleich, daß man sich assoziieren soll, und dafür hat man sich denn doch zu hüten, weil sie mitunter taktlos und indiskret sind." Dazu sei bemerkt, daß das 'Conversationsblatt' in der Nummer 158 vom 11. August 1827 (S. 632) drei 'Zahme Xenien' Goethes gebracht hatte, die dem vor drei Monaten erschienenen vierten Bande der 'Ausgabe letzter Hand' entnommen waren. Die Quelle war nicht angegeben. Der Titel lautete: 'Sprüche von Goethe', so daß leicht der Anschein entstehen konnte, als ob ein unmittelbarer Beitrag des Dichters vorliege. Ob das mit seiner Erlaubnis geschah, ist nicht bekannt.

Nicht feststellen läßt sich, ob Förster das Gedicht 'Lauf der Welt' dem Maler wirklich ins Album geschrieben hat. Wahrscheinlich ist mir auch das nicht, weil, wie sich noch zeigen wird, Försters öffentliches Urteil über das Sebberssche Bild nicht gerade auf ein besonders vertrautes Verhältnis zwischen beiden schließen läßt. Dagegen verschweigt der Verfasser in der Erklärung, möglicherweise, weil er es vergessen hatte, daß seine Verse sechs Jahre, bevor sie in Goethes Werke gelangten, gedruckt erschienen waren und zwar in Nr. 148 seiner Zeitschrift, des 'Berliner Conversationsblattes für Poesie, Literatur und Kritik', vom 28. Juli 1827. Und das war so gekommen.

Ludwig Sebbers erschien im Sommer 1827 in Berlin. Die Kunstgeschichte verzeichnet ihn nicht unter ihren Größen. Nur ein einziges Künstlerlexikon, das Naglersche, berichtet über ihn und auch nur sehr kurz. Er ist freilich jung, im Jahre 1843, gestorben. 1804 war er geboren worden. Er wurde auf der Berliner Akademie ausgebildet. In ihren Ausstellungen ist er drei=

mal: 1830, 1832 und 1834 vertreten und zwar überwiegend mit Porträten. Neben Bildnissen von Schauspielern wie Lemm als Wallenstein, Ludwig Devrient als Richard dem Dritten malte er König Friedrich Wilhelm sowie Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Auch Genrebilder hat er geschaffen. Daneben betätigte er sich in der Graphik. So gibt es von ihm eine Lithographie, die Hegel in seinem Arbeitszimmer sitzend zeigt (siehe 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 11 [1925], 86; Tafel 3). Und das Märkische Museum besitzt einen Steindruck, in dem das feiste Gesicht des Hegelianers Eduard Gans lebensprühend wiedergegeben ist. War er auch kein Künstler ersten Ranges, so zeichneten sich seine Bildnisse doch durch große Ähnlichkeit aus. Und eine Kunst, die man meist als Gewinn einer späteren Zeit anzusehen pflegt, scheint er in hohem Grade verstanden zu haben: die der Reklame. Am 5. Juli 1827 erschien in der Spenerschen Zeitung folgende Mitteilung:

„Den zahlreichen Verehrern Goethes in unserer Stadt dürfte es nicht uninteressant sein zu erfahren, daß gegenwärtig das am besten getroffene Bildnis des unsterblichen Dichters sich in Berlin befindet. Herr Sebbers, Inspektor der Herzoglichen Porzellanfabrik zu Braunschweig, hat dasselbe in höchster Kunstvollendung nach dem Leben auf eine Tasse (und zwar gleich auf das Porzellan) gemalt, welche künftig eine Hauptzierde des Museums in Braunschweig sein wird. Der Künstler wird sich, ehe er dahin zurückkehrt, einige Zeit hier aufhalten, und wir hoffen, daß ihm werde Gelegenheit dargeboten werden, sein Werk öffentlich für die Freunde der Kunst auszustellen, wie er dasselbe schon in einigen Privatzirkeln bereitwillig gezeigt hat. Statt jeder anderen Empfehlung teilen wir zwei Briefe von Herrn Hofrat Meyer zu Weimar und von Goethe selbst mit.

„'Sie wünschen, hochverehrter Herr und Freund! von mir zu vernehmen, wie ich Ihr Bildnis, von Herrn Sebbers auf eine große porzellanene Bechertasse nach der Natur gemalt, befunden. — Ruhige Haltung im Ganzen, bestimmte Umrisse ohne Härte, Rundung, übereinstimmende Züge, belebter Ausdruck, kräftiger, warmer Ton der Fleischtinten und löbliche geschmackvolle Behandlung der Haare sowie des Gewandes will ich

als preiswürdige Eigenschaften bloß anzudeuten mich begnügen, weil sie den kunstverständigen Beschauern des Werkes von selbst sich offenbaren. Doch ein Umstand, und zwar in gewisser Hinsicht der wichtigste, der diese Malerei besonders bei Auswärtigen empfehlen und ihren Wert erhöhen dürfte, muß ausdrücklicher bezeugt werden, nämlich die überaus wohlgetroffene Ähnlichkeit. Es ist mir kein Bildnis von Ihnen bekannt, welches Ihre Züge, Ihre Gestalt und sichtliches Wesen wahrhaftiger darstellte. Mit Verehrung und treuer Liebe. Ihr ergebener Meyer. Belvedere, den 16. August 1826'.

„Über diesen Brief seines Freundes äußerte sich Goethe selbst folgendermaßen:

„'Daß ich der Überzeugung des Herrn Hofrat und Direktor Meyer vollkommen beipflichte, versichere gern und füge hinzu, wie ich mit Vergnügen an Herrn Sebbers einen jungen Mann gefunden, der entschiedene Naturgaben mit musterhaftem Fleiß praktisch ausbildet, indem er einen Weg verfolgt, worauf man jeden jungen Künstler zu sehen wünscht. Allem Guten auf einem gleichmäßig fortgesetzten Lebensgange, zur Freude seiner Gönner und Beschützer, wie zu seinem eigenen Wohl mit Vertrauen entgegenblickend, Weimar, den 23. August 1826, J. W. v. Goethe.'"

Der Brief Meyers an Goethe und das von ihm hinzugefügte Zeugnis sind in der Briefabteilung der Weimarer Ausgabe Bd. 41 S. 321ff. abgedruckt, jener jetzt auch in Heckers Ausgabe des Goethe-Meyer-Briefwechsels in den 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' Bd. 35 (1922) S. 101f. Es ergibt sich daraus, daß die Spenersche Zeitung das Meyersche Schreiben ziemlich stark gekürzt hat. Besonders ist eine Beurteilung der dem Porträt beigefügten Ornamente, die aus Figuren, Blätterwerk u. a. bestanden, vollständig weggelassen. Natürlich sind bei dem Abdruck auch einige Abweichungen und Fehler untergelaufen, deren schlimmste ich nach der Weimarer Ausgabe verbessert habe. Es ergibt sich weiter daraus, daß der geschäftsgewandte Maler sich auch von August v. Goethe eine Bescheinigung seiner Tüchtigkeit hat geben lassen.

Jene Mitteilung erschien, wie gesagt, am 5. Juli 1827 in der

Spenerschen Zeitung. Sechs Tage später brachte die Vossische (Nr. 159 vom 11. Juli) folgende Anzeige:

Goethes Bildnis
auf Porzellan von L. Sebbers aus Braunschweig für das Herzogliche Museum gemalt, ist von heute an jeden Vormittag bis Ende dieses Monats in der Singakademie neben dem Universitätsgebäude zu sehen. Der Hauswirt Martin daselbst gibt Auskunft. Zelter.

Damit stimmt nur halb, was Zelter am Sonntag, dem 8. Juli 1827 an Goethe schreibt: „Herr Sebbers hat mir gestern sein Tassengemälde mit Deinem Bildnisse gebracht, das ich morgen und Dienstag in der Singakademie ausstellen will, wie er es wünscht, ehe es, wie er sagt, in ein Museum begraben wird." Auf die Differenz gehe ich nicht näher ein, da auf sie nichts ankommt. Noch einmal kommt Zelter auf das Bild in einem nicht datierten Briefe zurück (Hecker 2, 544), der aber etwa auf den 1. August anzusetzen ist. Das Porträt werde verschieden genug beurteilt. „Alle wollen es aber haben, da es so überaus ähnlich ist. An meinen Wänden hängen gegen zwanzig verschiedene Abbildungen von Dir umher, da denn verglichen und zuletzt das Sebbersche [so!] für das beste angesprochen wird."

Anläßlich dieser Ausstellung der Tasse in der Singakademie brachte nun das 'Conversationsblatt' folgende nicht unterzeichnete, aber natürlich von Friedrich Förster verfaßte Besprechung:

„Herr Sebbers aus Braunschweig hat in dem Saale der Singakademie die Bechertasse öffentlich ausgestellt, auf welche er Goethes Bildnis malte. Goethe selbst und seine Freunde in Weimar erklären dies Bild für das getroffenste, was in neuester Zeit gemacht wurde, und auch wir finden die edlen und heitren Züge des Dichters geistreich aufgefaßt und treu wiedergegeben. Mit der technischen Behandlung können wir uns weniger einverstanden erklären; für ein so ausdrucksvolles, durchgearbeitetes Gesicht ist der zarte, fast geleckte Pinsel des Miniaturmalers durchaus nicht das geeignete Werkzeug. Das verlangt den breiten Pinsel eines Tizians, den kecken Pinsel eines van Dyck

oder besser noch den kühnen Meißel eines Rauch. Herr Sebbers hat den Schlafrock mit der Sauberkeit eines van der Werff gemalt. Die Karnation hat zu viel graue Töne, so daß wir glauben, einen leichten Flor vor den Augen zu haben. In den Nebensachen, zumal in den beiden Genien, vermissen wir richtige Zeichnung. — Auf die Untertasse hat Goethe mit eigner Hand die Worte: 'Heil und Gruß. Goethe.' geschrieben und in dem zierlichen Kasten, welcher die Tasse, die in dem Museum von Braunschweig aufgestellt werden soll, verwahrt, ist diese Feder beigelegt worden.[1]) — Aus den Scherzen, welche der heitre Greis bei dieser Gelegenheit machte, sind folgende Verse entstanden: Als ich ein junger Geselle war usw." Das Gedicht wird vollständig abgedruckt mit zwei oder drei unbedeutenden Abweichungen und einem offenbaren Druckfehler, die ich als nichtssagend übergehe.

Man sieht: die Beurteilung ist nicht durchaus anerkennend, Mängel des Werkes werden nicht verschwiegen. In einem Punkt, hinsichtlich der Inkarnation, sagt Förster so ziemlich das Gegenteil des Lobes, das Meyer gespendet hatte. Einer andern Instanz gegenüber als dem Maler selbst hat aber auch Goethe einige Zweifel an dem Sebbersschen Kunstvermögen nicht unterdrückt. Im Auftrage der Erbgroßherzogin Maria Paulowna hatte Heinrich Meyer bei ihm angefragt, ob Sebbers nach seiner Ansicht wohl imstande sein würde, zwei Prinzessinnen — es sind wohl die Prinzessinnen Marie und Augusta gemeint — in Miniatur oder auch auf Porzellantäfelchen zu malen. Goethe antwortete darauf (am 27. September 1826): „Unter dankbarstem Anerkennen des höchsten Vertrauens gebe folgendes zu bedenken. Was der Maler Sebbers vermag, haben Sie, teuerster Freund, selbst beurteilt; er hat es an meinem Bilde auf jener Tasse lobenswert geleistet. Aber ich darf nicht verschweigen, daß ich ihm wohl zwanzigmal, zu Stunden und halben Stunden gesessen[2]), sowohl zu der ersten Anlage, welche

[1]) So zeigt sich die Tasse noch heute den Besuchern des Goethe-Nationalmuseums.

[2]) Ich zähle nach dem Tagebuch vierzehn Sitzungen, von denen vier einer Zeichnung des Goethischen Profils galten, die Sebbers nach Vollendung der Tasse noch unternahm.

schon fertig genug erschien, als nach zweimaligem Brennen zum Retouchieren. Er hat sich aber hiebei keinen Strich, keinen Punkt aus dem Gedächtnis, willkürlich oder zufällig erlaubt; daher denn freilich ein sehr ähnliches und lobenswürdiges Bild entstanden ist. Ob er unter weniger günstigen Bedingungen bei jungfräulichen, jugendlichen Bildnissen eben so glücklich sein werde, ist nicht vorauszusehen; wie denn jedes Porträtieren immer als ein Wagestück zu betrachten ist. Vielleicht wartete man ab, wie das Bildnis des Herrn Erbgroßherzogs und seines durchlauchtigen Herrn Bruders gelänge; Kapellmeister Hummel hat er gleichfalls gezeichnet. Doch möchte aus diesem allen kaum ein Schluß zu ziehen sein; denn das zarte Jugendliche ist nicht so leicht als das markierte Alter zu fassen und nachzubilden. Mehreres mündlich nächstens." Darnach wird Sebbers den Auftrag wohl nicht bekommen haben. Wenigstens ist darüber nichts bekannt geworden. —

Es muß noch von der Wendung die Rede sein, mit der Förster am Schlusse seiner Besprechung zu dem Gedicht überleitet. Er sagt: „Aus den Scherzen, welche der heitre Greis bei dieser Gelegenheit machte, sind folgende Verse entstanden". Zunächst, so darf man sagen, drückt sich Förster ein wenig unbestimmt aus, so daß sich darnach die Meinung bilden konnte, die beiden Strophen seien von Goethe verfaßt worden. Daß geradezu eine Täuschung beabsichtigt war, ist wohl nicht anzunehmen. Eine Art Spiel mit diesem Gedanken mag allerdings am Werke gewesen sein. Dann aber erhebt sich die Frage, woher, wenn der Mitteilung überhaupt etwas Tatsächliches zugrunde liegt, Förster von jenen Scherzen Kenntnis erhielt. Die erste Vermutung ist, daß ihm Sebbers aus seinen Unterhaltungen mit Goethe während der Sitzungen ähnliches berichtet habe. Das wäre natürlich möglich. Allein es liegen Anzeichen dafür vor, daß die Anregung von andrer Seite kam.

Förster stand in engen Beziehungen zu Zelter. Seine Frau, eine Tochter des Direktors des Köllnischen Gymnasiums in Berlin Gedike, war Zelters Schülerin. Und Zelter war es auch, der sie und den Gatten an Goethe empfahl, so daß sie ihn öfters in Weimar besuchten. Nun hatte Goethe, noch während Sebbers

an seinem Porträt malte, dem Berliner Freunde Mitteilung davon gemacht. Schon hier rühmt er dem Bilde nach, daß es zu aller Menschen Zufriedenheit wohl geraten sei; er lobt sogar die von Förster getadelten Zieraten (12. August 1826). Zugleich sendet er ein Xenion, das er bei der Gelegenheit verfaßt hatte und das dann noch in den vierten Band der 'Ausgabe letzter Hand' aufgenommen wurde:

Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen.

Dazu fügt er die Worte: „So habe ich billigermaßen über diese Bemühungen gescherzt; man muß es eben geschehen lassen."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Zelter dem befreundeten Förster diesen Brief mitgeteilt hat. Ich finde Nachklänge an ihn in Försters Beurteilung der Sebbersschen Malerei, wenn er hier, freilich mit einiger Übertreibung, hervorhebt, daß Goethe selbst und seine Freunde in Weimar das Bild für das getroffenste erklärten, „was in neuester Zeit gemacht wurde," und von Scherzen des Dichters spricht. In dem Xenion selbst kommt Goethes Unmut über das Alter zum Ausdruck, verbunden mit der Klage darüber, daß er sich so häufig zu Porträtsitzungen hergeben müsse. Beide Motive bilden auch die Grundlage der Försterschen Verse. Nur hat Förster sie selbständig und hübsch weiter entwickelt, so hübsch, daß man sagen kann: dieses Gedicht ist sein bestes.

Nun stammt Goethes Brief freilich aus dem August 1826, während die Verse erst ziemlich ein Jahr später erschienen sind. So ergäbe sich, wenn zwischen ihnen und dem Briefe ein Zusammenhang besteht, folgende doppelte Möglichkeit. Entweder ließ sich Förster, als er über die Sebberssche Malerei zu schreiben hatte, von Zelter den Brief noch einmal geben. Oder, was wahrscheinlicher ist, das Gedicht entstand schon im Sommer 1826 und fand ein Jahr später die öffentliche Verwendung. Diese zweite Annahme hat deshalb mehr für sich, weil Försters Angabe, seine Verse seien im Jahre 1826 entstanden, damit zu ihrem Rechte käme. Er mag die Notiz dann etwa seinem Tagebuch entnommen haben. Falls es mit der weiteren Angabe,

daß er das Gedicht ins Album des Porträtisten geschrieben, doch seine Richtigkeit hätte, so müßte es ein Jahr später, 1827, geschehen sein.

Im Jahre 1838 gab Förster seine 'Gedichte' in zwei Büchern heraus. Die Sammlung bietet im zweiten: 'Romanzen, Erzählungen, Legenden', während das erste seine in den Befreiungskriegen — Förster war Lützowscher Jäger — entstandenen 'Kriegslieder' und einige spätere Gelegenheitsgedichte enthält, die sich auf jene Kämpfe und spätere Erinnerungsfeiern beziehen. Alle diese Poesien sind heute matt und wirkungslos. Am besten gelangen dem Dichter Verse zu festlichen Gelegenheiten, zu den Geburtstagen Goethes, zu Zelters Jubiläen. Diese hat er in seine Sammlung nicht aufgenommen. Nur in Einzeldrucken, Zeitschriften oder Zeitungen sind sie zu finden. Alle aber übertrifft das Gedicht „Als ich ein junger Geselle war", ein echtes Rollengedicht, in dem sich der Verfasser in die Denkweise eines Anderen, Höheren mit Glück, wenn auch, wie wir sahen, nicht ohne Irrtümer, versetzt hat. Eine eigentümliche, gewiß nicht häufige Fügung aber ist es, daß Förster gerade die gelungenste seiner Schöpfungen, eben weil sie nicht eigene Gefühle wiedergab, von seiner Sammlung ausschließen mußte.

Goethe-Schrifttum

Berichtszeit
Anfang Januar 1926 — Ende Februar 1927

Von **Wilhelm Frels** (Leipzig)

Die Bibliographie wurde auf das deutschsprachige Schrifttum beschränkt. Vollständigkeit des Wesentlichen wurde angestrebt, Zeitungsaufsätze sind nur ausnahmsweise aufgenommen. Die Anfügung eines Referates bedeutet kein Werturteil, vor allem wurden solche Aufsätze und Bücher damit bedacht, deren Titel einer Erläuterung bedürftig schien. Ein * vor dem Titel gibt an, daß es sich um eine Veröffentlichung in Buchform handelt.

I. Bibliographie. Jahrbücher.

Frels, Wilhelm: Goethe. In: Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes. Jg. 2. Sp. 324—328.

Verzeichnis der Goetheliteratur des Jahres 1925 (Bücher und Zeitschriftenaufsätze). Nur Angabe der Titel. Systematische Anordnung. Auf die Referate, die im Lit.-Zbl. Jg. 77, 1925 erschienen, wird verwiesen.

Koch, Franz: Goetheliteratur. In: Euphorion. Bd. 27, 1. S. 127 bis 133.

Bespr. von H. Glockner: Philos. Problem in Goethes Farbenlehre, Haldane: G. als Denker, Joh. v. Kries: G. als Psycholog, Wilh. Löw: G. als religiöser Charakter, Dietrich Mahnke, Leibniz u. Goethe.

Korff, H. A.: Goethe [Titelbibliographie mit kurzen Referaten]. In: Jahresbericht über d. wissenschaftl. Erscheinungen auf dem Gebiet der neueren deutschen Literatur. N. F. Bd. 4. Bibliographie 1924. Berlin 1926. S. 58—64.

Witkowski, Georg: Goethe-Bücher. [Sammelbespr.] In: Die Literatur. Jg. 29, 4, Jan. S. 202—211.

---

*Goethe-Kalender 1927. Hrsg. von Karl Heinemann. Leipzig: Dieterich [1926]. (132 S., 8 Taf.) 8° Hlw. 3 —.

Vorwort. Kalendarium. Vor hundert Jahren (S. 13—24). Gedichte Goethes für Frau von Stein. Goethes „Elpenor". Robert Weber: Goethe als Wohltäter (S. 94—112). Aus der neuesten Goetheliteratur (S. 113—123), Besprechungen von Pniower: Goethe in Berlin und Potsdam; Deetjen: Auf Höhen Ettersburgs;

Wahl: Goethe in Dornburg; Biedermann; Goethe als Rätseldichter; Jahrbuch der Sammlung Kippenberg; Müller: J. J. von Willemer; Hedda Sauer: Goethe und Ulrike; Amelung: Goethe als Persönlichkeit; Karoline Jagemann: Erinnerungen; Eckermann: Gespräche, hrsg. von Houben.

*Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Max Hecker. Bd. 12. Weimar: Verl. d. Goethe-Ges. 1926. (IV, 395 S., 4 Taf.) gr. 8°

Die Goethe gewidmeten Aufsätze sind in den betr. Abteilungen aufgeführt. S. 339—371: 41. Jahresbericht (Berichtsjahr 1925/26).

*Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts 1916—1925. Frankfurt a. M. 1926. (252 S., 7 Taf.) gr. 8°

Erscheint nach fast 9jähriger Pause wieder. Bringt an erster Stelle zu Goethes 175. Geburtstage einen Vorspruch v. Willy Meckbach. Von den 9 Vorträgen u. Abhandlungen beschäftigen sich 5 mit Goethes Person oder Werken (sind unter den Verf. einzeln verzeichnet). Abschnitt 3: Aus dem Goethemuseum bringt 3 Aufsätze v. Heuer, Hering u. Heuer (s. unter Biographisches), Abschnitt 4 den Jahresbericht 1924/25 mit Rückblick. Die Schaffung einer neuen Satzung wird vorbereitet.

*Dasselbe. 1926. Im Auftrag der Verwaltung hrsg. v. Ernst Beutler. Frankfurt a. M. (1926). (441 S., 7 Taf.) gr. 8°

5 Aufsätze über G. (sind einzeln verzeichnet). Nachbildungen: Stammbuchvers d. jungen G. v. 18. April 1764 u. Aus e. Schulheft G.s 1758. Der Jahresbericht bringt vor allem e. Bericht über die Abschiedsfeier für Otto Heuer. Finanzielle Lage u. Neuerwerbungen des Goethemuseums S. 413—423.

II. Ausgaben. Zu den Werken.

a) Werke. Teilsammlungen.

*Goethe: Sämtliche Werke. In 4 Hauptbänden und einer Folge von Ergänzungsbänden. In Verb. mit mehr. Fachgelehrten hrsg. von Theodor Friedrich. Bd. 18. Leipzig: Reclam 1926. (60, 715 S.) kl. 8° = Helios-Klassiker. Lw. 2,75 —. Hldr. 4,50 —.

Der Band enthält die Aufsätze zur bildenden Kunst, eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Greiner. Dankenswert ist am Schluß eine Zusammenstellung sämtlicher Aufsätze nach der Zeitfolge.

*Goethe: Sämtliche Werke. (Hrsg. v. Kurt Noch.) Bd. 34. 35. Berlin: Propyläen-Verlag [1926 — 1927]. 4° Je Pp. 10 —. Lw. 12 —. Hldr. 16 —.

Bd. 34 (VII, 503 S.) enthält: Wilhelm Meisters Wanderjahre (Erste Fassung). Kampagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Gedichte 1821. Zahme Xenien. 2. Buch. Briefe aus d. J. 1821.

Bd. 35 (VIII, 548 S.) enthält die Schriften, Tagebücher u. Briefe der Jahre 1821 und 1822.

*Goethes Werke. Festausgabe (zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts). Im Verein mit F. Bergemann, E. A. Boucke, M. Hecker, R. Richter, J. Wahle, O. Walzel, R. Weber hrsg. von Robert Petsch. Kritisch durchgesehene Ausg. mit Einleitungen u. Erläuterungen. Bd. 1 bis 13. Leipzig: Bibliographisches Institut (1926). 8° = Meyers Klassiker-Ausgaben. Lw. je 4,25.

Die Gesamtausgabe wird 18 Bde. umfassen und bringt das Lebenswerk G.s in der allgemein üblichen Anordnung (Gedichte, Epen,

Dramen, Romane, Autobiographisches), aber in glücklicher Aneinanderreihung u. Vollständigkeit. Neben dem Urfaust wird z. B. auch der Urmeister geboten. Beigegeben sind zahlreiche Handschriftennachbildungen u. einige Bilder nach zeitgenössischen Stichen. Die Einleitungen, Anmerkungen u. Literaturangaben genügen trotz ihrer Verständlichkeit für Laien allen wissenschaftlichen Anforderungen. „Der Wortlaut ist sorgfältig verglichen, auf gelegentliche Abweichungen oder wichtigere Lesarten wird in den Anmerkungen verwiesen." Der Sinn von G.s Leben wird in der Einleitung auf eigene Weise, knapp und klar in der Form, gedeutet.

*Goethes Werke. Mit Erläuterungen v. Georg Witkowski. (Textrevision: Werner Müller, Paul Beyer, Walter Hoyer.) Bd. 1—12. Leipzig: Fikentscher [1926]. 8° = Hafis-Bücherei. Je Lw. 5 —. Hldr. 6 —.

1. Gedichte. 2. Epen. Westöstlicher Divan. Sprüche. 3. Faust. Laune des Verliebten. Mitschuldigen. Iphigenie. Tasso. Natürliche Tochter. 5. Götz. Clavigo. Stella. Geschwister. Egmont. 6. Werther. Wahlverwandtschaften. 7—8. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Aus d. italienischen Reise. 9—10. Dichtung u. Wahrheit. 11. Kleine Dramen. Briefe aus d. Schweiz. St. Rochusfest. Aus Wilh. Meisters Wanderjahren. Winckelmann. Schriften z. Kunst 1. 12. Schriften z. Kunst 2. Schriften z. Literatur u. Naturwissenschaft.

*Goethes Werke [Auswahl]. Hrsg. v. Max Hecker u. Hans Wahl. Mit e. Einl. v. Hartwig Jeß. Bd. 1—10. Leipzig: J. J. Weber [1926]. 8° Lw. 40 —.

Die kurze Einl. gibt die innere Entwicklung G.s. Keine Anmerkungen. Inhalt: Bd. 1. 2. Gedichte in chronologischer Folge. Hermann u. Dorothea. 3. Faust. 4. Werther. Wahlverwandtschaften. Novelle. 5. Götz. Satyros. Clavigo. Egmont. Iphigenie. Tasso. 6. 7. Dichtung u. Wahrheit. Biographisches aus späterer Zeit. Maximen u. Reflexionen. 8. 9. Wilhelm Meister. 10. Italienische Reise.

*Goethe. Ausgew. von Bruno Noack. Gotha: Klotz; Hamburg: Meißner 1927. (XII, 284 S.) 8° = Große Meister. Bd. 1. Lw. 5 —.

Auszüge aus Goethes Schriften, nach Materien geordnet: Die alten Pflichten; Von der Ehrfurcht; Der Lichtsucher; Der Wanderer zwischen zwei Welten; Arbeit, Erholung; Arbeit am rauhen Stein; Weisheit, Stärke, Schönheit; Der Buchstabe „S" im flammenden Stern; Arbeit am kubischen Stein; Das neue Meisterwort; Die Liebe von oben; Unsterblichkeit; Das Ewig-Weibliche; Symbolum. „Den Freimaurern unter den Lesern soll zum Bewußtsein kommen, daß ihnen ein unschätzbares Erbe von ihren Altvordern anvertraut ist, daß in der Freimaurerei ein Quell echter Weisheit, Schönheit und Stärke sprudelt. Und die Nicht-Freimaurer mögen an den Quellen erkennen, wie verzerrt das Bild ist, daß die Gegenwart vielfach von der Freimaurerei zeichnet."

*Goethes Werke. Auswahl in 16 Tln. Mit e. Einl. v. S. M. Prem. Leipzig: Hesse u. Becker [1926]. kl. 8° = Parnaß-Klassiker. In 6 Bdn. geb. Lw. je 2,75.

Abdruck der Dichtungen ohne die Urfassungen usw. und ohne Kommentar.

*Goethe: Morphologische Schriften. Ausgewählt u. eingeleitet von Wilhelm Troll. Jena: Diederichs 1926. (484 S., 36 Taf.) 8° = Gott-Natur. geh. 15; Lw. 18,50.

Einleitung: Goethe in seinem Verhältnis zur Natur. Auswahl aus G.s Schriften: Bildung und Umbildung organischer Naturen. Botanische Schriften. Bedenken und Erhebung. Zoologisch-osteologische Schriften. Gipfel und Ausklang.

*Goethes Meister-Prosa. (Auswahl u. Nachwort: A[nton] K[ippenberg] u. G[eorg] W[itkowski]. Für d. Teilnehmer des Leipziger Bibliophilen-Abends am 11. Febr. 1926 hergestellt. Leipzig: Janus-Presse 1926. (30 S.) gr. 8⁰. Nicht im Handel.

Zum 50. Geburtstage Walter Tiemanns hergestellter Privatdruck, der die seit längerer Zeit nicht mehr gebrauchten Typen der Janus-Presse verwendet.

---

*Borkowsky, Ernst: Goethes und Schillers Dramen. Breslau: Hirt 1926. (212 S.) gr. 8⁰ = Führer zur deutschen Dichtung. H. 4. 5,20.

Das Werk „ist aus dem Unterricht hervorgegangen und sucht doch alles Unterrichtliche zu überwinden“. Wir müssen die Dramen, die als Theaterstücke gedacht wurden, vor allem „bühnenhaft auf uns wirken lassen“.

*Burdach, Konrad: Vorspiel. Gesamm. Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. Bd. 2: Goethe und sein Zeitalter. Halle: Niemeyer 1926. (XII, 584 S.) gr. 8⁰ 22,50. Lw. 25,—.

Enthält folgende bereits früher veröffentlichte Aufsätze über Goethe: Die Sprache des jungen Goethe (S. 38—60). Goethes Sprache u. Stil im Alter (S. 61—72). Ein ungeklärtes Faustparalipomenon (S. 77—79. „Es liegt dir kein Geheimnis in der Zahl, allein ein großes in den Brüchen.“). Adolf Wilbrandts Faust-Inszenierung (S. 80—81). Goethes Gesang der Geister (S. 82—90). G.s Ghasel auf den Eilfer in ursprünglicher Gestalt (S. 263—281). G.s West-östlicher Divan in biographischer u. zeitgeschichtlicher Beleuchtung (S. 282—324). Exkurs über den Schluß des Schwager Kronos u. den Ausgang des Urfaust (S. 324—332. „Wohl sollte der titanische Magier tragisch enden, aber gleich dem Götz, Egmont, Mahomet nicht zu Verdammnis, sondern in Verklärung.“). Die Kunst u. der dichterisch-religiöse Gehalt des Westöstl. Divans (S. 333—374). Die Aufnahme u. Wirkung des Westöstl. Divans (S. 375—401). Zum 100jährigen Gedächtnis d. Westöstlichen Divans (S. 402—445).

Burdach, Konrad: Aus der Sprachwerkstatt des jungen Goethe. In: Zeitwende. Jg. 2, 2, Febr. S. 123—146; 3, S. 253—273.

*Castle, Eduard: In Goethes Geist. Vorträge u. Aufsätze. Wien: Österr. Bundesverlag f. Unterr., Wiss. u. Kunst 1926. (XVI, 415 S. mit Abb., 1 Taf.) gr. 8⁰ 13—.

„Die meisten dieser Studien sind wohl im Druck erschienen, aber nur in der als Privatdruck zu betrachtenden Chronik des Wiener Goethe-Vereins u. in der außerhalb des alten Österreich so gut wie gar nicht verbreiteten Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien, daher fast unzugänglich u. vielfach unerreichbar.“ Von den 19 Aufsätzen sind 15 Goethe gewidmet, u. zwar folgende: Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“. „Pater Brey“ und „Satyros“. Stella, ein Schauspiel für Liebende (Erstmalige Veröffentlichung). Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Goetheschen „Faust“. Gott und Teufel in Goethes „Faust“. Tasso-Probleme. Winckelmanns Kunsttheorie in Goethes Fortbildung. Dorothea und Nausikaa. Die natürliche Tochter,

ein Rekonstruktionsversuch des Trauerspiels von Goethe. Goethes Plan zu Schillers Totenfeier. Pandora, ein Festspiel von Goethe. Ein Wiener bei Goethe [Max Loewenthal]. Die drei Paria [Goethe, M. Beer, Delavigne]. Trilogie der Leidenschaft. Goethes Bildungsideal und das moderne Gymnasium.

Der Druckfehlerteufel bei Goethe. In: Deutscher Buchdruckerkalender. Jg. 23. S. 123—126.

Im Klärchenlied (Egmont): „Langen und bangen in schwebender Pein" nicht „Hangen". Ebenso im Liede Mignons: „möcht ich mit dir, o mein Gebieter ziehn", nicht „Geliebter".

Freytag, Rich.: Goethe und seine biblischen Zitate. 1—9. In: Der Pilger aus Sachsen. Jg. 92, Nr. 37—47.

„Kein deutscher Schriftsteller verfügt über einen solchen Reichtum von Bibelsprüchen und biblischen Wendungen, als J. W. G."

Hecker, Max: Lanx satura. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 12. S. 312—321.

„Was wir bringen". Das Fragment „Asla" in den Nachträgen der Weim. Ausg. nicht von Goethe, sondern von Müllner. Das Fragment „Und wenn es dann zu ihren Häupten schrie" (ebda) eine Übersetzung aus dem arabischen „Moallakat". Das „indische Gedicht" „An Sami" (W. Ausg. Bd. 5) nicht von Goethe, sondern von J. F. Zehelein. Zu einer Bemerkung in der „Campagne in Frankreich". S. 319—321: Zu Schillers „Turandot".

*Hehn, Viktor: Gedanken über Goethe. Auswahl. Hrsg. vom Dürerbund. Berlin: Hendel 1926. (309 S.) kl. 8° = Hendelbücher 2569/73. 2,—; Lw. 3,60.

Fast alle Aufsätze sind gekürzt, einige sehr stark, der Abschnitt „Naturphantasie" ist ganz weggelassen.

Kries, J. v.: [Kritische Bespr. v.] Goethes naturwiss. Schriften. Leipzig: Inselverlag 1925. In: Die Naturwissenschaften. Jg. 14, 13. März 1926. S. 271—272.

*Steiner, Rudolf: Goethes naturwissenschaftliche Schriften. Dornach: Philosoph.-Anthropos. Verl. 1926. (264 S.) 8° Pp. 5,50. Lw. 7 —.

Vom Verfasser durchgesehener Neudruck der Aufsätze aus Steiners Ausgabe der naturw. Schr. in Kürschners Nationalliteratur. „Rudolf Steiner hatte die Absicht, am Schlusse dieser Schrift 32 Anmerkungen zu von ihm selbst noch bestimmten Stellen zu schreiben. Die betreff. Stellen sind in dem vorlieg. Buche bereits durch Fußnoten bezeichnet. Leider konnte R. St. seine Absicht nicht mehr zur Ausführung bringen; wir müssen deshalb die in den Fußnoten verzeichneten 32 Anmerkungen schmerzlich entbehren."

Sydow, Eckart von: Der Werdegang des literarischen Klassizismus. In: Die Kultur des deutschen Klassizismus. Berlin 1926. S. 146—192.

„Die Klassizistik geht von der Voraussetzung einer fast transzendenten Selbständigkeit des Sprachgutes aus. Hiermit rühren wir an den eigentlichen Ursprung der Einstellung Goethes . . . . . Sprachlicher Ausspruch wurde mit Handlung gleichgesetzt, ja vielmehr höher als diese gewertet. — Die Sprache Goethes ist die gewaltlos wie eine Selbstverständlichkeit durchgeführte Synthese von Griechischem und Deutschem." Es wird die typische klassizistische Haltung an Goethes hellenistischen Theaterstücken nachgewiesen.

Viëtor, Karl: Goethe, Goldsmith und Merck. In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts 1916—1925. S. 78—94.

*Wukadinowić, Sp[iridion]: Goethe-Probleme. Halle: Niemeyer 1926. (97 S.) gr. 8⁰ 3,60.

Inhalt: Das Weimarer Mondlied und Frau von Stein (S. 9—34). Das Märchen (S. 35—66). Die Christianer (S. 67—97). Inhaltsangabe der Aufsätze s. in d. betr. Abschnitten.

b) Einzelne Werke.

Clavigo. — Feise, Ernst: Zum Problem von Goethes Clavigo. In: Studies in German Literature in honor of A. R. Hohlfeld. Madison 1925. S. 107—117.

Hebt die Bedeutung des Verhältnisses zwischen Goethe und seiner Schwester Cornelia für die Entstehung des „Clavigo" hervor.

Christianer. — Wukadinović, Sp.: Die Christianer. In: Wukadinović, Goethe-Probleme. Halle 1926. S. 67—97.

„Die Christianer" beschäftigen sich mit den postumen „Fragmenten einer Tragödie", in der Hempelschen Ausgabe irrtümlich als „Trauerspiel in der Christenheit" betitelt. Der Entwurf ist nach Wukadinović nicht mit Goethes Calderon-Studien in Verbindung zu bringen, sondern stark von Zacharias Werner beeinflußt.

Dichtung und Wahrheit. — Scholte, J. H.: Zu Goethes Technik in Dichtung u. Wahrheit. (Vom Schlittschuhlaufen.) In: Neophilologus. Jg. 11, 3. S. 202—206.

Trummler, Erich: Goethes Knabenmärchen. In: Das Goetheanum. Jg. 5, 8, 21. Febr. S. 59—61.

Egmont. — Linden, Walther: Goethes Egmont u. s. römische Vollendung. In: Zeitschrift f. Deutschkunde. 1926, 3. S. 182—195.

Farbenlehre. — *Goethe: Farbenlehre. (Vollst. Ausg. in 1 Bande auf Dünndruckpapier. Hrsg.: Gunther Ipsen.) Leipzig: Insel-Verlag 1926. (XXXVI, 687 S., 31 z. T. farb. Taf.) kl. 8⁰. Lw. 12 —.

Enthält als Einleitung: „Die Begründung der Geisteswissenschaft" von Gunther Ipsen. Der Gegensatz zwischen Goethe und Newton, deren beider Lehren „ja in sich im Wesentlichen richtig sind", wird dadurch erklärt, „daß da und dort der Gegenstand ein völlig anderer ist. Hier [bei Newton] ein großes Beispiel natürlichen Denkens — bei Goethe ein geisteswissenschaftlicher Versuch".

Leitzmann, Albert: Der Kosakenhetman in Goethes Farbenlehre. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 12. S. 310—311.

Faust. — *Goethe: Faust. Mit Einl. u. fortlauf. Erkl. hrsg. von K(arl) J(ulius) Schröer. Mit e. Gedenkbl. f. K. J. Schröer von Walter Johannes Stein. 6. Aufl. [2 Tle.] T. 1. 2. Stuttgart: Der Kommende Tag 1926. (16, CXII, 328; IV, CXI, 465 S.) gr. 8⁰ 12 —; Lw. 14 —.

Aus der Einleitung von Stein erfährt man, daß Rudolf Steiner mit dem Gedanken umging, Schröers Werk nach dem Stande der neuesten Goetheforschung ergänzt herauszugeben und darin auch alles auszusprechen, was er selbst über Goethes Faust zu sagen hatte.

Arnold, R. F.: Goethes Faust. Vortrag. In: Die Quelle. Jg. 76, 9. S. 913—918.

*Bab, Julius: Faust. Das Werk des Goetheschen Lebens. Stuttgart: Union 1926. (VIII, 223 S.) 8⁰ Lw. 6 —.

Das Buch will kein Kommentar sein, sondern eine „mit den Mitteln der kritischen Darstellung geformte freie Darstellung des gewaltigen dichterischen Gebildes", dessen Kenntnis vorausgesetzt wird. Es will

„nicht neue Tatsachen feststellen, sondern aufschlußreiche Zusammenhänge zwischen den bekannten Tatsachen klarstellen". Bab sucht dem Leser vor allem Aufbau und Ideengehalt der Dichtung nahezubringen; er verzichtet daher auf die Erläuterungen von Einzelheiten und zieht das Biographische nur so weit heran, als es unumgänglich notwendig ist.

Balk, Norman: Ein deutsch-schwedisches Jubiläum. Zu Rydbergs Faust-Übersetzung. In: Deutsch-schwedische Blätter. Jg. 6, 1, Frühling, S. 12—21.

Rydberg übersetzte vor 50 Jahren den 1. Teil des Faust, vom 2. Teil erschienen (1878) nur Fragmente. „Rydbergs Faust kann eher eine Umdichtung als eine Übersetzung genannt werden. Erst durch Rydberg ist Goethes Faust in Schweden allgemein bekannt geworden." Anschließend Proben aus Rydbergs „Bilder aus Faust".

Brandenburg, H.: Euphorion oder d. Geist d. klassischen Dichtung. In: Die Tat. Jg. 17, 10. 721—33.

Der Verfasser geht auf die Entstehung des Barock zurück als des wirklich deutschen Stils. Der deutsche Klassizismus ist nur eine Weiterführung des Barock. „Faust, dieses barockste Werk unserer und vielleicht aller Kunst und Poesie, gilt mit Recht als das deutsche Nationalgedicht." „Faust u. Helena erzeugen den barocken Genius dieses Theaters, den tragisch-tänzerischen Genius des deutschen Dramas, den Genius aus dem Unbetretenen, nicht zu Betretenden . . ."

Burdach, Konrad: Die Disputationsszene u. die Grundidee in Goethes Faust. In: Euphorion. Bd. 27, 1. S. 1—69.

Erweiterte und vertiefte Wiedergabe früherer Untersuchungen.

Dechent: Ein unbekannter Dichter aus Goethes Kinderjahren. In: Didaskalia. Jg. 104, 37, 12. Sept. S. 160; 38. S. 166—167; 39. S. 171—172.

Anonymer Dichter, der in den 50er Jahren des 18. Jh. in Frankfurt allerlei Tagesereignisse in moralisierendem Tone mit viel unfreiwilligem Humor besang. „Wenn der Beweis gelungen ist, daß der 8jährige Wolfgang durch seine Lehrer die wunderliche Dichtung über Quirinus kennen gelernt hat, so läßt sich annehmen, daß er auch ein Jahr später von dem traurigen Geschick der Anna Maria Frölich erfahren hat, von der ich annehme, daß das Ergreifende ihrer Erscheinung dem Dichter des Faust nachmals bei der Schilderung der Gretchentragödie vorgeschwebt hat."

*Federn-Kohlhaas, Etta: Goethes Faust. Berlin: Horodisch & Marx 1927. (93 S.) 8° Lw. 4,60.

Betont vor allem die Einheitlichkeit der Faustdichtung, die „ihren einzigen Plan im Leben und Erleben des Dichters selbst" hat. „Wenn ein Gesetz, eine Idee durch die Gesamtheit der einzelnen Teile geht, so ist es das Gesetz von Goethes innerem Wesen und Leben, und von dem menschlichen Wesen und Leben und der menschlichen Natur überhaupt, als deren hervorragenden Vertreter wir Goethe ansehen dürfen."

*Frankenberger, Julius: Walpurgis. Zur Kunstgestalt von Goethes Faust. Leipzig: Wiegandt 1926. (118 S.) gr. 8° = Staat u. Geist. Arbeiten im Dienste der Besinnung u. des Aufbaus. Bd. 2. 3,50. Geb. 5 —.

Fr. will den Nachweis erbringen, daß Oberons und Titanias goldene Hochzeit nicht als „satirischer Häckerling", „vielmehr im

besonderen Maße für das Theater geschrieben ist und im strengen Sinne der ästhetischen Gesamtgestalt der Dichtung dient". Für die stilistische Gestaltung des ganzen Blocksbergs ist „der dunkle, sich wie Nebelschwaden ineinanderschiebende Aufbau eigentümlich". Der Satansgipfel ist aus guten Gründen von Goethe nicht gebracht worden. Nachdem es Mephisto nicht gelungen, Fausts Gewissen durch Ausschweifung zu betäuben, sucht er dies Ziel durch Kunst zu erreichen. „War die schöne Tänzerin eine Versuchung nach unten, so ist der ästhetische Zauber des Intermezzos eine Versuchung nach oben [zum Spielerischen]." — Zahlreiche Parallelen mit der klassischen Walpurgisnacht im 2. Teil. Im Anhang bringt das Werk eine Deutung der Erzämterszene.

Hajek, Hans: Goethes Faust als Symbol des heutigen deutschen Menschen. In: Die Propyläen. Jg. 23, 35, 28. Mai. S. 273—274.

Heilfron, Eduard: Faust und Gretchen vor dem Forum der Jurisprudenz. In: Bayerische Hochschulztg. 15. Semester. H. 5, 1. Juni. S. 3—4.

„. . . im Faust finden sich vielfach Erinnerungen an die Zeit, in welcher [Goethe] als Jurist im Werden war."

Heimann, Boris: Die Erdgeistszene im Urfaust als lyrisches Monodrama. In: Germ.-rom. Monatsschrift. Jg. 14, 3/4, März/April. S. 110—126.

Hertz, Wilhelm: Fausts Himmelfahrt. In: Die Ernte. Festschr. für Muncker. Halle 1926. S. 59—92.

Loose, Friedrich: Das Hexen-Einmal-eins in Goethes Faust I. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Jg. 1, 4. S. 54—57.

Den Schlüssel zum Verständnis des H. bietet die Schreibweise der Zahlen mit römischen Ziffern.

*Meyer, Th[eodor] A[lex]: Friedrich Vischer u. d. zweite Teil von Goethes Faust. Rektoratsrede. Stuttgart: Bonz 1927. (20 S.) 8° = Technische Hochschule Stuttgart. 1. — 75.

Vischers Vorwürfe gegen Goethe werden zurückgewiesen, zugleich aber aus der Eigenart Vischers erklärt, die ihn das Faustproblem ganz anders sehen ließ, als Goethe es im ersten Teil gefaßt und im zweiten durchgeführt hatte. „Vischers Natur war vorwiegend aufs Sittliche gestellt, das metaphysische Interesse trat bei ihm zurück. Deshalb erwartete er vom zweiten Teil die Emporläuterung Fausts aus jugendlicher Verirrung zu sittlichem Handeln."

Petsch, Robert: Zur Chronologie des Faust. [Auseinandersetzung mit Chr. Sarauw.] In: Euphorion. Bd. 27, 2. S. 207—222.

Petsch, Robert: Die Geisterwelt in Goethes „Faust". In: Jahrbuch d. freien dt. Hochstifts. 1926. S. 145—173.

„Von einer Geisterwelt, an die er sich drängt, findet Faust den Weg zu einer anderen, der er innerlich verwandt ist. Dies das Symbol, dies der in die sichtbare Erscheinung hinaufgetriebene Sinn seines tiefsten Strebens. Wir verstehen, welche ausschlaggebende Bedeutung die Geisterwelt mit allen ihren Schichten u. Ansichten für die dichterisch-dramatische Gestaltung der Faustwelt besitzt . . . "

Petsch, Robert: [Bespr. v.] Trendelenburg, Rembrandts Faust u. Goethe sowie Das Hexenbild v. Michael Herr. In: Deutsche Literaturzeitung. N. F. 3, 20, 15. Mai. Sp. 950—953.

Petsch, Robert: Die Walpurgisnacht in Goethes Faust. In: Hamb. Fremdenblatt 1926, Lit. Rundsch. Nr. 286.

Pniower, Otto: [Bespr. v.] Chr. Sarauw, Zur Faustchronologie. Kopenhagen 1925. In: Anzeiger f. deutsches Altertum u. dt. Lit. Bd. 45, 2/3, Aug. S. 117—121.

Prokosch, E.: Rhythmus u. Persönlichkeit in Goethes Faust. In: Studies in German Literature in honor of A. R. Hohlfeld. Madison 1925. S. 184—216.

Vers und Rhythmus als Mittel der Charakterisierung.

Rickert, Heinrich: Der Gesang der Erzengel in Goethes Faust. In: Jahrbuch d. badischen Lehrer. Jg. 2, 1926. S. 179—187.

„Es bleibt keine andere Möglichkeit, die ‚unbegreiflich schnelle' Bewegung der Erde im Zusammenhang mit dem Gang der Sonne in anderer Weise anschaulich verständlich zu machen als dadurch, daß man dabei an ein Weltsystem wie das pythagoreische denkt."

Saitschick, Robert: Fausts Erdenwanderung — eine Lebensdeutung. In: Saitschick, Schicksal u. Erlösung. Darmstadt 1927. S. 101—177.

Schüchardt, G.: Die ältesten Teile des „Urfaust". In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd. 51, 4. S. 465—475.

Anregung durch Gottsched (Schülerszene Frühjahr 1766). „Kennen wir nun den Knittelvers, wie ihn Goethe zuerst gebrauchte, so haben wir einen Maßstab, nach dem wir die übrigen ‚Fetzen' des Urfaust auf ihr Alter prüfen können." „Die ältesten Teile des Faust stellen in der Hauptsache Szenen eines sicherlich nicht über das Stadium eines Fragments gediehenen studentischen Schwanks dar, der nicht nur auf Leipziger Erinnerungen beruht, sondern in Leipzig selbst entstanden ist."

*Wagner, Kurt: Goethes Faust. Zur ersten Einführung in das Verständnis der Dichtung. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1926. (136 S.) 8° = Die Bücherei der Volkshochschule. 57. 2.25 —

Woerner, Roman: Goethes Weltanschauung im Faust. In: Die Ernte. Festschr. für Muncker. Halle 1926. S. 31—58.

Zitelmann, Ernst: Zum Faust. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. H. 14, 1/2, Jan./Febr. 1926. S. 69—73.

1. Eine Versabteilung (11595/6). 2. Das Weib im Zauberspiegel. 3. Der zweimalige Helena-Gang. 4. Nordische u. klassische Walpurgisnacht. 5. Fausts Tod. [Zu 5. Theodor Kalepky. H. 7/8, Juli/Aug. S. 308—310.]

Zitelmann, Ernst: Der Name Mephistopheles [= μὴ φίλης το φῶς]. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 14, 1/2, Jan./Febr. 1926. S. 65—66.

Gedichte. — *Einige Reimsprüche von Goethe. Mit [eingedr.] Bildern, in Holz geschn. v. R[udolf] Riege. (Weimar: [Riege] 1926). (12 Bl.) 4° Hlw. 10—.

Bach, Adolf: [Kritische Bespr. v.] Ed. Arens, Über Goethes Gedicht „Diner zu Coblenz" (Zs. f. Heimatkunde, Coblenz u. Trier. 3. H. 26/27) u. Goethe im Lahn-Tal (Jb. d. Goethe-Ges. 9). In: Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie. Jg. 47, 3/4. Sp. 102—104.

Biese, Alfred: Goethes Mondlied und sein Nachklang bei einer Urenkelin der Frau von Stein. In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts 1916—1925. S. 95—112.

Der Vortrag knüpft nur an das Mondlied und beschäftigt sich dann mit der noch lebenden Dichterin Erika von Watzdorf-Bachoff, Urenkelin Charlotte von Steins.

Balzer, Hans: Die verschmähte Goethe-Inschrift. In: Didaskalia. Jg. 104, 33, 15. Aug. S. 143—144. Auch in: Neue Zürcher Ztg. v. 9. Aug.; Leipz. Neueste Nachr. v. 13. Aug.

Der Grabstein Kosegartens in Altenkirchen trägt nicht die von Goethe gedichtete Inschrift (die in allen G.-Ausgaben mit entsprechender Erläuterung zu finden ist), sondern eine Strophe aus Paul Gerhardt.

Bathge, Walther: Zum „Erlkönig" und „Fischer". Zur Ergänzung der Ausführungen von Adolf Müller, 7. Heft 1925. In: Zeitschrift f. Deutschkunde. 1926, 10. S. 693—694.

Frasch: Eine zweifelhafte Goethestrophe. In: Bes. Beil. des Staatsanz f. Württemberg. 1926, 4, 30. April. S. 77—79.

„Lange hab ich mich gesträubt" usw. Wahrscheinlich nicht von G. Man vgl. hierzu Burdach in Bd. 6 der Sophienausgabe.

Graevenitz, G. v.: Goethes Totenklagen. In: Die Propyläen. Jg. 23, 48, 27. Aug. S. 379—380.

*Privatdruck der Frankfurter Gesellschaft der Goethe-Freunde. Heilbrunn, Ludwig: „Die Braut von Korinth." Vortrag, geh. in der Ges. am 14. Febr. 1926. Frankfurt a. M., Weihnachten 1926. (19 S.) kl. 8°

Würdigung des Kunstwerkes. „Goethe hat wie in jenen Werken [Iphigenie u. Tasso] in dieser Dichtung den neuen deutschen Humanismus in den [romanisch-lateinischen] Kulturkreis geleitet."

Heuer, Otto: „Dieses ist das Bild der Welt." In: Jahrbuch des freien Deutschen Hochstifts 1916—1925. S. 231—234.

Eintrag in d. Stammbuch v. Friedrich Maximilian Moors, 28. Aug. 1765. Mit 1 Faks.

Maaß, Ernst: Die Venetianischen Epigramme. In: Jahrbuch der Goethe-Ges. Bd. 12. S. 68—92.

Meyer, Otto Richard: Goethes Ode „Grenzen der Menschheit". In: Euphorion. Bd. 26, 4. S. 592—602.

Meyer-Benfey, Heinrich: Der König in Thule. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 2, 10, Okt. S. 479—483.

Siebs, Theodor: Faustina. Mit 1 Abb. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd. 12. S. 93—96.

Leitet den Namen der Geliebten „Faustina" in den „Römischen Elegien" von e. Büste der Annia Faustina Augusta (Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius) ab.

Sroka, Ludwig: Goethes „Finnisches Lied". In: Deutsch-Finnische Brücke. Jg. 7, 1. S. 1—2.

„G. lag nichts ferner als die Absicht, e. wortgetreue Übersetzung des französischen Originals [das bereits Übersetzung] anzufertigen."

Stein, Carl: Zu Goethes Ballade „Die Braut von Korinth". In: Cimbria. Dortmund 1925. S. 124—125.

Wukadinović, Sp.: Das Weimarer Mondlied und Frau von Stein. In: Wukadinović, Goethe-Probleme. Halle 1926. S. 9—34.

Wendet sich gegen Petersens Auffassung des Mondliedes. Die erste und die zweite Fassung des Gedichtes werden eingehend mit der Steinschen Umdichtung verglichen und dieser wenig Bedeutung zugemessen. „Die Geschichte des Mondlieds ist in gewissem Sinne zugleich auch die Geschichte von Goethes Verhältnis zu Frau von Stein."

Zucker, Friedrich: Goethes Vierzeiler auf sein und Blüchers Denkmal. In: Jahrbuch der Goethe-Ges. Bd. 12. S. 307—310.

Geschwister. — Hering, Robert: Goethes „Geschwister". In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts. 1926. S. 174—202.

Goethe löste das Problem des Stückes, indem er „den Glauben an die Wiederkehr einer verstorbenen Person in einer anderen, als vom Schicksal bestimmt, zum Angelpunkt des Stückes machte".

Götz von Berlichingen. — Beutler, Ernst: Ein altes Regiebuch zu Goethes „Götz". In: Frankfurter Ztg. 70, 467, 26. Juni 1926.

Hermann und Dorothea. — Henkelmann, Karl: Goethes Beziehungen zur hessischen Bergstraße. In: Bergsträßer Geschichtsblätter. Monatsschrift z. „Bergstr. Anzeigenbl." Jg. 3, 1, Jan. S. 2—6.

Auszug aus d. umfänglichen (noch ungedruckten?) Arbeit Christian Stuckerts-Zwingenberg über d. Schauplatz v. Goethes Hermann u. Dorothea. „Daß zu dem Typus einer kleinen rheinischen Stadt auch die dem Dichter wohlbekannte Bergstraße u. Zwingenberg Einzelzüge beigesteuert haben, darf man ruhig annehmen."

Hüllner, Franz: Der Versschluß in Goethes „Hermann und Dorothea". Eine stilistisch-metrische Studie. In: Festschrift August Sauer. Stuttgart 1925. S. 124—141.

Jahrmarktsfest in Plundersweilern. — Dreifuß, Erwin: Eine vergessene „Parodie" unter Benutzung von Goethes „Jahrmarktsfest in Plundersweilern" [In den „Chronologen" von Wekhrlin, Bd. 8, 1780]. In: Germanisch-roman. Monatsschrift. Jg. 14, 1/2, Jan./Febr. 1926. S. 66—69.

Joseph. — *Berendsohn, Walter A.: Zur Methode der Reimuntersuchung im Streit um Goethes „Joseph". Entgegnung auf Friedrich Neumanns Aufsatz in der Festschrift für Eduard Sievers 1925. Hamburg: Gente 1926. (28 S.) 8° 1,50.

„Solange die Methode [der Reimuntersuchung] so wenig ausgebildet und den neuhochdeutschen Verhältnissen angepaßt ist, erscheint ihre Anwendung auf diesen schwierigen Fall überhaupt verfehlt." Der Anhang bringt einen Bericht über den Stand der Joseph-Forschung. Insbesondere Pfannmüllers Schrift „Goethe u. das Kirchenlied" hat hier fördernd gewirkt. Ein Beitrag z. Quellenkunde des J. wird angefügt (Neukirchs Fenelon-Übersetzung „Telemach", „die im G.schen Hause eifrig gelesen wurde").

Neumann, Friedrich: Der Altonaer „Joseph" u. der junge Goethe. In: Germanica. Ed. Sievers z. 75. Geb. S. 591—631.

„J. ist von e. Niedersachsen gereimt worden."

Iphigenie. — Schulze, Berthold: Episches im Drama. E. induktiver Versuch auf Grund von Goethes Iphigenie. In: Zeitschrift f. Ästhetik u. allg. Kunstwiss. Bd. 20, 2. S. 238—241.

In d. Iphigenie sind 4 größere epische Einlagen enthalten. Die J. wird dadurch trotz Schiller nicht undramatisch und episch, da diese Einlagen dramatischen Charakter u. Rhythmus haben.

Italienische Reise. — Wölfflin, Heinrich: Goethes Italienische Reise. Festvortrag, geh. am 29. Mai 1926. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd. 12. S. 325—337.

Märchen. — Wukadinović, Sp.: Das Märchen. In: Wukadinović, Goethe-Probleme. Halle 1926. S. 35—66.

Am „Märchen" ist viel zu erklären, aber nichts zu deuten. Es ist ein luftiges Spiel der Phantasie, dem der Dichter absichtlich etwas

Rätselhaftes verleiht und zu dem er aus dem Studium der Alchimie zahlreiche stoffliche Anregungen gewonnen hat. Es ist aber trotzdem weder eine alchimistische Kosmogonie noch eine zweite Offenbarung Johannis.

Wilhelm Meister. — Ein Stück der „Bekenntnisse einer schönen Seele" in unbekannter Fassung. Mitgeteilt von Bernhard Seuffert. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. 12. S. 43—46.

*Schmeer, H.: Der Begriff der „schönen Seele", besonders bei Wieland u. in d. dt. Lit. d. 18. Jh. Berlin: Ebering 1926. (IV, 80 S.) = Germanische Studien. 44. 3,20.

Kap. 3: Der Begriff der „schönen Seele" bei Goethe (S. 62—68). G. hat „zu diesem Typus kein inneres Verhältnis". „Die [durch G. erfolgte] dichterische Verklärung und psychologische Erklärung der „schönen Seele" ist die ästhetische Vollendung und gleichzeitig die künstlerisch bedingte Entthronung des Idealtypus u. Idealbegriffes eines ganzen Zeitalters".

Weidel, Karl: Goethes „Pädagogische Provinz". In: Verstehen u. Bilden. Zeitschrift f. Erziehung u. Unterricht. Halle: Schroedel. Jg. 1, 8, Aug. S. 357—365.

Pandora. — Gümbel-Seiling, Max: Der Kampf um die Synthese in Goethes Pandora in geisteswissenschaftl. Beleuchtung. In: Anthroposophie. Jg. 8, 48, 28. Nov. S. 189—191.

Gümbel-Seiling, Max: Zur Ausdruckskraft des Rhythmus. An Goethes Pandora gezeigt. In: Anthroposophie. Jg. 9, 1, 2. Jan. S. 1—3.

Stella. — Castle, Eduard: Stella. Ein Schauspiel für Liebende. Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein am 4. Dez. 1924. In: Castle, In Goethes Geist. Wien 1926. S. 104—130.

Triumph der Empfindsamkeit. — *Goethe: Der Triumph der Empfindsamkeit. Hrsg. u. mit e. Nachwort vers. von F. A. Holland. Weimar: Literar. Institut 1926. (76 S.) 8° Lw. 4,50.

Getreuer Nachdruck der 1787 bei Göschen erschienenen ersten Auflage.

Wahlverwandtschaften. — Dienstbach, Wilh. M.: Ziegenberg u. Goethes „Wahlverwandtschaften". In: Didaskalia. Jg. 104, 46, 14. Nov. S. 204; 47, 21. Nov. S. 211—212.

Die Umgebung des Ziegenberger Schlosses findet sich auf Schritt und Tritt in dem Roman. Anschließend Erörterung, inwieweit die Familie des Schloßherrn (Freiherr v. Diede) zu den Personen Modell gestanden hat.

Sommerfeld, Martin: Goethes Wahlverwandtschaften im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1926. S. 203—250.

Friedrich Gundolfs Würdigung hat „die W. von ihrem fast hundertjährigen Irrweg wieder erlöst u. sie der Gegenwart zu neuem Leben wiedergeboren".

Werther. — Feise, Ernst: Goethes Werther als nervöser Charakter. In: The germanic Review. 1, 3, July. S. 185—253.

Versuch, „den Typus Werthers festzustellen". Der erste Teil „betrachtet den Romanhelden mehr oder weniger als lebendes Wesen, während erst der zweite grundsätzlich die Beziehung des Dichters zu s. Werke ins Blickfeld zieht".

West-östlicher Divan. — List, Friedrich: [Bespr. v.] H. A. Korff: Der Geist des west-östlichen Divans. Goethe u. der Sinn seines Lebens. Hannover 1922. In: Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie. Jg. 47, 11/12, Nov. Dez. Sp. 346—348.

III. Briefe und Äußerungen.

*Die Briefe des jungen Goethe. Hrsg. u. eingel. von Gust. Roethe. Leipzig: Insel-Verlag 1926. (XXX, 262 S.) 8° Lw. 4 —.

160 sehr glücklich ausgewählte Briefe, beginnend mit dem Brief an Buri vom 23. Mai 1764 und abschließend mit dem Brief an Merck, Weimar, 22. Jan. 1776: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können." Einleitung, Fußnoten, Namenregister mit biogr. Daten.

*Der Briefwechsel zwischen Goethe u. Schiller, in Ausw. hrsg. von Wilhelm Zillinger. München: Oldenbourg 1925. (68 S., 1 Titelb.) 8° = Die Dreiturmbücherei. Nr. 3. Pp. 1,60.

Die Auswahl bringt 108 Briefe und Brieffragmente in chronologischer Reihenfolge. „Ein kurzer verbindender Text zwischen den einzelnen Briefstellen soll der Zusammenhangslosigkeit ein wenig steuern und ermüdende Anmerkungen überflüssig machen."

Brauer, Kurt: Goethes Briefwechsel mit Wackenroder. In: Studien zur Geschichte der Chemie. Festgabe Edmund O. v. Lippmann. Berlin 1927. S. 159—175.

„So bekannt [Goethes] Besprechungen u. Briefe mit Doebereiner sind, so wenig hat man bisher in der Literatur über seine Beziehungen zu dem andern Professor der Chemie in Jena, Heinrich Wackenroder, gehört." Die Briefe G.s an W. wurden von Brauer bereits veröffentlicht in d. Zeitschr. f. angew. Chemie 1924, Nr. 14, S. 185 u. Zeitschr. f. mediz. Chemie 1925, Nr. 2, S. 9. Hier wird nunmehr der gesamte Briefwechsel mit Angaben über W.s Persönlichkeit usw. gegeben.

(W. P.:) Goethe und Möser. Ein unbekannter Goethe-Brief an Mösers Tochter. In: Tägl. Rundschau 1926, Unt.-Beilage 201.

Ein unbekannter Goethe-Brief. Mitg. v. B. Becker. In: Montagsblatt. Beil. d. Magdeburger Ztg. 43, 25. Okt., S. 344.

Brief vom 6. Nov. 1784 an Aug. Ferd. v. Veltheim. Bitte um den „Entwurf einer Mineralogie" (1781 erschienen). Der Brief liegt im Archiv der Familie v. V. zu Harbke.

Neue Goethe-Briefe. Mitgeteilt von Fritz Hartung. In: Jahrbuch d. Goethe-Gesellschaft. Bd. 12, S. 24—42.

Goethes Haltung in Fichtes Atheismusstreit (Brief Goethes an den Minister Voigt vom 29. Dez. 1798, vorher sehr charakteristische Auszüge aus Briefen Karl Augusts, der seinem Ärger über Goethes Inschutznahme des „albernen kritischen Wesens" Luft macht). 2. Ein Brief Goethes an C. G. Voigt vom 19. April 1803 (über die Ernennung Fr. Jos. Schelvers zum Prof. der Medizin). 3. Bibliotheksangelegenheiten (1798, 1804, 1810, 1817). 4. Goethe an Frau Professor Göttling in Jena (über den Nachlaß des 1809 gestorbenen Jenenser Professors). 5. Die Medaille Denons (1814—16; von Karl August bei dem Kupferstecher Denon in Paris bestellte Porträtmedaille, die als Auszeichnung verteilt werden sollte und zu der Goethe und Voigt eine geeignete latein. Inschrift namhaft machen

sollten). 6. Goethes Kampf um die Pflichtexemplare der Buchdrucker (1817—19). 6. Goethe an das Conseil der Universität Dorpat (Dankschreiben für Zusendung einer Jubiläumsschrift 1825).

Goethe an Heinrich Blümner. Mitgeteilt von Max Hecker. In: Jahrbuch d. Goethe-Gesellschaft. Bd. 12. S. 194—196.

Kurzes Begleitschreiben zu einer Übersendung des zweiten Teils von „Wilhelm Meisters Lehrjahren", datiert 25. Mai 1795.

*Kasten, Hans: Ein Samenkorn Goethischer Naturerkenntnis, Colutea arborescens. Bremen: Selbstverlag 1926. (16 S., 1 Faks.) 8⁰ Nicht im Buchhandel.

Brief Goethes (17. Juli 1830) an den Weimarer Hofgärtner Baumann mit der Bitte um Blüten der Colutea arborescens zu chemischen Versuchen. Schilderung der in Goethes Auftrag von dem Jenaer Pharmazeuten Wackenroder vorgenommenen Experimente. Zusammenhang dieser Versuche mit Goethes Lehre von der Metamorphose der Pflanzen.

Drei neue Goethe-Briefe. Mitgeteilt von Julius Wahle. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 12. S. 197—199.

An Karoline Jagemann, 17. April 1803; an Paul Gotthelf Kummer (Cottas Kommissionär in Leipzig), 15. Dez. 1812; an Friedr. v. Müller, 12. Mai 1814 (Erkundigung nach einem Schreiber namens Weber).

Ebrard, Friedrich Clemens: Ungedrucktes von Goethe. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts. 1926. S. 383—388.

Ein Stammbuchblatt des 15jährigen Goethe f. Joh. Christ. Clarus (Stadtbibl.), Schreiben G.s an d. braunschweig. Minister Feronce von Rothenkreuz v. 3. Nov. 1787. (Empfehlungsschreiben f. den Architekten J. A. Arens. Privatbesitz.)

Schuster, Julius: Minister Goethe instruiert. Ein ungedrucktes Schriftstück. In: Voss. Zeitung 1926, Unt.-Beilage 399.

Zitelmann, Ernst: Eine Goethe-Anekdote. In: Germanisch-romanische Monatsschrift. Jg. 14, 1/2, Jan./Febr. 1926. S. 66.

Märchen, das G. Christiane erzählt haben soll (Überlieferung von Frau Händel-Schütz).

IV. Biographisches.

*Baumgartner, Alexander: Goethe. Sein Leben u. s. Werke. Neubearb. von Alois Stockmann. Bd. 2. «Schluß.» Der Altmeister. Von 1790—1832. 4. Aufl. Mit 1 Titelb. Freiburg: Herder 1925. (XX, 742, 32 S.) gr. 8⁰ 17,80; Hlw. 20,80. — Daraus: Nachträge u. Ergänzungen. (32 S.) 1,80.

*Becker, Bernhard: Goethes Reise nach Harbke und Helmstedt. [1805. Vortrag, geh. Aug. 1924 im Lehrerverein.] Helmstedt: Schmidt 1925. (52 S.) 8⁰ 1,25.

Beils, Willi: Goethe in Düsseldorf. In: Rheinischer Beobachter. Jg. 6, 1, Jan. 1927. S. 8—10.

Beils, Willi: Goethe am Rhein. In: Rhein. Beobachter. Jg. 5, 20, 2. Oktoberheft. S. 313—315.

*Bode, Wilhelm: Goethes Leben. Fortgeführt von Valerian Tornius. [8.] 1790—1794. Vereinsamung. Berlin: Mittler 1926. (XII, 318 S. mit Abb. im Text, Taf.) 8⁰ Pp. 8,50; Lw. 10 —.

Nur für die beiden ersten Abschnitte lagen Entwürfe von Bode vor, aus denen einiges wörtlich übernommen wurde. Tornius war eifrigst bemüht, sich in Methode u. Anordnung seinem Vorgänger anzupassen.

*Dass. [9.] 1794—1798. Der Bund mit Schiller. Von Valerian Tornius. Ebda 1927. (XII, 414 S. mit Abb. im Text., Taf.) 8° Pp. 10,50; Lw. 12 —.

Borcherdt, Hans Heinrich: Zur 150. Wiederkehr von Goethes Abschied aus Frankfurt. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1916—1925. S. 163—176.
Verhältnis zu Lili.

Clemm, Walther Claus: Der Arzt in Goethe. Nachträgliches zur 175. Wiederkehr s. Geburtstages. In: Ärztl. Rundschau. Jg. 36, 4, 25. Febr. S. 61—63.
Krankheiten Goethes. Sein Wille zur Gesundheit. Sein medizinisches Wissen.

*Deetjen, Werner: Schloß Belvedere. Mit 20 Abb. Leipzig: Weber 1926. (88 S.) 8°. Hlw. 3 —.
Das Buch „faßt zum ersten Male bekanntes und unbekanntes Material zusammen, um d. Lesern einen Begriff zu geben, was Belvedere in der vorklassischen Epoche, während der Blüteperiode unserer Literatur und in der nachklassischen Zeit bedeutet hat". Es werden auch eingehende Schilderungen gegeben über Goethes Besuche in Belvedere.

*Diezmann, August: Goethe u. die lustige Zeit in Weimar. Durchges. Neuausgabe [des 1857 erstmalig erschienenen Werkes] mit 1 Kt., 15 Textbild. u. 25 zeitgenöss. Bildern in Kupferdr. Weimar: Duncker (1926). (158 S.) 8° Pp. 3,50; Lw. 4,50.

Dreyhaus, Hermann: Goethe u. die Königin Luise. In: Eckart. Blätter f. ev. Geisteskultur. Jg. 2, 6, März. S. 177—182.

Ebstein, Erich: Über die therapeutische Verwendung des Liquor Silicum (Kieselsaft). Eine arzneiliche Goethe-Legende. In: Zeitschrift f. med. Chemie. Jg. 4, 8. S. 63.
Die Annahme Türcks, daß Goethe sich nach seiner Rückkehr aus Leipzig durch Behandlung mit Kieselsäure vor der Tuberkulose bewahrt habe, ja, daß er sie eingenommen, ist irrtümlich.

Fuß, Karl: Charlotte oder Christine [!]. Die Frau im Leben des Künstlers. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 7, 4, Juli. S. 346—349.
„Ein Mann wie G. . . . . brauchte die Frau der Bildung so gut wie das herzenswarme Hausmütterchen."

(G. M.:) Goethes Wanderungen zum Borschen. In: Erzgebirgs-Ztg. Jg. 47, 4, April. S. 58—61.

Gäste im Goethehause. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd. 12, S. 218 bis 225.
I. Pauline Gotter, 1808. Mitgeteilt von Julius Wahle. II. Ludwig Schede, 1831. Mitgeteilt von Max Hecker.

Geist, Johann Jakob Ludwig: Pyrmont zur Zeit Goethes (1801). Tagebuchbll. v. Goethes Sekretär. [Erl. v.] Ed. Scheidemantel. In: Almanach d. Weimar-Bundes dt. Mädchen u. Frauen 1925. S. 33—40.

Gynt, E.: Auf Goethes Spuren. In: Rundschau. Jg. 5, 19. S. 6—7.
Plauderei über Schloß Dornburg. 4 Abbildungen.

(Dr. H.:) Goethe als Zeichner. In: Ullsteins Blatt der Hausfrau. Jg. 41, H. 24, S. 4—6.

Hering, Robert: Aus dem Frankfurt des jungen Goethe nach der Francofurtensiensammlung seines Vaters. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1916—25. S. 188—230. Mit 1 Faks.

Heuer, Otto: C. A. Schwerdgeburth, der Schöpfer der letzten Bildnisse Goethes. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1916—25. S. 179—187.

Darin vollständiger Abdruck eines bisher nur auszugsweise veröffentlichten Briefes Schw.s über das Zustandekommen der Zeichnung. Mit 3 Abb.

Hummel, Friedrich: Goethes Ahnen in Crailsheim. In: Blätter f. württemb. Familienkunde. H. 13 (Bd. 2, 1), Febr. S. 4—6.

Jaensch, Walter: Goethe und Joh. Müller. Ein Vergleich. In: Jaensch, Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit. Berlin 1926. S. 262—269.

„Wir konnten feststellen, daß die formale Struktur, die in den Anschauungsbildern am deutlichsten zum Ausdruck kommt, in weitestem Ausmaße die körperlichen wie die geistigen Lebensäußerungen dieser beiden so markanten und in gewissem Sinne so gegensätzlich gearteten Persönlichkeiten beherrscht."

John, Alois: Der Goethestein bei Haslau. In: Unser Egerland. Jg. 30, 9/10. S. 125—126.

G. rastete auf seiner Fahrt nach Karlsbad verschiedentlich bei einem Quarzfelsen oberhalb Haslau.

Kania, H.: Goethe und Schiller in Potsdam. In: Mitteilungen d. Vereins f. d. Geschichte Berlins. 1925, 10/12. S. 114—17.

Ergänzende Beiträge zu Pniowers Werk „Goethe in Berlin und Potsdam."

Kellen, Tony: Goethe in Luxemburg. In: Reclams Universum. Jg. 42, 44, 29. Juli. S. 1151—1153. Mit 3 Handzeichnungen G.s.

Kippenberg, Anton: Goethes Weimarer Ahnen. In: Die Scheuer. Querfurt: Jaeckel. Jg. 3, H. 1/2. S. 2—5.

Kleibömer, Georg: Goethes Theaterleitung. In: Die Stätte (Deutsche Bühne, Hamburg). 17/18, März 1926. S. 1—9.

Korff, H. A.: Goethe und Weimar. Festrede. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd. 12. S. 1—23.

Krüger-Westend, Hermann: Goethe in Dornburg. In: Schwarzburgbote. 40 (Beil. z. Landesztg. v. 31. 10. 1926). S. 2—3.

Leiß, Albert: Goethes Beziehungen zu Waldeck. In: Geschichtsbll. für Waldeck u. Pyrmont. Bd. 23, 1926. S. 74—90.

Goethes Beziehungen zu Prinz Christian August von Waldeck, den er in Italien kennenlernte. Aufenthalt in Pyrmont 1801. Die Familie Klettenberg in Waldeck. Legende von einem Aufenthalt Goethes in Corbach, wo er seinen Namen in die Fensterscheibe des Gasthofes zum Goldenen Engel eingeritzt haben soll.

*Lenk, Emil: Das Liebesleben des Genies. Radeburg: Madaus 1926. (383 S. mit zahlr. Taf.) 8° Hperg. 14 —.

Darin S. 9—35 populäre Darstellung der Liebeserlebnisse G.s. „Biographische Erotik als Symbolik des Geistigen." Mit 2 Bildern G.s u. Bildern v. Bettina, Charl. v. Stein, Lili u. Charlotte Buff.

Liebeskind, Fritz: Die Beziehungen Goethes und der Frau von Stein zum Großen Hermannstein bei Ilmenau. In: Der Pflüger, Mühlhausen. Jg. 3, 4. S. 163—169.

Lindner, Tilly: Wie Goethe die Alpen erlebte. In: Deutsche Alpenztg. Jg. 21, 11. S. 347—348.

Ludwig, Karl: Goethe und Karlsbad. In: Internat. ärztl. Fortbildungskursus . . . 1925. Red. v. E. Ganz. (Karlsbader ärztliche Vorträge. Bd. 7.) Jena 1926. S. 282—315. Mit Abb.

*Parthey, Lili: Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit. Hrsg. von Bernhard Lepsius. Berlin: Gebr. Paetel 1926. (VI, 450 S., Taf.) 8⁰

Lili Parthey, Enkelin des Berliner Buchhändlers Friedr. Nicolai, 1800—1829, erzählt in ihrem Tagebuch S. 282—291 sehr lebhaft und begeistert von einer Begegnung mit Goethe in Marienbad am 23. Juli 1823.

(R. M.:) Goethes Augen [Farbe]. In: Die Sonne. Weimar. Jg. 3, 5, Mai. S. 231.

Rauschenberger, Walter: Goethes Charakter und Abstammung. In: Die Sonne. Jg. 3, 9, Sept. S. 410—421.

G. war kein nordischer Mensch. „Neben dem vorderasiatischen dürfte [durch die Familie Lindheimer] ein mediterraner Einschlag vorliegen."

*Reichel, Heinrich: Familien- und Erbforschung am Beispiele von Goethes Blutsverwandtschaft. (Vortrag.) Wien: Perles 1926. (29 S., 1 Taf.) gr. 8⁰ = Moderne Hygiene. —,65.

Aus: Wiener med. Wochenschrift, 1925, Nr. 19, 43 u. 50.

Richter-Heimbach, Arthur: Goethes Beziehungen zu Ilmenau und seiner Umgebung. In: Thüringer Monatsblätter. Jg. 34, 7. S. 100 bis 105.

*Rodewald[, Heinrich]: Goethe in Trarbach und sein Besuch bei Ludwig Böcking. Traben-Trarbach: Balmer 1926. (56 S., 5 Taf.) 16⁰ 1 —.

„. . . . Eine heimatgeschichtliche Studie, welche die kurze Episode des Trarbacher Goethebesuches in den Rahmen des damaligen Trarbach und seiner Bewohner hineinzustellen und ihm von dieser Seite her eine neue Beleuchtung zu geben versucht." Goethe hielt sich am 1. Nov. 1792 auf der Rückkehr aus der Campagne in Frankreich einige Stunden im Hause des Kaufmanns Ludwig Böcking in Trarbach auf. Der kleinen Schrift sind Bildnisse Goethes (von Lips), Böckings, seiner Mutter und seiner Gattin sowie eine Ansicht von Trarbach nach einem Kupferstich aus der Zeit um 1800 beigegeben.

Röttger, Karl: Das Deutsche und das Fremde in Goethe. In: Die Theaterwelt. Düsseldorf. Jg. 2, 10, 16. Jan. S. 221—225.

Rudolph, Karl: Der Goethegedenkstein in Graupen. In: Erzgebirgs-Ztg. Jg. 47, 11, Nov. S. 165—167.

G. weilte 1810 und 1813 vorübergehend in Gr.

Schäfer, Robert: Die Verwandten Goethes in Friedberg i. d. Wetterau. E. Beitrag z. Familiengeschichte des Dichters. In: Friedberger Geschichtsblätter, H. 8, 14, Aug. S. 6—15.

Mit Stammbuch, z. T. bereits früher veröffentlicht in d. Darmstädter Ztg. 1882, Nr. 281.

Scholz, Wilhelm von: Goethe u. Weimar. Rede auf d. 7. Nov. 1775. In: Die Horen. Berlin. Jg. 2, H. 2. S. 111—118.

*Schrickel, Leonhard: Weimar. E. Wallfahrt in die Heimat aller Deutschen. Weimar: Lesegemeinschaft f. d. gute deutsche Buch [1926]. (282 S. m. zahlr. Abb.) 8°.

„Das Weimar-Buch möchte ein Führer sein; aber kein Führer durch Weimar, sondern in Weimar hinein. . . . wir wollen jenes Weimar, das tor- u. mauerlos als eine Geistesstadt . . . sich längst über die halbe Erde ausgedehnt hat . . . in alle Herzen bauen." Dem Goethischen Weimar ist der Hauptteil des Buches (S. 64—256) gewidmet. Einen breiten Raum nimmt die Wiedergabe der geschichtlichen Ereignisse (1806) ein.

*Schulz, Otto Th[eodor]: Goethe und Rom. Mit 70 Abb. u. e. Kt. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1926. (78 S.) 8° = Velhagen & Klasings Volksbücher. Nr. 166. Hlw. 3 —.

*Springer, Brunold: Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben. Ein Versuch. Berlin-Nikolassee: Verl. d. Neuen Generation 1926. (87 S.) 8°.

„Goethe schauderte geradezu vor dem Blick in sein Inneres zurück. . . . Er fühlte wohl, daß trotz aller Beichten, die er in s. Dichtungen ablegte, ein Etwas auf dem tiefsten Grund s. Seele lebte, das besser jedem menschlichen Auge verborgen blieb." Es ist dies nach des Verf. Meinung vor allem seine Bindung an Cornelia, die Goethes Liebesleben so wunderbar gestaltete. „Die natürliche Hingezogenheit der Tochter zum Vater war der armen Cornelia unmöglich gemacht; sie wandelte die natürliche Vorliebe der Tochter für den Vater in eine unnatürlich-große Liebe für den herrlichen Bruder um." Während Goethe sich durch s. Liebe zu Frau von Stein von der Schwesterliebe befreite u. in seinen Dichtungen (Geschwister) sich vor sich selbst rettete, blieb Cornelien die Befreiung versagt. Sie war allzu stark an den Bruder gebunden, als daß ihr die Hingabe an einen andern Mann noch möglich war. Ihre Ehe mit Schlosser, der zu Unrecht meist mit Goethes eifersüchtigen Augen gesehen wird, war für beide Teile tief unglücklich. — Das Buch verwendet mit viel Takt die psychoanalytische Methode und fördert auch im einzelnen höchst Beachtenswertes zutage.

*Stanger, Hermann: Der Tabak im Spiegel der Literatur. Dresden: Bund deutscher Tabakgegner 1926. (14 S.) gr. 8° = Beiträge zur Tabakfrage. H. 4. —,25.

Die Zahl der Nichtraucher unter den bedeutenden Dichtern überwiegt stark. Goethe hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen den Tabak.

(Stettenheim, L.:) Neues aus dem Goethe-Haus. Aufzeichnungen des Kammerdieners Krause. In: Leipziger Neuesten Nachrichten v. 11. Jan. 1927.

Die Aufzeichnungen gehören zu e. Goethe-Sammlung, die am 8. Febr. v. Friedrich Meyer in Leipzig versteigert wurde.

Stiepek, Jos.: Ein Ausflug Goethes nach Zinnwald und Altenberg. In: Erzgebirgs-Ztg. Jg. 48, 1, Jan. S. 14—17.

*Stölten, Wilhelm: Goethe. Eine Einführung in sein Leben u. Werk. Wülfingerode-Sollstedt: Treueverlag 1926. (154 S. m. Abb.) 8° = Dichter u. Dichtung. Bd. 1. Lw. 4,50.

Das Buch leitet eine Serie ein, die die reifere Jugend und weitere Kreise unseres Volkes zu den Gestalten unserer großen Dichter und zu ihren Werken hinführen soll. Dabei herrscht das Bestreben, Volks-

tümlichkeit nicht in Oberflächlichkeit ausarten zu lassen. Den Werken von Gundolf und Emil Ludwig schuldet Verf. vor anderen Dank.

Strobl, Karl Hans: Goethe als Bettelstudent [Besuch bei Prof. Höpfner in Gießen]. In: Kölnische Ztg., Wochen-Ausg. 1 v. 5. Jan. 1927. S. 13 bis 14.

Aus e. geplanten Werk über G.s studentische Sendung.

Supan, Adele: Goethe u. Pauline Gotter. E. Stück aus s. Leben 1808—1812. In: Der Pflüger. Jg. 3, 7. S. 295—299; 8. S. 342—346.

Teweles, Heinrich: Goethe in Prag. In: Alt-Prager Almanach 1926. S. 21—34.

Traumann, Ernst: Bemerkungen zu Goethes Besuchen in Heidelberg. In: Traumann, Von großen u. kleinen Männern in Heidelberg. Heidelberg 1926. S. 41—56.

*Wahnes, Günther H.: Freundliches Begegnen. Goethe, Minchen Herzlieb u. das Frommannsche Haus. Auf Grund von Fr. Frommann „Das Frommannsche Haus u. s. Freunde" neu hrsg. Mit 32 Abb. [Taf.] Stuttgart: Frommann; Jena: Frommannsche Buchh. 1927. (VIII, 263 S.) 8°. Lw. 6,50.

Geleitwort von Amtshauptmann Dr. Vogel von Frommannshausen (Oschatz), einem Enkel des Joh. Fr. Frommann, des ersten Herausgebers von „Das Frommannsche Haus u. seine Freunde" (1870). Die Neuausgabe wendet sich an einen weiteren Kreis, bei dem nicht die gleiche Kenntnis der einzelnen Personen und Verhältnisse vorausgesetzt werden kann wie bei den Lesern der ersten Ausgabe. Daher ist deren knappe Fassung aufgegeben und das Buch durch Einbeziehung von Material aus anderen Quellen und wesentliche Ergänzung des verbindenden Textes umgeschaffen worden.

Weber, Robert: Goethe als Wohltäter. In: Goethe-Kalender 1927. S. 94—112.

Es werden viele Menschen genannt, denen Goethe einmal oder dauernd half, so daß ein helles Licht auf seine große, im Verborgenen geübte Mildtätigkeit fällt.

Wiegler, Paul: Das Gartenhaus [Goethe u. Charlotte von Stein]. In: Die große Liebe. Wie sie starben. Hellerau 1926. S. 66—79. Ebenda S. 189—201: Goethes Tod.

Wittmann, Hugo: Der Straßburger Student [Goethe]. In: Wittmann, Feuilletons. Wien 1925. S. 230—38.

Wollereck, K.: Goethe als Zeichner. In: Die Buchgemeinde. Jg. 1926/27, 1, Juli. S. 36—38.

Z(immermann), P(aul): Zum Geburtstage Goethes am 28. August 1827. In: Braunschweigisches Magazin. 1926, 4, Juli/Aug. Sp. 49—52.

Humoristisches Schreiben des jungen Henke, der sich der Jenenser Universitätsdeputation angeschlossen hatte, an seine Mutter über den Empfang bei Goethe und die folgenden Geburtstagsfestlichkeiten. Darin wird u. a. auch der Besuch des Königs Ludwig von Bayern geschildert.

V. Menschen um Goethe.

Schriftstellernde jenaische Studenten. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd. 12. S. 200—210.

Briefe an Goethe von Friedrich Piper, Verf. eines Schauspiels „Mammon", mitgeteilt von Else von Monroy, und von Johann

Michael Rinne, der sich durch Schriftstellerei die Mittel zur Fortsetzung des Studiums zu verschaffen hoffte, mitgeteilt von Max Hecker.

Schrumpf, Ernst: Künstler um Goethe. In: Der Heimgarten. Wochenschr. d. Bayerischen Staatsztg. Jg. 4, 35, 27. Aug. S. 273—276.

Anton u. Eduard Genast, Christiane Neumann-Becker, Caroline Jagemann, Joh. Heinrich Stromeyer.

Alexis. — *Alexis, Willibald: Dreimal in Weimar. Erinnerungen an Goethe. Mit e. Vorw. neu hrsg. von Kurt Meyer-Rotermund. Wolfenbüttel: Heckners Verlag 1926. (20 S.) kl. 8° —,60.

Diese Erinnerungen erschienen zuerst 1839 in Th. Hells Taschenbuch „Penelope" und erfuhren erst 1900 einen Neudruck in den inzwischen längst vom Büchermarkt verschwundenen „Erinnerungen von W. A.", die Max Ewert herausgab. Alexis war 1819 als Student in Weimar, bekam Goethe damals aber nicht zu sehen. 1824 wurde er von G. empfangen, lernte aber nur „eine halb steife, halb herablassend-verbindliche Exzellenz" kennen. Bei dem dritten Besuch (1829) gab sich Goethe leutseliger, und es kam zu einer angeregten Unterhaltung über allerlei Gegenstände.

Carl August. — *Wahl, Hans: Die Bildnisse Carl Augusts von Weimar. Weimar: Goethe-Gesellschaft 1925. (63 S., Taf.) 4° = Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 38.

Von den 225 Bildnissen, die das Register am Schluß aufzählt, bringt das Buch über 60, darunter Ölgemälde, Bleistiftzeichnungen, Büsten, Gipsmasken, Miniaturen, Medaillen, Silhouetten von der frühesten Kindheit des Herzogs bis zu seinen letzten Lebensjahren. Wahls Text gibt wertvolle Aufschlüsse über die Persönlichkeiten der Künstler, die Entstehung der Bildnisse und ihre Bedeutung für die Ikonographie des Mannes, der einem Goethe „August und Mäzen" zugleich war.

Carlyle. — Hutten, Bernhard: Der Goetheverehrer Carlyle. Ein neu aufgefundener Briefwechsel Carlyles mit Eckermann. In: Deutscher Journalistenspiegel. Jg. 3, 2, 15. Okt. S. 34—36.

Bericht über eine Veröffentlichung der Yale-Universitätsbibliothek (Nordamerika). Der Briefwechsel erstreckt sich über die Zeit von 1828—1849, er bietet „ein schönes Bild von der innigen Verehrung, die Carlyle Goethe entgegengebracht hat", des weiteren „wertvollen Aufschluß über manche Literaria".

Christiane. — Kahn-Wallerstein, Carmen: Am Grab der Christiane. In: Didaskalia. Wöch. Beil. d. Frankf. Nachr. Jg. 104, 23, 6. Juni. S. 93—94.

Delph. — Schick-Abels, Elisabeth: Wer war die Jungfer Delph? In: Kunst u. Wissen. Beil. zum Badener Beobachter. 1927, 6, 9. Febr. S. 1—3.

Doebereiner. — *Gutbier, Alexander: Goethe, Großherzog Carl August und die Chemie in Jena. Rede. Mit e. neu aufgefundenen Brief Doebereiners an Goethe, 3 Taf. u. 30 Anlagen. Jena: Fischer 1926. (VI, 80 S.) gr. 8° = Jenaer akademische Reden. H. 2. 2,80.

Behandelt die von Goethe und Carl August außerordentlich geförderte wissenschaftliche Tätigkeit des Jenaer Chemikers J. W. Doebereiner.

***Eckermann,** Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einl. u. Anm. von Adolf Kohut. Berlin: Knaur 1926. (527 S.) 8⁰ [= Knaurs Halbleder-Luxusbücherei. 153.] Hldr. 3,75.

Hohlfeld, A. R.: Eckermanns Gespräche mit Goethe [Petersen: Entstehung d. E.-Gespräche u. Houben, J. P. E.]. In: Monatshefte f. dt. Sprache u. Pädagogik. Jahrbuch 1925. S. 38—48.

Darstellung des ganzen Problems im Zusammenhang. Ruhige, anerkennende Würdigung der beiden Werke.

Pniower, Otto: [Bespr. v.] Houben, Eckermann. Leipzig 1925. In: Anzeiger f. deutsches Altertum u. dt. Lit. 44, 4. S. 180—185.

Seuffert, Bernhard: [Bespr. v.] Petersen, Entstehung der Eckermannschen Gespräche. 2. Aufl. Frankfurt 1925, u. Eckermann, Gespr. mit Goethe. 21. Aufl. Hrsg. v. H. H. Houben. Leipzig 1925. In: Deutsche Litztg. N. F. Jg. 2, 31, 31. Juli. Sp. 1505—1508.

Stockmann, — Alois: Eckermann. Ein Leben im Dienste Goethes. In: Stimmen der Zeit. Jg. 57, 4, Jan. 1927. S. 300—315.

Darstellung hauptsächlich nach Houbens E. u. den „Gesprächen".

Einsiedel. — Deetjen, Werner: Emilie von Berlepsch und Friedrich Hildebrand von Einsiedel. (Spenden aus der Landesbibliothek. 14 a.) In: Zeitschrift f. Bücherfreunde. N. F. Jg. 18, 6. S. 114—115.

Goechhausen. — Unbekannte Briefe der Goechhausen. Mitgeteilt v. Werner Deetjen. In: Schwarzburgbote. Beil. zur Landestzg. f. Schwarzburg-Rudolstadt. 1927. 2 v. 9. Jan.

Nachlese. 2 Jugendbriefe an Bertuch, 8 Briefe (1784, 1792?, 1804, 1805, 1807 an Knebel).

Jagemann — *Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. Nebst zahlr. unveröffentlichten Dokumenten aus der Goethezeit. Hrsg. v. Eduard v. Bamberg. Dresden: Sibyllen-Verlag (1926). (624 S. m. 40 eingedr. Taf.) gr. 8⁰. Lw. 24 —.

Erhalten sind nur die Erinnerungen bis zum Jahre 1802 (endgültiges Verbleiben in Weimar), für die nachfolgende Zeit mußten undruckfertige Mitteilungen aus dem Nachlaß sowie archivalische u. literarische Zeugnisse als Grundlage dienen (S. 171—282: Ergänzungen u. Zusätze zu d. Erinnerungen. S. 283—344: Die Geliebte des Herzogs, 1802—1809; S. 345—440: Frau v. Heygendorf als Operndirektorin, 1808—1817; S. 441—532: Spiritus rector [des Theaters] 1817—1828; S. 533—594: Aus d. Briefwechsel des Großherzogs Georg v. Mecklenburg-Strelitz mit Frau v. H.; Anmerkungen und Register). „Wie der Verfasserin ihre moralische Rechtfertigung glänzend gelungen ist, dürfte die unechte Fortsetzung hinreichen, die herkömmlichen Verdächtigungen zu widerlegen: sie war klug und bühnenkundig genug, die Schattenseiten des Dichters u. Bühnenleiters [Goethe] zu erkennen, hat sich aber dadurch nicht abhalten lassen, seiner Größe zu huldigen, ohne sich jemals in Intrigen zu verstricken."

Egloffstein, Hermann Frhr. v.: Die Gegenspielerin Goethes [Caroline Jagemann]. In: Der Türmer. Jg. 29, 3, Dez. S. 238—241.

Vaihinger, Hans: Die Weimarer Familie Jagemann. In: Besondere Beil. d. Staats-Anz. f. Württemberg. 1926, 12, 31. Dez. S. 296—298.

Kleist. — Friese, Hans: Goethe und Kleist. In: Neue Jahrbücher f. wiss. Jugendbildung. Jg. 2, 4. S. 420—431.

„Der innere Gegensatz Goethes zu Kleist [war] in ähnlichem Grade unüberbrückbar, ja, kontradiktorisch wie zu Augustinus."

Weising, Hans Helmuth: Kleist und Goethe. In: Blätter des Hamburger Stadttheaters. 1926/27, 3. S. 4—9.
„Für Goethe kam Kleist zu spät."

Kräuter. — Die Briefe Theodor Kräuters an Eckermann. Nach d. Hschr. d. Goethe- u. Schiller-Archivs mitgeteilt von Max Hecker. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd.12. S. 264—306.

Lavater. — Goethe und Lavater. Ein Beitr. zur Bekehrungsfrage. In: Schweiz. Protestantenblatt. Jg. 49, 21, 22. Mai. S. 167—170.
Die Bekehrungssucht L.s war schuld an d. Ende der Freundschaft.

Levetzow, Ulrike v. — Wildberg, Bodo: Drei Sommer bei Ulrike von Levetzow. Jugenderinnerungen. In: Die Gartenlaube. 1926, Nr. 9, 4. März. S. 173—174.

Lili s. unter Schoenemann.

Mendelssohn. — Silbergleit, Richard: Goethe u. die Mendelssohns. In: Die jüdische Frau. Jg. 2, 1/2. S. 7—8.

Schiller, Charlotte v. — Scheidemantel, Eduard: Goethe an Charlotte von Schiller. (Aus d. Schillerhause.) In: Almanach d. Weimar-Bundes dt. Mädchen u. Frauen 1925. S. 11—13.
Befaßt sich vor allem mit Goethes Beurteilung durch Ch. v. Sch.

Schoenemann. — Rensom, Isa: Goethes Lili in Straßburg und als Flüchtling. In: Elsaß-Lothringische Mitteilungen. Jg. 8, 21, 23. Mai. S. 245—249.

Schönkopf. — Chodzidlo, Josef: Das Stammbuch Karl Friedrich Klose, und die Eintragungen der Familie Schönkopf. In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd 12. S. 226—228.

Stein. — *Bode, Wilhelm: Charlotte von Stein. Mit zahlr. Abb. u. Taf. 6. Aufl. Berlin: Mittler & Sohn 1927. (XXII, 699 S.) 8°. Lw. 12 —.
Vor der sechsten Auflage (der ersten nach dem Tode des Verfassers) wurde durch eine Rundfrage zu ermitteln gesucht, ob eine unverkürzte Ausgabe noch wünschenswert sei. Es sprachen sich 93 % der Befragten für einen ganz ungekürzten Text aus.

*Büchow-Homeyer, Charlotte: Charlotte von Stein. Ein Gedenkblatt zu ihrem 100. Todestage, 6. Jan. 1927. (Handpressendruck d. Officina Serpentis in Berlin-Steglitz. Berlin: Horodisch & Marx 1927.) (24 S.) 8°. 4,50. Hperg. 5,50.
. . . „Es soll gezeigt werden, wie sich das Bild verschiebt, wenn man den Schwerpunkt der Wertung vom äußeren Geschehen fort in die Frauenseele legt." „Das ist es, was ihr Empfinden weit über die gewöhnliche Eifersucht hinaushebt: der furchtbar bohrende Schmerz und die Empörung darüber, daß Goethe von seiner einsam ragenden Höhe herniederstieg in die platte Gewöhnlichkeit der übrigen Männer und sie mit sich riß in die Niederung . . ."

Falkenfeld, Hellmuth: Charlotte von Stein im Urteil der Goetheforscher. In: Frankfurter Ztg. v. 7. Jan. 1927. 1. Morgenbl.
Das meiste Verständnis f. Ch. v. St. brachte wohl Ida Boy-Ed auf, mehr als Herman Grimm, Erich Schmidt u. Albert Bielschowsky.

Fuß, Karl: Charlotte von Stein. Zur Wiederkehr ihres 100. Todestages. In: Die Propyläen. (Beil. zur Münch. Ztg.) Jg. 24, 15, 7. Jan.

S. 113—115. — Anschließend u. d. T. „Ausklang" Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Charlotte von Stein aus den Jahren 1815—1826.

Heidrich, H. M.: Charlotte von Stein. E. Gedenkblatt z. i. 100. Todestag. In: Rundschau. Ill. Wochenschrift. Jg. 6, 2, 8. Jan. S. 4—5. Mit Abb.

Luma: Charlotte von Stein. In: Der Deutschen-Spiegel. Jg. 4, 5, 4. Febr. S. 225—227.

Martell, P.: Charlotte von Stein. In: Die deutsche Frau. Jg. 19, Nr. 16, 15. Aug. S. 301—303.

Wahle, Julius: Goethe u. Carl August an Charlotte von Stein. [1777.] (Aus d. Goethe- u. Schiller-Archiv.) In: Almanach d. Weimar-Bundes dt. Mädchen u. Frauen 1925. S. 5—10.

Voigts. — Bäte, Ludwig: Jenny von Voigts. Eine verschollene Freundin Goethes. In: Preuß. Lehrer-Ztg. 1927, 1/2. 1. Jan.; Nr. 4, 8. Jan.

Zelter. — Runze, Maximilian: Randglossen zu Briefen Zelters an Goethe. Auf Grund neu erschlossener Quellen. 1. Zelter, Goethe und Garden. In: Der Schatzgräber. Jg. 6, H. 3. S. 15—19.

Ziegesar. — Deetjen, Werner: Ein weimarischer Edelmann (Ein Brief des Freiherrn Wilhelm v. Ziegesar an Goethe.) In: Jahrbuch d. Goethe-Ges. Bd. 12. S. 211—217.

VI. Goethes Weltanschauung.

*Alexejeff, W. G.: Goethe, Schiller, Herbart im Lichte des Moskauer exakten Idealismus. (Dorpat 1926: Mattiesen.) (11 S.) 4⁰ [Kopft.] —,40.
Sonderdruck aus der „Dorpater Zeitung". Wenig ertragreicher Versuch einer Darlegung der ästhetisch-ethischen Weltanschauung der Klassiker in ihrem Gegensatz zum Positivismus. Goethe S. 6—8.

Berendsohn, Walter A.: Die Lebensanschauung des jungen Goethe. In: Die Freude. 1926, 5, Mai. S. 194—200.
„Die in stürmischer Jugendzeit aufgesogene Lebensanschauung [bildet] die starke festgefügte Grundlage für die Weisheit seines ganzen Lebens."

*Bode, Wilhelm: Weib u. Sittlichkeit in Goethes Leben u. Denken. 4. Aufl. Berlin: Mittler & Sohn 1926. (XV, 346 S.) 8⁰ Lw. 9 —.
Die neue Auflage ist die erste, die nach dem Tode des Verf. erscheint. Er hat das Werk noch kurz vor seinem Hinscheiden durchgearbeitet und etwa bis zur Mitte des vierten Buches genau alle bei der Neuauflage vorzunehmenden Änderungen bestimmt. Für die Schlußbogen hinterließ er einige kurze Notizen.

Bohnenblust, Gottfried: Der Gott Goethes. Rede, gehalten vor d. Verein schweizerischer Deutschlehrer. In: Der kleine Bund. Lit. Beil. des Bund. Jg. 7, 50. S. 397—399; 51. S. 405—408.

*Bornhausen, Karl: Wir heißen's fromm sein. E. Beitrag zur Religion der Goethezeit u. ihrer gegenwärtigen Bedeutung. Gotha: Klotz 1926. (57 S.) 8⁰ 2 —.
Darin auch über G.s Religiosität. Das heutige Urteil, daß G. auf religiösem Gebiet im wesentlichen Nachempfinder ist, „geht an der

22*

Größe des Mannes vorbei, der eben in Gutem u. Schlechtem der Exponent von schier drei Generationen deutschen Geisteslebens, auch der Religion, gewesen ist. Deswegen ist er für die Religion seines Zeitalters bedeutsam, weil er die Fragen der Religion unmittelbar auf sich u. sein persönliches Leben bezieht".

*Dreempel, H.: Herder, Schiller, Goethe und die Religion. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 1926. (30 S.) 8⁰ = Arbeitshefte f. d. evangel. Religionsunterricht. H. 7.

Zusammenstellung von Äußerungen der drei Dichter über Religion. Schlußabschnitt: Gemeinsame Züge in der Religion Herders, Schillers und Goethes.

Everth, Erich: Goethes Lebensidee. [Anerkennende Bespr. v. Korffs „Geist der Goethezeit"]. In: Die Tat. Jg. 18, 2, Mai. S. 150—152.

Franz, Erich: Goethes Eigentumsbegriff [„E. verpflichtet".] In: Die Hilfe. 1926, 7, April. S. 125—126.

*Geithner, Oskar: Goethes Weltanschauung u. Religion. Naumburg: Sieling 1926. (24 S.) 8⁰ 1 —.

„Christi Lehre ist göttlichen Ursprungs, daher ist sie über alle Philosophie erhaben. Dieses Bekenntnis mußte auch Goethe ablegen."

Heimann, Moritz: Goethe und der Betriebsrat. In: Heimann, Nachgelassene Schriften. Berlin: Fischer 1926. S. 9—13.

„Die besten Willenserregungen unserer Zeit haben mit dem Lebenssinn Goethes ein Grundgesetz gemeinsam: daß niemand die ihm zugewiesene oder zugeloste Aufgabe nur erleide. Wer sie nur erleidet, ist ein Sklave; erst wer sie tut, ein Mensch. Dieses hat Goethe gelehrt, und hat es mit einer Treue gelebt, daß er ein Recht hätte, sich den ersten Christen seit Christus zu nennen — was er beinah getan hat."

*Jablonski, Walter: Vom Sinn der Goetheschen Naturforschung. Berlin: Reuß & Pollack 1927. (23 S.) gr. 8⁰ 2,50.

Goethes Naturerkenntnis: Erhöhung und Steigerung der seelischen Kräfte; die mathematisch-mechanistische: technischer Fortschritt (Luftschiff und Radio). Eine Neuerstehung Goethischer Wissenschaft hat die einheitliche Kräftekonstellation des Goethischen Menschentums zur Voraussetzung. Sie ist daher nur möglich, wenn uns die verlorengegangene körperlich-geistige Einheit lebendig sichtbar wiedergeboren wird.

Kühn, Lenore: Goethes Naturanschauung in seinen morphologischen Schriften. In: Die Frau. Jg. 34, 3, Dez. S. 147—150.

Muckle, Friedrich: Goethes Philosophie und Frömmigkeit und die Not der Zeit. In: Der Rufer zur Wende. Bd. 2, 1. S. 33—50.

Naturverehrung, Freundschaft und Frauenliebe. Kunst als weltliches Evangelium. Die gute Tat.

*Pöhlmann, Tobias: Goethes Naturauffassung in neutestamentlicher Beleuchtung dargestellt. Berlin: Furche-Verlag 1927. (189 S.) 8⁰ Lw. 6 —.

Erst durch die christliche Naturauffassung bekommt Goethes Naturauffassung „starke Befestigung, großartige Erweiterung, unendliche Vertiefung und beglückende und erhebende Befreiung". „Goethe hat das Kreuz in der Landschaft als Störung empfunden, dem Christen ist die Landschaft ohne Kreuz eine Beunruhigung und Beschwerung."

Scheller, Will: Goethe als Phantast. In: Didaskalia. Jg. 104, 35, 29. Aug. S. 149—150. Auch in: Reclams Universum. Jg. 42, 30, 20. April. S. 799—800.

Schuchhardt, Wolfgang: Goethes wechselnde Naturanschauung in seinen Dichtungen. In: Der Pfad. Zeitschr. der jungen Erwachsenen, welche aus d. Anthroposophie Leben schöpfen. Jg. 3, 7, April. S. 17 bis 20.

Wolf, Eugen: Irrationales und Rationales in Goethes Lebensgefühl. In: Deutsche Vierteljahrsschrift f. Litwiss. u. Geistesgeschichte. Jg. 4, 3. S. 490—507.

VII. Stellung zu bestimmten Fragen.

Haupt, Hermann: Goethe und die deutsche Burschenschaft. In: Quellen u. Darstellungen z. Geschichte der Burschenschaft. Bd. 8. Heidelberg 1925. S. 1—30.

„Je mehr wir uns daran freuen dürfen, daß der großartige Schwung der burschenschaftlichen Frühzeit Goethe innerlich überwältigt u. ihm warme Sympathien abgerungen hat, desto beklagenswerter erscheint uns der scharfe Bruch, der mit Sands Bluttat einsetzte u. Goethe an die Seite von Geistern wie Kamptz und Metternich führte."

Lang, Johannes: Goethe als Freiwirtschaftler. In: Wirtschaft u. Freiheit. Jg. 1, 17/18, Dez. 1925. S. 347—349.

Kein Geringerer als G. hat die Überlegenheit des Geldes über die Waren bereits erkannt, das Gold als e. Ware definiert, u. zwar als e. seltene Ware."

*Bab, Julius: Goethe und die Juden. Berlin: Philo-Verlag 1926. (36 S.) 8° = Die Morgen-Reihe. Schrift 3. 1,40.

Sonderdruck aus: Der Morgen. Jg. 2, 1. S. 43—56; 2. S. 165 bis 181. „Es ergibt sich, daß G. . . . zweifellos Eigenschaften besaß, die ihm die besondere jüdische Rhythmik fremd u. zuweilen peinlich machten, . . . daß er in s. sozialen Einstellung Elemente besaß, die ihn skeptisch, zuweilen selbst feindlich gegen die staatliche Judenemanzipation machten. Es ergibt sich aber nicht minder deutlich, daß hier wie überall die Solidarität des Menschlichen für ihn die alles beherrschende Macht blieb, daß völlig Nichts ihn hindern konnte, wirkliche Werte, wo er sie im jüdischen Menschen traf, rückhaltlos u. dankbar aufzunehmen u. anzuerkennen."

*Mack, Eugen: Goethe in der deutschen Nationalversammlung und im Rechts- und Staatsleben der Deutschen. Wolfegg 1926 (aufgest.: Bader, Rottenburg). (40 S.) 8° 1 —.

Goethe als Kronzeuge gegen die Fürstenenteignung.

Möller, J. P.: War Goethe Royalist? In: Die Hilfe. 1926, 11, 1. Juni. S. 220—221; 13. S. 268—69.

Sprengel, Johann Georg: Von Goethes Deutschtum. In: Zeitschrift dt. Bildung. Jg. 2, 1, Jan. S. 21—26.

Bapp, Karl: Goethe und Lukrez. In: Jahrbuch der Goethe-Ges. Bd 12. S. 47—67.

Rabbow, Paul: Goethe und die Antike. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, Jg. 2, H. 6. S. 670—687.

Es wird ausgeführt, daß der Formwille Selbstrettung und Erlösung für Goethe bedeutet habe.

Roethe, G[ustav]: Goethe und die Antike. [Ausz. aus e. Vortrage in d. Ges. d. Freunde antiker Kunst.] In: Forschungen u. Fortschritte. Jg. 2, 9, 1. Mai 1926. S. 73.

Ettinger, Max: Goethes Beziehungen zur Musik. In: Das Prisma. Jg. 2, 17. S. 177—181.

Heimeran, Ernst: Der junge Goethe und die Musik. In: Zeitschrift f. Musik. Jg. 93, 7/8, Juli/Aug. S. 392—399.

„[Diesen Zeilen] ist es um einen jungen Menschen zu tun, der, durch Erziehung zu mancherlei angehalten u. in mancherlei erfahren, sich endlich doch nicht viel um die Musik gekümmert hat, und der uns deshalb um so naiver ein Stück musikalischen Lebens um 1770 wird empfinden lassen."

Koppen, Alfred: Auch hier — Goethe [als Anhänger jeder körperlichen u. seelischen Ertüchtigung]. In: Akad. Turnbunds-Blätter. Jg. 30, 9, Sept. S. 189—191.

Kramer, Franz: Das Selbsttätigkeitsproblem in Goethes Pädagogik In: Preuß. Volksschullehrerinnen-Ztg. Jg. 19, 10, 15. Aug. S. 91—93.

Lindemann, Reinhold: Goethe als Erzieher. In: Die Propyläen. Jg. 23, 48, 27. Aug. S. 377—379.

Muthesius, Karl: Goethe und die schaffende Hand. In: Die Arbeitsschule. Jg. 40, 10, Okt. S. 449—459.

*Muthesius, Karl: Goethe und das Handwerk. Sein Verhältnis zum werktätigen Volk und zur handwerkl.-künstlerischen Erziehung. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. (VII, 164 S., 7 Taf.) 8⁰ Lw. 5,40.

Goethes lebhaftes Interesse für Technik und Handwerk wird an Hand der biographischen Tatsachen dargetan. In der Pädagogischen Provinz der „Wanderjahre" zeigt er sich als Vorläufer der Arbeitsschulbewegung. Im Schlußabschnitt wird Goethes Bemühen um die Gründung der Weimarer Gewerkschule gewürdigt.

Weinberger, Josef: Goethe über Persönlichkeit u. Charakter u. deren Bildung. In: Der neue Weg. Wien. 1927, 1, Jan. S. 7—15; 2, Febr. S. 68—81.

Meier, John: Goethe, Freiherr vom Stein u. die deutsche Volkskunde. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. In: Mitteilungen d. Akademie z. wiss. Erforschung des Deutschtums. 4, April 1926. S. 129—144.

Darin über Goethes Teilnahme an den Plänen zur Erforschung der deutschen Vergangenheit (Stein, Boisserée, Savigny, Gebr. Grimm).

Hasenclever, Adolf: Goethe und Amerika. (Anzeige von W. Wadepuhls Aufsatz in den deutsch-amerik. Geschichtsbll. 1924.) In: Preuß. Jahrbücher Bd. 206, 2, Nov. S. 223—229.

„Es kann nicht oft u. lebhaft genug betont werden, daß wir es bei Goethe fast immer nur mit gelegentlichen Äußerungen über Amerika zu tun haben." „Daß er den zukunftsreichen Faktoren der

politischen u. wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten volles Verständnis entgegengebracht hat, beweist nicht nur jene Voraussage über die Zukunftsbedeutung des Panamakanals, sondern . . . noch stärker Wilhelm Meisters, im Jahre 1821 vollendeten, Wanderjahre."

Wendel, Hermann: Die Welt der Südslawen im Spiegel Goethes. (Vortrag.) In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1926. S. 251—270.

Wilhelm, Richard: Goethe und die chinesische Kultur. In: Die Einkehr. Beil. d. Münchner Neuesten Nachrichten. Jg. 7, 10, 3. Febr. S. 37—39.

Grünewald, Max: Wie kam Goethe zur Entdeckung des menschlichen Zwischenkiefers? In: Aus der Heimat. Stuttgart. Jg. 39, 2, Febr. S. 17—19.

Lampa, Anton: Goethe und das Wetter. In: Der Pflug. 1926, 12, Dez. S. 65—70.

Martell-Lücke, P.: Goethe und die Technik. In: Unsere Welt. Jg. 19, 1, Jan. 1927. S. 8—11.

Troll, Wilhelm: Goethe und die Physik. In: Die Tat. Jg. 18, 9, Dez. S. 693—704.

Wagner, Wilhelm: Goethe und der geologische Aufbau des Rochusbergs bei Bingen. Mit 1 geol. Kt. In: Notizbl. d. Vereins f. Erdkunde 1925. F. 5, 8. S. 224—231.

Geologische Beobachtungen G.s. Ihm „war es vorbehalten, zum ersten Male einige der geologischen u. morphologischen Merkwürdigkeiten des Rochusberges als solche erkannt zu haben".

Wohlbold, H.: Goethe als Naturforscher in seiner Bedeutung für die Gegenwart. In: Die Tat. Jg. 18, 1, April. S. 17—32.

VIII. Goethes Fortwirken in Leben, Wissenschaft und Kunst.

Heuer, Otto: Goethe, der große Lehrer seines Volkes und der Menschheit. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1916—1925. S. 138—162.

Linden, Walter: Das Goethebild unserer Zeit. In: Zeitwende. Jg. 2, 7, Juli. S. 51—71.

Chamberlain, Simmel, Klara Hofer („Goethes Ehe"), Emil Ludwig, Benedetto Croce, Gundolf.

Mutius, Gerhard v.: Goethes Aktualität. Vortrag, gehalten vom dt. Gesandten in Kopenhagen, im Rahmen der Goethe-Ausstellung am 29. Januar 1924. In: Jahrbuch des freien dt. Hochstifts 1916—25. S. 11—25.

Der Vortrag sollte den Auftakt bilden zu einer dänischen Goethe-Ausgabe und vor allem den Dänen zeigen, was Goethe ihnen noch heute bedeuten kann.

Schultze, Johannes: Der Plan eines Goethe-Nationaldenkmals in Weimar. Der Deutsche Bund und die Erben Goethes. In: Jahrbuch der Goethe-Ges. Bd. 12. S. 239—263.

Stierle, Paul: Goethe-Jüngerschaft und Jesus-Jüngerschaft. In: Monatsschrift f. Pastoraltheologie. Jg. 22, 5/6, Mai/Juni. S. 124—133.

„Der tiefste Unterschied ästhetisch-Goethischer u. religiös-christlicher Geistesstruktur ist der von optimistischer u. pessimistischer Betrachtung dieser Welt. Die im Tiefsten nicht zu überbrückende Verschiedenheit der beiden Geistesverfassungen ist in ihrer Tatsächlichkeit anzuerkennen. Die Höherwertung der einen darf nicht zur Abwertung der anderen führen."

Wundt, M.: Was kann uns Schiller noch sein? In: Deutschlands Erneuerung. Jg. 10, H. 9, Sept. S. 410—415.

Schiller wird mit Goethe kontrastiert. „Wenn wir zu G. wie zu e. unerreichbaren Ideale aufsehen, so erscheint uns Schiller vielmehr als Blut von unserm Blute . . . Schiller mußte sich aus einer Welt der Dumpfheit beständig zur Höhe eines reinen Verhältnisses emporringen . . . Dadurch ist Sch. in gewisser Weise der modernere Mensch als Goethe."

Berger, Arnold E.: Zur Ideengeschichte der Goethezeit. [Auseinandersetzung mit Korffs „Geist der Goethezeit".] In: Geisteskultur. Jg. 35, 2, Febr. S. 54—64.

Cornicelius, Max: Goethe, Schiller und Benedetto Croce. In: Preuß. Jahrbücher. Bd. 205, 2, Aug. S. 192—204.
Die Goetheauffassung Croces.

Franz, Erich: Neue Probleme der Goethezeit. In: Deutsche Nordmark. Jg. 6, 12, Juni. S. 279—288.

Im Anschluß an die Bücher von Simmel („Goethe", 5. Aufl. 1923), Korff („Geist der Goethezeit" 1924, „Die Lebensidee Goethes" 1925), Strich („Deutsche Klassik u. Romantik" 1924).

Stranik, Erwin: Goethe und die italienische Kritik. In: Freie Welt. Jg. 7, 150/151, 23. Okt. S. 28—33.

Mazzini, Andrea Maffei, Francesco de Sanctis, Imbriani, Canello Trezza, Renzioni, Benedetto Croce.

---

*Breuker, Fritz: Ludwig Richter und Goethe. Mit 53 Abb. Leipzig: Teubner 1926. (63 S.) gr. 8° 3 —.

Nur der Goethe ist R. verständlich, der „nicht Sektierer des Altertums" ist. Besprochen werden die Illustrationen zu „Hermann u. Dorothea", „Götz", „Werther" u. den Liedern u. Balladen.

*Frenzel, Paul: Robert Schumann und Goethe. Studie. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1926. (40 S., 1 Titelb., 1 Faks.) 8° = Veröffentlichungen d. Robert-Schumann-Gesellschaft.

Schumanns frühe literarische Bildung und seine ersten dichterischen Versuche. Goethes Bedeutung für Schumanns rein menschliches Wachsen und Reifen. Der Musikschriftsteller Schumann und Goethe. Schumanns Vertonungen Goethischer Dichtungen.

*Lorenz, Karl: J. W. v. Goethe. [Farb. Holz-]Schnitte. Tl. 1. 2. ([Zum] Lied des Türmers [u. zur] Baccalaureus[-Szene] in Faust II). [Malente-Gremsmühlen, Ost-Holstein] 1927: Turmpresse. 170 —.

*Rössing, Karl: 92 Holzschnitte zu Goethes Übersetzung des Benvenuto Cellini. (Im Auftr. d. Essener Bibliophilen-Abend gedr.) Essen 1927 (: Kunstgewerbeschule; f. d. Buchhandel: O. Schmemann). (93 Bl.) 8⁰ Nr. 51—100: Pp. 20 —.

*Schwabe, Toni: Der Ausbruch ins Grenzenlose. Ein Goetheroman. München: Langen 1926. (175 S.) kl. 8⁰ 3 —. Geb. 5 —.

*Strasser, Karl Theodor: Goethe in Fonsmonsponsa. Hannover: Hübner 1925. (156 S.) 8⁰ 3,50; Lw. 5,50.

Goethe selbst tritt in dem Roman nicht auf. Einem fahrenden Schauspieler wird in dem Städtchen Fonsmonsponsa die Rolle des sachsen-weimarischen Staatsministers Goethe aufgedrängt u. von ihm notgedrungen 24 Stunden lang gespielt.

*Slevogt, Max: Goethes Faust. Tl. 2. Buchausgabe. (In 4 Lfgn.) Lfg. 1—3. Akt 1—3. Berlin: B. Cassirer 1926. 250 Exemplare. Subskr.-Pr. je 350 —.

Das Werk erscheint gleichzeitig in einer Mappenausgabe.

Goethes Gestalt
im Wandel deutscher Weltanschauung

Festvortrag, gehalten am 11. Juni 1927

Von Max Wundt (Jena)

Goethe sagt, daß nur vorzüglich begabte Menschen auch während ihres Alters noch frische Epochen besonderer Schöpferkraft und gleichsam eine wiederholte Jugendzeit erleben. Man kann diesen Gedanken fortspinnen, indem man hinzufügt, daß bei auserwählten Geistern solche Kraft der Verjüngung über ihr eigenes Leben hinauswirkt, indem auch ihr Bild in dem Gedächtnis der Menschen nicht altert, sondern mit dem Leben der Menschheit selbst in immer neuen und neu verjüngten Gestalten erscheint. Die mächtige Kraft der Entelechie in genialen Naturen, in welcher Goethe den Grund solcher wiederholten Pubertät erblickt, wirkt fort auch über ihr sinnliches Leben hinaus. Die Gestalt des großen Mannes wird zum Mythos, der befreit von den Schranken persönlichen Daseins sein eigenes Leben in dem Leben der Menschheit weiterführt und neues Leben aus sich erzeugt.

Nur erlauchten Geistern wird solches Schicksal zuteil, und ganz wenigen, höchst Erwählten begegnet es schon während ihres Lebens. Sie empfangen das wunderbarste Geschick, schon bei Lebzeiten zum gestaltenden Mythos im Leben der Menschheit zu werden; ihr eigenes Dasein verdoppelt sich ihnen, da die Mitlebenden ihr Bild zu eigenen Zwecken gebrauchen und an ihm das eigene Wesen entfalten. Losgelöst von dem Grunde ihres persönlichen Daseins, stellt sich ihre Gestalt in eigenem Leben und Wirken dar.

Dies seltenste Schicksal ist in der deutschen Geistesgeschichte vielleicht nur Goethe begegnet. Er wurde schon seinen Zeitgenossen zum Mythos; seine Gestalt löste sich von dem Boden seines eigenen Lebens los und wirkte als selbständige Macht in dem Leben der Zeit. Dichter und Denker bemächtigten sich seines Bildes und bedienten sich desselben zu ihren Zwecken.

Unter diesen Werken hat man den dichterischen Darstellungen von Goethes Gestalt wohl schon mehrfach seine Aufmerksamkeit

geschenkt, viel weniger aber die Bedeutung beachtet, welche diese Gestalt auch für die gleichzeitige denkende Betrachtung der Welt gewann, und die Rolle, welche sie in der gleichzeitig sich entfaltenden deutschen Weltanschauung spielte. Für diesen Gegenstand möchte ich heute Ihre Aufmerksamkeit erbitten. Sie muß uns gerade in diesem Jahre, dem Gedenkjahr Pestalozzis, besonders naheliegen. Auch Goethe war, wie alle wahrhaft großen Geister, ein Erzieher; aber seine größte erzieherische Kraft hat er nicht in seinen meist mißglückten eigenen Erziehungsversuchen und auch nicht in seinen oft so tiefen und wahren, aber doch immer mehr vereinzelten Bemerkungen über Fragen der Erziehung entfaltet. Die mächtigste, noch heute am meisten lebendige erzieherische Wirkung ging vielmehr von ihm selbst, von dem Menschen Goethe, dem Ganzen seiner Persönlichkeit aus. Und hierbei müssen wir in erster Reihe der bildenden Wirkung gedenken, die seine Gestalt innerhalb der deutschen Weltanschauung ausübte.

In den Jahrzehnten von Goethes Wirken entfaltete sich ja zugleich die deutsche Weltanschauung in ihren reichsten Formen. Sie geht dabei, geschichtlich betrachtet, von zwei Voraussetzungen aus. Einmal ist es das Werk Kants, das zumal für ihr Verfahren von entscheidender Bedeutung wurde, und andererseits die große literarische Bewegung, in deren Mittelpunkt Goethe stand und die dem deutschen Geistesleben und damit auch der deutschen Weltanschauung einen so mächtigen neuen Gehalt zuführte. Als Goethe voll gereift aus Italien zurückkehrte, fand er die Kantische Philosophie in mächtigem Vordringen. Man weiß heute, wie lebhaft er sich um ihr Verständnis bemühte und wie dringlich ihm eine Auseinandersetzung mit ihr erschien. Im Gegensatz zu früherer Auffassung ist man heute geneigt, das geistig Gemeinsame beider Männer in den Vordergrund zu schieben. Man wird solcher Bemühung ihr Recht nicht versagen dürfen; aber allerdings bleibt auch des Unterschiedenen noch genug. Es bezeichnet gerade die eigentümliche Spannung der geistigen Lage des damaligen Deutschland, daß Kant seine letzte und entscheidende Entwicklung nur aus der Tiefe seines eigenen Geistes und ohne Berührung mit der gleichzeitigen literarischen Bewegung

genommen hatte, und daß diese zwar durch Vermittlung Herders von Kant selbst in seinen jüngeren Jahren mit angeregt war, sich dann aber zunächst ganz selbständig und ohne Berührung mit dem Kantischen Genius entfaltet hatte. Ihr größter Sohn war Goethe. Kant und Goethe, die beide ihr geistiges Sein aus so verschiedenen Quellen gewonnen hatten, sie werden gerade in der Verschiedenheit ihrer geistigen Gestalten von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung unserer Weltanschauung, eine Verschiedenheit, neben der allerdings auch die im Innern verborgene Verwandtschaft nicht übersehen werden darf, die ihr gemeinsames Einwirken auf die deutsche Weltanschauung allein möglich machte. Wenn die deutsche Weltanschauung ihre Form und das mit dieser gegebene Verfahren vor allem von Kant empfing, so gewann sie ihren Gehalt vornehmlich aus jener großen literarischen Bewegung, in deren Mittelpunkt Goethe stand und als deren mächtigste Erscheinung Goethe erkannt zu haben, eine Tat eben der deutschen Denker wurde.

Die Richtung aber, in welcher Goethes Gestalt auf das Denken seiner Zeit einwirkte, war zugleich bestimmt durch die besondere Lage, welche dieses Denken vorfand, durch die besonderen Fragen, welche die Vergangenheit aufgeworfen hatte und deren Lösung von Kant doch nur noch vorbereitet, keineswegs vollzogen war, ja die er zum Teil selbst erst in ihrer vollen Schärfe hinstellte. Die gesamte Entwicklung der neueren Zeit hatte immer tiefer einen auch für unser Dasein noch entscheidenden Gegensatz herausgearbeitet. Sie hatte ja von allem Anfang eine Entfesselung des Einzelnen bedeutet, durch die das Leben sich nun in buntem Reichtum und mannigfaltig wechselnden Erscheinungen darstellte. Aber in dieser Entfesselung des Einzelnen erwachte zugleich das Denken und erhob seine auf feste Gestaltung gerichtete Forderung gegenüber dem Leben. In der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts erhielt dieser Gegensatz seine besondere Schärfe. Das Recht freier Lebensentfaltung wurde allgemein gefordert und zugestanden, und andererseits gewann die aus dem Denken geschöpfte Forderung nach einheitlicher Lebensgestaltung entscheidenden Nachdruck. Der gleiche Gegensatz gibt der Weltanschauung der Zeit in ihren widerstreitenden Richtungen

ihr besonderes Gepräge, indem auf der einen Seite die derbe Handgreiflichkeit bloßer Erfahrungstatsachen und der nur stofflichen Wirklichkeit als das letzt in Bestimmende angesehen, auf der andern Seite in einer übersteigerten Geistigkeit von religiöser oder weltlicher Prägung allein aus der Tiefe des Gemüts geschöpfte Forderungen an die Wirklichkeit herangebracht wurden. In dem größten Ereignis der Zeit, der französischen Revolution, verbinden sich beide Grundgedanken in eigenartiger Weise. Hier wurde die reine Forderung an das Leben herangebracht, und gewaltsam sollte ihm die vom Denken gewonnene Form auferlegt werden; aber mit der dazu nötigen Zerschmetterung überlieferter Formen gab sie dem Leben selber zugleich freie Bahn, so daß es tobend ausbrach, als ob die gestaltete Welt sich rückwärts in Chaos und Nacht auflösen wollte.

Aus diesem Gegensatz hatte auch Kant, jedenfalls in den zunächst vor allem wirksamen Teilen seiner Lehre, einen Ausweg nicht zu weisen gewußt. Er hatte in seiner Vernunftlehre, so mußte es wenigstens zunächst scheinen, sich ganz auf die Seite des fordernden Denkens geschlagen und zumal seinen besonders eindringlichen Gedanken der Freiheit als ein reines, nie erreichbares Ziel über alles Leben erhöht. Auch seine Lehre war reine Gestalt und vermochte darum das Leben in seinem schäumenden Reichtum nicht zu durchdringen, das Leben, das gleichzeitig in der neu erwachenden Dichtung einen so kraftvollen Ausdruck fand. Es fühlte sich von dem auf die reine Form gerichteten Denken des großen Weisen zurückgestoßen und suchte seine Begründung und Rechtfertigung in Denkrichtungen, die nur in dem derben Gehalt der Sinnlichkeit oder dem groben Stoffe das eigentliche Wesen der Wirklichkeit fanden und die damals, verführerisch lockend, vom Westen her in Deutschland eindrangen.

Dies ist die Frage, mit welcher alle die Denker gerungen haben, welche im Zeitalter Goethes die deutsche Weltanschauung zur vollen Entfaltung brachten, dies der Gegensatz, aus dem sie einen Ausweg suchten. Und dabei wurde ihnen nicht zuletzt Goethes Gestalt zum Führer und Richtziel. Was ihr eine so mächtige Wirkung auf das gleichzeitige Nachdenken über Welt und Leben verschaffte, war eben dies, daß in ihr der das Jahr-

hundert zerreißende Gegensatz in wundervoller Einheit und Übereinstimmung ausgeglichen war, Leben und Gestalt sich zu einem Ganzen von herrlichem Ebenmaße durchdrangen, das Leben selbst aus seinen natürlichen Kräften die ihm angemessene Gestalt hervorbrachte und alle Form sich von blühendem Leben erfüllt zeigte. Dabei ist es die gleiche Gestalt Goethischen Wesens, die in seinem Leben wie in seinem Dichten und Denken hervortritt. Wie er in seinem Leben sich keiner fremden Form unterwerfen, sondern sein Dasein aus den gestaltenden Kräften seines eigenen Innern gesetzmäßig bestimmen wollte, so bildete seine Dichtung das Leben in den ihm selbst eigenen Gestalten und Gesetzen nach, und sein wissenschaftliches Nachdenken suchte in allen Erscheinungen das hindurchlaufende, an ihnen selbst lebensvoll sich darstellende Gesetz. So erklären für das Bewußtsein der Zeit Mensch, Dichter und Denker einander wechselseitig. Gerade diese großartige Einheit, in der das Goethische Wesen damals erblickt wurde, ist kennzeichnend, besonders auch im Gegensatz zu späteren Zeiten, denen eine solche Gesamtschau völlig verloren ging. —

In diesem Sinne hat Goethes Gestalt in der Entwicklung des deutschen Denkens selbst eine gestaltende Wirkung ausgeübt. Es ist eine Auseinandersetzung der deutschen Denker mit Goethe, welche hauptsächlich in der ersten Hälfte der neunziger Jahre beginnt, als Kants Lehre und Goethes Werk völlig ausgebildet vor dem Bewußtsein der Mitwelt standen. Es ist die Zeit, da die deutsche Weltanschauung auf dem von Kant geschaffenen Boden ihre reichste Entfaltung findet. Goethe steht auf der Höhe seiner Kraft; durch die eben abgeschlossenen klassischen Dichtungen und die erste von ihm selbst besorgte Gesamtausgabe seiner Schriften prägt sich sein Bild tief in das Bewußtsein der Nation ein. Aus diesem Bild seines Wesens gewannen die Denker nicht zuletzt mit den erfüllenden Gehalt für die lebensvolle Weltansicht, deren äußeren Rahmen Kant aufgestellt hatte.

Aber dieser großen und beinahe geschlossenen Auseinandersetzung des deutschen Denkens mit Goethes Gestalt ging bereits ein Vorspiel in früherer Zeit voraus. Nicht erst der zur Vollkraft seiner Mannesjahre gereifte, sondern schon der junge

Goethe hatte durch sein Wesen mächtig das Denken der Mitlebenden angeregt. In einer ganzen Reihe von Werken aus der Geniezeit erscheint sein Bild. Meist sind diese Werke freilich bloß subjektive Bekenntnisse ihrer Schöpfer, ohne daß ihnen eine allgemeine, an weltanschauliche Fragen heranreichende Bedeutung zukäme. Nur einer hat damals schon die tiefere Bedeutung der Gestalt Goethes begriffen, und die mächtige Anregung, die sein Geist von ihr empfing, kam auch der allgemeinen Entwickelung der deutschen Weltanschauung zugute. Es ist Friedrich Heinrich Jacobi, der eingestandenermaßen durch den Eindruck, den Goethes Persönlichkeit auf ihn machte, zu dichterischem Schaffen getrieben wurde und in seinen zwischen dichterischer Anschauung und denkender Betrachtung etwas haltlos hin und her schwankenden Romanen sich immer wieder von dem Eindruck der Goethischen Gestalt bestimmen ließ. Gewiß hat er in seinem Allwill kein genaues Abbild Goethes geschaffen, sondern ein Bild, das weithin durch sein eigenes Temperament gesehen und bedingt war. Aber sowohl der 'Allwill' wie schließlich auch der aus ihm hervorwachsende 'Woldemar' sind Werke, die ohne Goethes Persönlichkeit und Dichtung nicht denkbar wären und die erste grundsätzliche, nicht nur persönliche Auseinandersetzung mit Goethes Gestalt bedeuten.

Diese Auseinandersetzung ist um so kennzeichnender, als sie sich nicht mit einem Male vollendet, sondern Jacobi immer wieder zu seinem Werke zurückkehrt, um es in neuen Ansätzen zu fördern. Er gewann dabei mit dem Wandel seines eigenen Denkens seinem Gegenstand immer neue Seiten ab. Schon der 'Allwill' selbst zeigt an seinem Ende gegenüber den zuerst veröffentlichten Teilen wesentliche Abwandlungen, und von ihm ist das spätere, größere Werk, der 'Woldemar', nicht zu trennen. Gewiß trägt dessen Gestalt mehr eigene Züge Jacobis; aber die Verwandtschaft mit Goethe ist doch auch hier unleugbar. Jacobi selbst sagt noch von dem viel später vollendeten Werk, daß es ohne Goethe nicht angefangen und schwerlich vollendet wäre und daß es diesem gehöre wie keinem andern. Unter dem offenbaren Eindruck des 'Werther' hatte Jacobi zu dichten begonnen, und er vollendet sein Werk nach eigenem Geständnis unter dem Eindruck

des 'Tasso'. Diese leidenschaftlichsten Bekenntnisdichtungen Goethes aus der Zeit genialen Jugenddranges und klassischer Reife bestimmen vornehmlich Jacobis Ringen um den Gehalt des Goethischen Wesens.

Wir können hier nicht die Wandlungen einzeln verfolgen, welche Jacobis Dichtung unter dem Einfluß wechselnder Stimmungen seines leicht beweglichen und für fremde Eindrücke vielleicht allzu empfänglichen Gemütes, besonders aber durch sein in Zu- und Abneigung, Anziehung und Abstoßung wechselndes Verhältnis zu Goethe durchmachte. Nur die allgemeine Richtung, in welcher diese erste Auseinandersetzung des deutschen Denkens mit Goethes Gestalt erfolgte, sei bezeichnet; ist sie doch bezeichnend für die Richtung, in welcher sich die deutsche Weltanschauung damals überhaupt entwickelte.

Auch für Jacobi handelt es sich um die Frage, welche wir als die entscheidende für das ganze Jahrhundert kennen gelernt haben. Sie stellt sich ihm als der Widerspruch dar zwischen der Strenge und Allgemeingültigkeit des Gesetzes und der Forderung innerer Selbständigkeit und eigener Bestimmung, zwischen Notwendigkeit der Natur und Freiheit des menschlichen Willens. Für die reine Erkenntnis schien jene nicht zu leugnen, von dem sittlichen Willen aber war diese auf das dringlichste gefordert. Die Erkenntnis erstrebte ein allgemein bestimmendes formales Gesetz, wie es die Natur zu beherrschen schien, Wille und Gefühl aber drängten in heißem Lebensmut über all solche Formen hinaus. Jacobi selbst hatte diesen Gegensatz in seiner größten Schärfe erlebt, da er, der früh zur Mystik neigte, in Genf unter einen starken Einfluß der französischen Enzyklopädisten geriet und sich deren Materialismus als der scheinbar sichersten Begründung wissenschaftlicher Welterkenntnis nicht glaubte entziehen zu können. Im Tiefsten unbefriedigt, sieht er sich eingeklemmt zwischen den Ergebnissen des Wissens und den Ansprüchen des Herzens.

Goethes Gestalt weist ihm aus dieser Zwangslage einen Ausweg. Was sich aus seinem eigenen Innern ans Licht ringt, erhält Bestätigung und Festigung durch sie. Nach der ersten Begegnung schreibt er in diesem Sinne: „Goethe ist der

Mann, dessen mein Herz bedurfte. . . . Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verschlossenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben." Was war es, was Jacobi an Goethe erschaute? Es ist die unmittelbare, in sich selbst gegründete Gewißheit des inneren Menschen, das alle festen Begriffsschranken überflutende und doch notwendig bestimmte Wesen der Persönlichkeit, das ihm im Anblick Goethes als der wesenhafte Gehalt alles Lebens erkennbar wird. Zwei Züge hebt er vor allem hervor. Einmal den inneren, durch keinen Begriff zu bändigenden Reichtum des Lebens. In gleicher Weise redet er über Goethe und über Allwill. Sie sind ihm ein unbegreifliches Durcheinander von Mensch, sie sind ihm Zauberer und Besessene, außerordentliche Geschöpfe Gottes, über die etwas Begreifliches zu sagen unmöglich ist. Aber in dieser ganzen Unbegreiflichkeit ihrer überreichen Natur folgen sie doch einem notwendigen Gesetze, das freilich nur im unmittelbaren Gefühl und nicht mit dem Verstande aufgefaßt werden kann. Es ist ihnen, wie es von beiden heißt, fast in keinem Falle gestattet, willkürlich zu handeln.

Was Jacobi an dem Anblick Goethes so tief ergriff, war also gerade die innere Vereinigung der beiden Mächte, die er sich bis dahin nur als widerstreitende zu denken vermochte, die freie Willkür des Lebens und die notwendige Bestimmung durch das formale Gesetz. Hier trug das Leben in der inneren Sicherheit und Bestimmtheit seiner eigenen Entfaltung die Regel in sich selber; sie brauchte nicht als ein fremder Begriff an das Leben herangebracht zu werden, sondern wuchs selbst lebendig in diesem heran.

Aber lange hat sich Jacobi mit dieser Lösung nicht zufrieden gegeben. Bald sah er in der genialen Sicherheit des unbewußten Triebes keine genügende Gewähr mehr für die Festigkeit des sittlichen Gesetzes. Seine Kritik an den eigenen Gedanken fließt dabei wunderlich mit seinen wechselnden Stimmungen gegenüber Goethe zusammen und ist zugleich mit bedingt durch die scheinbaren oder wirklichen Kränkungen, welche er von diesem erfuhr. In solcher Stimmung sieht er dann in Goethe nur noch das Kraftgenie, das sich der baren Willkür überläßt und dem

jede sichere Bestimmtheit des Wesens fehlt, eine Gefahr für sich selbst und für alle, die mit ihm in Berührung kommen. In diesem Sinne findet schon in den späteren Teilen des Romans Allwills Gestalt eine strenge Kritik, und das Suchen nach einem festeren, Mensch und Leben wahrhaft sichernden Gesetze beginnt, das fortan Jacobis Entwickelung bezeichnet. Das bloße Gefühl kann hierfür nicht genügen, es bedarf auch der Vernunft. Aber wie kann neben der Allgemeingültigkeit ihres Gesetzes die persönliche Freiheit und das Recht des Einzelnen in seiner individuellen Besonderheit bestehen?

Diese Entwickelung Jacobis, in der er zeitweise dem Geiste Spinozas und dem Geiste Kants nahetritt, ist geistesgeschichtlich so bedeutsam, weil sie eine der Brücken ist, welche von der früheren Geniezeit im Sturm und Drang zu der späteren Geniezeit der Romantik hinüberlaufen. Sie kann im einzelnen hier nicht verfolgt werden. Aber darauf sei hingewiesen, daß auch sie, durch die verschiedenen Wandlungen des Woldemar-Romans hindurch, eine mehrfach erneute Auseinandersetzung mit Goethes Gestalt bedeutet. Und diese brauchte keineswegs, wie zuletzt im 'Allwill', nur ablehnend zu sein. Gelegentlich findet auch wieder eine deutliche Hinwendung zu Goethe statt, die Jacobi erleichtert werden mußte, weil Goethe selbst in seiner Entwickelung zum klassischen Denken den überquellenden Reichtum der genialen Persönlichkeit in die feste Form gesetzmäßig bestimmten Wesens zu bannen suchte. —

Die Auffassung Jacobis geschah einseitig, seiner Denkrichtung gemäß, von der moralischen Seite. Erst in den neunziger Jahren erfolgt eine tiefere, das Ganze der Goethischen Gestalt erfassende Deutung. Jetzt liegt die klassische Dichtung Goethes, wie sie sich ihm in Italien gestaltet hatte, vor; jetzt hat er seine Naturerklärung in ihrer ganzen Eigenart ausgebildet; die Gegensätze seines inneren Menschen sind wenigstens zu einem vorläufigen Ausgleich gebracht. Ein jüngeres Geschlecht, philosophisch durch Kant geschult, blickt zu ihm auf und gewinnt nicht zuletzt in der Anschauung seiner Gestalt die Möglichkeit, über Kant hinauszugehen und das philosophische Denken nach einer ganz bestimmten Richtung fortzubilden.

Schiller und Fichte stehen hier nebeneinander. Sie leisten in denselben Jahren, nur für verschiedene Fächer, die gleiche Arbeit, die Grundbegriffe der Kantischen Lehre fortzubilden, um sie fähig zu machen, die einzelnen Kulturgebiete deutend zu durchdringen. Und beiden wird hierfür, ihrem eigenen Geständnis zufolge, Goethe in seinem Werk und seiner Gestalt zum Führer.

Ähnlich wie Jacobi gesteht auch Schiller in jenem berühmten Schreiben, durch das er den Briefwechsel mit Goethe eröffnet, daß es die Anschauung des Goethischen Geistes gewesen sei, der Totaleindruck seiner Ideen, welche ein unerwartetes Licht in ihm angesteckt habe. Früher hatte er sich Körner gegenüber ziemlich abfällig über die Eigenart dieses Geistes geäußert, daß er zu viel aus der Sinnenwelt hole und zu viel betaste; jetzt erschließt sich ihm erst seine hohe Bedeutung. Auch Schiller sucht einen Ausweg aus den widerstreitenden Richtungen des Jahrhunderts; sie hatten durch Kant eine neue Ausprägung erhalten, indem in dessen Lehre Natur und Freiheit, die Welt der sinnlichen Erfahrung und die Welt des sittlichen Handelns in einen schroffen und zunächst scheinbar nicht zu überbrückenden Gegensatz gestellt waren. Wohl hatte Kant selbst schon in seinem dritten kritischen Werke, der 'Kritik der Urteilskraft', eine Brücke zu schlagen unternommen; aber deren Grundgedanken kamen zunächst nicht zu voller Auswirkung, und der Haupteindruck der Kantischen Lehre blieb doch der der Entgegensetzung. Diesen Gegensatz wahrhaft zu überwinden, wird nun das Werk seiner Nachfolger, bei denen sich damit zugleich die Ergebnisse der 'Kritik der Urteilskraft' immer mehr durchsetzen. Auf diesem Wege ist Schiller vorangegangen; das bedingt seine bedeutende Stellung auch innerhalb der Geschichte der Philosophie. Der reine Begriff soll sich an der Erfahrung bewähren und die Welt der Freiheit sich im Sinnlichen darstellen.

Schiller sucht den Weg vom Begriff zur Anschauung: da begegnet ihm Goethe, der seinerseits ganz in der Anschauung lebt und überall von ihr ausgeht, der dabei aber zugleich aus der ganzen Fülle der Anschauung das begrifflich Allgemeine gewinnen will. Der Eindruck der Gestalt Goethes ermutigt ihn,

um so entschiedener auf seinem Wege fortzuschreiten. Er begreift ihren Sinn aus der ihn beschäftigenden Frage heraus. Goethes rein auf den Gegenständen der Erfahrung ruhender Blick ist vor den Gefahren der bloßen Spekulation, die so leicht durch eine willkürliche Phantasie irregeführt wird, geborgen. In seiner Anschauung liegt weit vollständiger und als ein Ganzes, was sonst das analytische Begriffsverfahren nur mit Mühe sucht. Der Begriff kann immer nur Gegebenes zergliedern, das Geben selbst aber ist Sache des Genies, welches das Ganze in unmittelbarer Anschaulichkeit und nach verborgenen Gesetzen der Vernunft vor uns hinstellt. Aus der Allheit der Erscheinungen wird hier die Erklärung des Einzelnen gewonnen, eine, wie Schiller sagt, große und wahrhaft heldenmäßige Idee.

Dies ist Goethes philosophischer Instinkt, der sich, ohne es selbst zu wissen, mit den Ergebnissen der Spekulation in der schönsten Übereinstimmung befindet. Beide gehen von entgegengesetzten Ausgangspunkten aus, jener vom Einzelnen, dieser vom Allgemeinen, jener von der Mannigfaltigkeit, dieser von der Einheit. Aber sie müssen einander auf halbem Wege treffen, wenn die Spekulation nur, wie sie es eben damals in der Nachfolge Kants tat, mit treuem Sinn die Erfahrung sucht und die Intuition von ihrer Seite das Gesetz. Eben das ist das Kennzeichen der genialen Anschauung, wie sie Goethe eignete, daß sie in allem Erfahrungsmäßigen den Charakter der Notwendigkeit aufsucht und allerdings stets einzelnes, aber das Einzelne mit dem Charakter der Gattung hervorbringt.

An Goethes Naturanschauung ist Schiller diese Eigenart des Goethischen Geistes aufgegangen. In diesem Sinne zeichnet er mit wenigen Strichen Goethes Bildnis in einer Anmerkung der 'Briefe über die ästhetische Erziehung'. Die philosophische Auffassung legt immer zu viel Eigenes in die Natur hinein und versteht nicht, sie in ihrer reinen Gegebenheit aufzufassen. „Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen." Aber die Wir-

kung dieser Gesamtanschauung des Goethischen Wesens reicht weit über dies, dem Schillerschen Denken doch eigentlich fernliegende Gebiet hinaus. Insbesondere ist Schiller sicherlich bald zum Bewußtsein gekommen, welche Bedeutung diese Goethische Geistesart auch für Goethes Dichtweise haben mußte. Wenn in den zurückliegenden Werken Goethes die sinnlichen Bilder reicher Wirklichkeit innerhalb der Jugenddichtung und die zum Allgemeinen strebenden Darstellungen des Klassizismus mehr nur nebeneinanderstehen, so erlebt Schiller nun die Entstehung von 'Wilhelm Meister', von 'Hermann und Dorothea', und erblickt hier mit eigenen Augen das Verfahren Goethes, in dem Einzelnen das Allgemeine, in der konkreten Bestimmtheit des individuellen Bildes das durchlaufende Gesetz und die übergreifende Gattung darzustellen.

Um das Verständnis der Kunst aber rang Schiller gerade in diesen Jahren; ihr Wesen aus den Begriffen der Kantischen Philosophie gedeutet zu haben, ist seine eigentliche Leistung als Philosoph. Aber diese Deutung hatte an sich und für ihn eine viel weiter reichende, sozusagen metaphysische Bedeutung. In der Kunst und der künstlerischen Weltauffassung sieht er einen allgemeinen Lebenszustand, in dem der von Kant herausgehobene Widerstreit der Lebensrichtungen überwunden ist. Solche aus der Kraft künstlerischer Anschauung gewonnene Einheit des Lebenszustandes war Schiller an Goethe entgegengetreten. Unter dem Eindruck seiner Gestalt schreibt er die großen Werke, in denen er den entscheidenden Ertrag seiner Gedankenarbeit niederlegt. Unter dem Eindruck seiner Gestalt gewinnt er den so folgenreichen Begriff des Schönen als der Versöhnung des sinnlichen und sittlichen Triebes in der freien, doch als Natur sich darstellenden harmonischen Einheit beider Seiten des menschlichen Wesens. Unter dem Eindruck seiner Gestalt gibt er die wundervolle Schilderung des wahren Künstlers im neunten der 'Briefe über die ästhetische Erziehung'. Der Begriff des Schönen legt sich ihm dann in seinem reifsten Werk in die zwei Richtungen künstlerischer Darstellung auseinander, in denen er das eigene Wesen und das des großen Freundes einander gegenüberstellt. Nicht zuletzt der Anblick der geistigen Gestalt

Goethes ließ Schiller den Begriff des Naiven in jener großartigen Weise erfassen, die ihn weit über das Gebiet der Dichtung hinaus zu einer Grundgestalt menschlichen Daseins überhaupt macht, ließ ihn den Gedanken einer in sich vollendeten, noch nicht nach verschiedenen Seiten auseinander gerissenen menschlichen Natur ergreifen. Indem dieser Begriff normgebend über das Leben der Zeit erhöht wird, denn alles moderne Leben soll ja aus seiner Zerrissenheit zur Geschlossenheit des Naiven zurückstreben, gewinnt Goethes Gestalt erst ihre ganze überragende Bedeutung.

In dieselbe Richtung wie Schiller strebt neben ihm Fichte. Auch ihm kommt es darauf an, den Gegensatz zu überwinden, den Kant zwischen sinnlicher und sittlicher Welt, zwischen Natur und Freiheit aufgerissen hatte. Und auch ihm wird Goethes Gestalt auf diesem Wege zum Führer. Man ist häufig der Ansicht, daß diese beiden so grundverschiedenen Naturen sich nur abgestoßen hätten. Aber das gilt nicht einmal für Goethe unbedingt, der anfangs Fichte mit warmer Freundschaft begegnete und nach den Jahren der Entfremdung im späteren Rückblick doch ein durchaus gerechtes und groß gedachtes Urteil über ihn zu fällen verstand. Und Fichtes Verehrung für Goethe ist überhaupt immer die gleiche geblieben; sie ist älter als seine Verehrung für Kant und stammt noch aus der Zeit, da er noch nicht als Philosoph in der Gefolgschaft Kants, sondern als literarischer Kritiker in der Gefolgschaft Lessings in die Zeitbewegung eingreifen wollte; sie ist durch Goethes ablehnendes Urteil über ihn und Goethes Beteiligung an seiner Entfernung aus Jena niemals erschüttert worden und hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet.

Dabei steht auch für Fichte der klassische Goethe im Vordergrunde. In der 'Iphigenie' erkennt er frühzeitig das große Meisterwerk deutscher Dichtung. Mit der höchsten Begeisterung spricht er später von der 'Natürlichen Tochter', deren erster Aufführung er in Berlin beiwohnte. „So sehr ich", schreibt er an Schiller, „Goethes 'Iphigenie', 'Tasso' und aus einem anderen Fache 'Hermann und Dorothea' verehrt und geliebt und kaum etwas Höheres für möglich gehalten habe, so ziehe ich doch dieses

Werk allen seinen übrigen vor und halte es für das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht und eben so unergründlich, in jedem seiner Teile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit wie jenes."

Diese Verehrung erstreckte ihre Wirkungen auch auf die philosophische Arbeit. Auch für Fichte wird, da er, von den Formen der Kantischen Lehre herkommend, für sie einen Gehalt sucht, Goethes Geist zum Vorbild. So verschieden ihre Naturen waren, so fühlte sich Fichte Goethe doch ganz nahe; es war gleichsam der innerlich notwendig bestimmte Verlauf des philosophischen Nachdenkens jener Zeit, der auch ihn so nahe zu Goethe hintrug. Gleich bei seiner ersten Begegnung ist er erstaunt über die Verwandtschaft zwischen Goethes und dem philosophischen Geiste: „Er ist weit mehr eingeweiht in das freie Forschen, als man bei seinem dichterischen Charakter glauben sollte, und übertrifft Schiller darin um vieles." Die erste Darstellung seiner 'Wissenschaftslehre' übersendet er Goethe mit den bezeichnenden Worten: „So lange hat die Philosophie ihr Ziel noch nicht erreicht, als die Resultate der reflektierenden Abstraktion sich noch nicht an die reinste Geistigkeit des Gefühls anschmiegen. Ich betrachte Sie und habe Sie immer betrachtet als den Repräsentanten der letztern auf der gegenwärtig errungenen Stufe der Humanität. An *Sie* wendet mit Recht sich die Philosophie: Ihr Gefühl ist derselben Probierstein."

Das sind in Fichtes Munde keine leeren Redensarten. Auch ihm ist es offenbar, welche Bedeutung gerade Goethes Gestalt für die damals der Philosophie gestellte Aufgabe besaß. Schon in jener ersten Darstellung seiner Lehre sucht er diesen Anschluß; in den allgemeinen Grundbegriffen derselben, die noch in Zürich entstanden sind, können wir ihn heute kaum noch erkennen, dagegen entwickelt der zweite Teil, die praktische Wissenschaftslehre, die Stufen des tätigen Verhaltens in deutlichem Anschluß an die Schilderung des 'Faust'. Aber Fichte selbst war von dieser ersten Darstellung bald nicht mehr befriedigt; er sucht nach einer neuen und will in dieser vor allem die innere Einheit des theoretischen und praktischen Geistes zur Anschauung bringen. Hier

will er noch mehr als zuvor die von Kant aufgerissene Kluft überbrücken, um den Geist in seiner Einheit und Totalität darzustellen. Und er findet diese Einheit, ganz ähnlich wie Schiller, in dem ästhetischen Sinne, dessen echtesten Vertreter auch er in Goethe verehrt.

In solcher Absicht arbeitet er in einem kleinen, für diese Entwicklung höchst wichtigen Aufsatz: 'Über Geist und Buchstab in der Philosophie' den Begriff des ästhetischen Triebes als der Vereinigung der sonst auseinanderstrebenden Triebe des Erkennens und Handelns heraus und weist in diesem Zusammenhang deutlich auf Goethe hin, an dessen Bilde diese Vollnatur menschlichen Wesens am deutlichsten hervortrat. Er gehört zu den Künstlern, „in denen der Geist zugleich mit der körperlichen Hülle geboren wird und aus deren Seele zugleich das ganze volle Leben sich losreißt." In seinen Werken „sind Geist und Körper, wie in der Werkstätte der Natur, innigst zusammengeflossen, und das volle Leben geht bis in die äußersten Teile".

Fichte hat sich hier ohne Zweifel sehr nahe an Schiller angeschlossen, und dies mochte einer der Gründe sein, weswegen Schiller den Aufsatz in den 'Horen' nicht bringen mochte, wodurch beide Männer einander entfremdet wurden. Fichte selbst aber ließ sich deshalb in der Richtung seiner Gedanken nicht irremachen. In der neuen Darstellung der 'Wissenschaftslehre', die er jetzt unternimmt und die geistesgeschichtlich besonders bedeutsam ist, weil sie im Kreise der Romantiker vorgetragen wurde, ist diese Überwindung des Kantischen Dualismus das eigentliche Ziel. Anschauung und Begriff sollen in jeder Gestalt der Wirklichkeit in ihrer engen und notwendigen Verbindung aufgewiesen werden; die Philosophie soll den realen Gesichtspunkt der Anschauung von dem transszendentalen des Begriffs aus erklären. Beide müssen also vereinigt werden können. Und diese Vereinigung tritt am deutlichsten in dem Gebiet des Ästhetischen hervor. In ihm fließt das Reale und das Ideale zu einer Einheit zusammen, wie sie auch Fichte an Goethes Gestalt entgegengetreten war. Fast in der auch an Goethes Gestalt gelernten Fassung Schillers sagt Fichte: „Auf dem gemeinen Gesichtspunkte erscheint die Welt als gegeben, auf dem transszen-

dentalen, als ob wir sie gemacht hätten, und auf dem ästhetischen Gesichtspunkt erscheint sie uns als gegeben, so als wie wir sie selbst gemacht hätten." Nur die Kunst bildet den ganzen vereinigten Menschen, dessen Wiederherstellung das höchste Ziel auch der philosophischen Arbeit ist. Die Kunst macht daher, wie es an anderer Stelle heißt, „den transszendentalen Gesichtspunkt zu dem gemeinen". —

Die Überwindung des Kantischen Dualismus war die erste Aufgabe, zu deren Lösung die Philosophie in Goethes Gestalt einen Antrieb fand, die wesenhafte Einheit von Anschauung und Begriff, sinnlicher Darstellung und geistigem Gehalt. Es war die klassische Form des Denkens, die darum auch in Goethes klassischen Dichtungen vor allem einen Ausdruck seines Wesens sah. Diese Aufgabe war auf verschiedenen Gebieten, aber doch in einheitlichem Sinne von Schiller und Fichte gelöst. Aber diese Lösung schloß alsbald eine neue Aufgabe in sich. Die Vereinigung der beiden Seiten, deren Möglichkeit dargetan war, mußte nunmehr wirklich vollzogen, die geschlossenen Einheiten lebendiger Ganzheiten in dem All der Wirklichkeit aufgewiesen werden. Von Fichte hatte ein jüngeres Geschlecht diese durchgängige Einheit von Anschauung und Begriff gelernt; die Romantiker bilden den Gedanken fort zum Begriff des Organischen, in welchem die ausgebreitete Mannigfaltigkeit des anschaulichen Gehaltes sich zur Einheit eines in durchgängigem Wechselverhältnis bestimmten Ganzen zusammenschließt. Die Anregungen, welche Kant in der 'Kritik der Urteilskraft' gegeben hatte, werden erst jetzt ganz fruchtbar, indem die Romantiker den Gedanken des Organismus als die bestimmende Gewalt in allen Gestaltungen der Wirklichkeit aufzuweisen unternehmen.

Dabei wird es von großer Bedeutung, daß Goethes eigene Dichtung sich inzwischen weiter entwickelt. Für Schiller und Fichte ist Goethe in erster Linie der Dichter seiner klassischen Dramen. Der Fortgang von der Jugenddichtung zu dieser war natürlich schon beachtet; besonders Fichte hat auf ihn hingewiesen. Aber man faßte ihn doch nur noch als das Heraustreten der reinen Gestalt aus der mehr stofflich bestimmten früheren Darstellung. Indem Goethe nunmehr aber zu Werken fort-

schreitet wie dem 'Wilhelm Meister' und 'Hermann und Dorothea', in denen zwar die Reinheit der Form bewahrt ist, aber die Darstellung wieder viel tiefer in den Reichtum des unmittelbaren Lebens hineingreift, erscheinen diese beiden Seiten dichterischer Weltgestaltung als gleich notwendig und erst ihre Vereinigung, die Erfüllung der Form mit dem Reichtum des Inhalts und das Durchdrungensein des Gehalts von der Form, als die Vollendung. In diesem Sinne unterscheidet Friedrich Schlegel drei Epochen in Goethes Entwickelung, die er vor allem in 'Götz', 'Tasso' und 'Hermann und Dorothea' dargestellt sieht, während sich in 'Faust' und 'Wilhelm Meister' Spuren aller drei Abschnitte zeigten.

Am 'Wilhelm Meister' hat sich Friedrich Schlegel vor allem seine Auffassung der Goethischen Gestalt gebildet. Hier tritt nun, der allgemeinen Wendung der deutschen Weltanschauung entsprechend, der Gedanke des Organischen ganz in den Mittelpunkt. Die organische Ganzheit ist es, die das Eigentümliche des Goethischen Geistes bezeichnet, sie läßt ihn alle Inhalte stets harmonisch zur Einheit verbinden. Er trägt eine Vorempfindung der ganzen Welt in sich, die er nach unabänderlichen, in seiner Natur liegenden Gesetzen aus sich gestaltet. Die innige Verbindung des Einzelnen und Allgemeinen kennzeichnet darum seine Werke, ihre Universalität und ihre Harmonie; sie geben das volle individuelle Leben, aber sie geben es in der reinen allgemeingültigen Form.

Neben Friedrich Schlegels berühmte Analyse des 'Wilhelm Meister' tritt, in verwandtem Geiste unternommen, Wilhelm von Humboldts Analyse von 'Hermann und Dorothea'. Auch ihm erscheint die harmonische Ganzheit, in welcher Individualität und Totalität, bestimmte Gestalt des Einzelnen und reine Objektivität der Form, sinnliche Anschaulichkeit und vergeistigende Idealität sich völlig durchdringen, als das Kennzeichen Goethischer Kunst.

Dem Gedanken des Organischen hat endlich Schelling in der Philosophie die weiteste Anwendung gegeben. Für die Ausgestaltung seiner Lehre hat Goethes Geist eine um so größere Bedeutung gewonnen, als bei ihm zum erstenmal die eigentüm-

liche und für seine Sinnesart so bezeichnende Naturauffassung Goethes innerhalb der eigentlichen Philosophie fruchtbar wird. Der Gedanke des Organischen greift hier von dem einzelnen Gebilde auf den Zusammenhang der Naturerscheinungen über; aus der Mannigfaltigkeit der gegebenen Erscheinungen die reinen Gestalten herauszuerkennen und sie in ihrer organischen Entwicklung durch alle Bildungen der Natur hindurch zu verfolgen, darin sieht Schelling mit Goethe seine Aufgabe. Und so gesteht er diesem, daß seine Untersuchungen zur Farbenlehre für die gleiche oder ähnliche Behandlung aller anderen allgemeinen Naturerscheinungen ein allgemeines Schema sein werde. Und als Schelling den dynamischen Prozeß als die Grundform des Naturgeschehens aufweist, da beruft er sich auf seine Übereinstimmung mit Goethe und will in dieser keinen geringen Beweis für die Vorzüglichkeit der dynamischen Ansicht sehen. Diese Ansicht „war schon lange auch die des Dichters, welcher von den ersten Widerklängen der Natur an, die in seinen frühesten Dichterwerken gehört werden, bis zu der hohen Beziehung auf die Kunst, welche er in späteren Zeiten den ersten Naturphänomenen gegeben hat, in der Natur nie etwas anderes als die unendliche Fülle seiner eigenen Produktivität dargestellt hat". Hier gewinnt also Goethes Gestalt unmittelbar metaphysische Bedeutung, indem ihre eigene Schöpferkraft zugleich den wahren Sinn des natürlichen Geschehens in sich darstellt. Dabei ist es Schelling gewiß, daß Wissenschaft und Dichtung bei Goethe aus demselben Quell seines Wesens geflossen sind; er hat damit einen neuen Strom geöffnet, „dessen belebende Kraft das ganze Zeitalter erfrischt hat und die ewige Jugend in der Wissenschaft und Kunst nicht wird sterben lassen".

Durch diese Einheit von wissenschaftlicher und künstlerischer Weltansicht erhält Goethes Gestalt für Schelling ihre tiefste Bedeutung. An Goethes Kunstübung ging ihm der wahre Sinn künstlerischen Schaffens auf, welcher der philosophischen Weltdeutung so viel näher steht, als man vielfach glaubt. Sie läßt Schelling am Schluß seines 'Systems des transszendentalen Idealismus' das große und für seine gesamte Lehre so ungemein bezeichnende Wort sprechen, „daß die Kunst das einzig

wahre und ewige Organon zugleich und Dokument der Philosophie sei", weil in ihr die ursprüngliche, organische Einheit des Bewußten und Bewußtlosen, nach welcher alle Philosophie suche, sichtbar hervortrete. Der bewußtlose Grund der Wirklichkeit tritt hier ins Bewußtsein, die ästhetische Anschauung ist die objektiv gewordene intellektuelle.

Diese große Bedeutung der Goethischen Dichtung auch für den Fortschritt des philosophischen Gedankens hat keiner so früh und lebhaft empfunden wie Schelling. In diesem Sinne hat er sich mehrfach mit dem 'Faust' als dem größten Gedicht der Deutschen beschäftigt, einem philosophischen Gedicht, das er wohl als einer der ersten mit Dantes 'Komödie' vergleicht. Schelling hat mit den philosophischen Erklärungen des 'Faust' den Anfang gemacht; Hegel und später dessen Schule setzten nur fort, wozu er die Anregung gab. „Der herrliche Geist, der mit der Kraft des außerordentlichen Dichters den Tiefsinn des Philosophen vereint, hat in diesem Gedicht einen ewig frischen Quell der Wissenschaft geöffnet, der allein hinreichend war, die Wissenschaft in dieser Zeit zu verjüngen, die Frischheit eines neuen Lebens über sie zu verbreiten. Wer in das wahre Heiligtum der Natur dringen will, nähere sich diesen Tönen aus einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht ausgeht und das Innerste der Welt bewegt." Den Sinn des Faustgedichtes aber, der es zu einem philosophischen macht, sieht Schelling in dem Widerstreit, welcher im Wissen liegt, daß in ihm die Endlichkeit des Individuums an der Unendlichkeit des Universums scheitert, ein Schicksal, das sonst in Dichtungen nur dem Handeln widerfährt, hier aber als das Schicksal auch des Wissens aufgewiesen wird. —

Der in der früheren Romantik herausgearbeitete Begriff des Organischen läßt noch eine andere Ausprägung zu, die in der späteren Romantik klarer hervortritt. Schon Schelling redete von der Einheit des Endlichen und Unendlichen in dem organischen Ganzen. Damit wird das Moment der Spannung zwischen beiden Seiten stärker betont, und es regt sich deutlicher der Geist des Denkers, auf welchen alle organische Auffassung der Wirk-

lichkeit letzthin zurückgeht. Die spätere Romantik bildet ihre Weltanschauung unter einem starken Einfluß Platons aus, und Platons Ideenbegriff tritt in den Mittelpunkt. Was der organischen Gestalt in der anschaulichen Welt ihre Einheit verleiht, ist die über alle Anschauung hinausliegende Idee; sie ist der unendliche, in keine endlichen Formen zu fassende Gehalt, und sie ist doch zugleich die alles Endliche gestaltende Kraft. Schon Friedrich Schlegel hatte gelegentlich ein Band zwischen Goethes Gestalt und diesem platonischen Begriff geknüpft, indem er sagte, daß Goethe nach Ideen dichte, so wie Platon gefordert habe, daß man nach Ideen leben solle. Aber erst in der späteren Romantik kommt dieser Gedanke ganz zur Ausbildung.

In Schopenhauers Lehre hat diese Romantik, auf deren einzelne Gestaltungen hier nicht eingegangen werden kann, ihre tiefste weltanschauliche Prägung erhalten. Auch Schopenhauer rang nach einer Überwindung des Kantischen Dualismus, ein Ringen, das sich bei ihm in dem Bemühen aussprach, Kant und Platon, die beiden Denker, welche ihn am meisten beeinflußt hatten, miteinander zu vereinigen, den Kantischen und den Platonischen Ideenbegriff. Er suchte auf diesem Wege den reinen Formalismus der Kantischen Lehre zu überwinden, indem er ihn erfüllte mit dem lebensvollen Gehalte Platonischer Weltbetrachtung. Die Idee wollte er nicht nur im Kantischen Sinne als methodisches Ziel des Denkens, sondern zugleich als aufbauende Kraft der Wirklichkeit begreifen. Dazu bedurfte es der unmittelbaren Beziehung der Idee auf die Anschauung, eine Beziehung, deren Möglichkeit schon Kant in der 'Kritik der Urteilskraft' dargetan hatte, die in ihrem ganzen Umfange aber durchzuführen Schopenhauer nur durch den gleichzeitigen Anschluß an Platon gelang. Und gerade für diese im Mittelpunkt seiner Lehre stehende Frage wird auch für Schopenhauer Goethes Gestalt zum Führer. Schopenhauer hat zuerst Goethe im Lichte des neu erschlossenen Platonischen Ideenbegriffes geschaut.

Idee und Anschauung miteinander zu verknüpfen, ist nach Schopenhauer Sache und Gabe des Genies. Darum bildet die Lehre vom Genie den Kernpunkt seiner Lehre, weil sich in ihm

und seiner Fähigkeit, die Ideen zu schauen, der Aufstieg von der Welt der Vorstellung und des Scheins zu der Welt des Seins und der Wahrheit vollzieht. Und dieses Bild des Genies trägt unverkennbar und bis in die Äußerlichkeiten der körperlichen Gestalt hinein die Züge Goethes.

Das Wesen des Genies liegt nach Schopenhauer in der Fähigkeit, die Idee zu schauen, in der reinen Objektivität der Auffassung, in welcher nicht mehr der Wille den Menschen an das Einzelne heftet, sondern an dem Einzelnen in seiner reinen Schau das Allgemeine aufleuchtet. Während die gewöhnlichen Menschen in der äußerlichen Verknüpfung von Einzelheiten ihr Leben hinbringen, ist ihm ein Fall für Tausende. Das Genie erhebt sich über die gemeine Anschauung und verirrt sich auch nicht in die Welt farbloser allgemeiner Begriffe, die beiden Welten, zwischen denen der gemeine Menschenverstand haltlos hin und her schwankt; sondern es lebt in der von der Idee gestalteten Anschauung. Phantasie kann es nicht entbehren, aber die bloße Phantasie kann auch zu willkürlichen Gaukeleien führen; die Phantasie des echten Genies dagegen wird stets von den Ideen in festen Bahnen gehalten. Das Genie bedarf der Phantasie, um den ganzen Bereich der Wirklichkeit im Geiste durchzugehen und nicht auf die gerade ihm gegenwärtigen Objekte eingeschränkt zu sein; in dem ganzen Bereich der Erscheinungen weist es so das Wirken der Ideen auf. Goethes Denk- und Dichtweise ist in diesen Ausführungen nicht zu verkennen. Es ist der Künstler, der wie Goethe zugleich als Forscher die Reihe der Bildungen der Natur vor seinem Geiste entwickelt und in ihnen die Idee, den Typus, das sich gleichbleibende Gesetz erkennt. Denn, wie Schopenhauer sagt, „alles Urdenken geschieht in Bildern". Das hatte die von dem abstrakten Rationalismus der Aufklärung und dem Formalismus Kants herkommende Zeit an Goethe gelernt. Goethes Antlitz steigt vor Schopenhauers Erinnerung empor. Das lebhafte und feste Auge unter der hohen Stirn, das rein die Dinge in ruhiger Betrachtung schaut, ist der Ausdruck solcher genialen Sinnesart, während der Blick des gewöhnlichen Auges spähend ist, weil der Mensch alles auf seinen Willen bezieht. Zu der Heiterkeit um die Augen bildet die Melancholie um den

Mund einen seltsamen Gegensatz; sie zeugt von dem mächtigen Walten des Willens auch in dem genialen Menschen, aber eines vom Geiste gebändigten Willens. In tristitia hilaris, in hilaritate tristis. —

Indem die in dem Begriff des Organismus aufgelöste Spannung zwischen Endlichem und Unendlichem wieder hervortritt, besteht ohne Zweifel die Gefahr, daß die zuvor errungene Einheit wieder auseinander bricht. In der späteren Gedankenarbeit Schellings wird dies offenbar. Er versenkt sich tief und tiefer in das Unendliche, Absolute und die erscheinende Wirklichkeit wird ihm gleichgültig und nichtig. Der eben überwundene Dualismus gewinnt wieder Macht, ein Dualismus, der ja auch in Schopenhauers Lehre, wenn wir sie von seiten ihrer Religionsphilosophie betrachten, nicht zu verkennen ist. Das Absolute, statt daß es sich zur Mannigfaltigkeit des Wirklichen erschlösse, wird vielmehr in seiner Einseitigkeit festgehalten, und das Denken, da es sich einmal in diese Nacht des Absoluten versenkt hat, findet von ihm keinen Rückweg mehr zu dem bunten Tage der Erscheinungen. Daß eine allgemeine, einseitig mystische Wendung der späteren Romantik hierin zum Ausdruck kommt, ist bekannt. Goethes und Schellings Wege trennten sich an diesem Punkte.

Aber an der gleichen Stelle nahm nun der Mann den philosophischen Faden auf und spann ihn weiter, welcher diese gesamte Entwickelung zum Abschluß bringen sollte. Und auch in seiner Gedankenwelt, in der Gedankenwelt Hegels, spielt Goethes Gestalt eine bedeutsame Rolle. Die Verbindung Goethes mit ihm ist eigentlich die am meisten dauerhafte gewesen. Schiller starb früh, Jacobi wurde durch seine Frömmelei, Schelling durch seine Mystik Goethe entfremdet, Schopenhauer schien ihm in seinem Ausgang vom Subjekt den Rechten des Objekts nicht genug zu tun. Dagegen war der weltaufgeschlossene Geist Hegels dem Goethischen ohne Zweifel im tiefsten verwandt, so wenig die besondere Form der Hegelschen Lehre Goethe behagen mochte. So haben beide bis an ihren Tod sich einander nahe verbunden gefühlt. Die Richtung, in welche Goethe das deutsche Denken gewiesen hatte, die Richtung auf eine anschauliche Er-

fassung der Ideen, sie gewann ja gerade mit Hegel ihre letzte Höhe. Und abermals, da es jetzt wiederum galt, das Denken aus der Nacht bloßer metaphysischer Abstraktionen heraus- und zu dem Tage der anschaulichen Wirklichkeit hinzuleiten, wird Goethe zum Führer und erscheint die Eigentümlichkeit seines Denkens als richtunggebend auch für die Philosophie.

Auch Hegel hat eine geschlossene Gesamtanschauung von dem Goethischen Geiste besessen. Goethes Dichtung ist ihm immer ganz gegenwärtig gewesen. Der Faustdichtung hat er schon in seiner Jenaer Zeit eine eindringende Analyse gewidmet, mit der er neben Schelling die große Reihe der philosophischen Faustdeutungen eröffnet. Das Ringen des Menschen gegen die Grenzen der Menschheit begreift er als den eigentlichen Sinn der Dichtung. Und an bedeutsamer Stelle der 'Phänomenologie' kommt er auf sie zurück, indem er, die Reihe der Gestaltungen des Bewußtseins durchgehend, in dem Faustischen Drange den ersten Versuch des Selbstbewußtseins erblickt, sich handelnd mit der Notwendigkeit des Weltlaufs auseinanderzusetzen. Die Gestalt des Faust erhält damit ihre Stelle am Eingang des für Hegels Denken so äußerst wichtigen Prozesses, in dem das Subjekt zur Versöhnung mit dem Allgemeinen und damit zur wahren Sittlichkeit gelangt.

In den späteren Vorlesungen über Ästhetik spielen Goethes Dichtungen die größte Rolle; seine Dichtweise wird immer als besonders bezeichnend herangezogen, und es ist deutlich, daß er für Hegel die eigentliche Darstellung des dichterischen Geistes seiner Zeit ist. Es sind vor allem zwei echt Hegelsche Gedanken, die ihn das wahre Wesen der Dichtung besonders bei Goethe finden lassen. Einmal die klare Besonnenheit, die nach Hegel unerläßlich auch zum Dichten gehört, da es mit der bloßen Begeisterung bei ihr nicht getan ist. In diesem Sinne rühmt er vor allem Goethes klassische Dichtung, während ihm die Jugendwerke als zu ungeklärt und zu partikular in ihrem Gehalte weniger zusagen. Der zweite Gedanke umfaßt noch mehr das Ganze der Goethischen Dichtung. Obwohl sich Hegel unbedingt zum Klassizismus bekennt, sieht er das Wesentliche aller Kunst doch in ihrem Gehalte. „Der Gehalt ist es, der, wie in allem Menschen-

werk, so auch in der Kunst entscheidet. Die Kunst, ihrem Begriffe nach, hat nichts anderes zu ihrem Beruf, als das in sich selbst Gehaltvolle zu adäquater, sinnlicher Gegenwart herauszustellen." Dies ist aber vor allem Goethe gelungen, welcher in all seinen Dichtungen den Gehalt seines Lebens aussprach und durch dieses Aussprechen sich selbst davon befreite. Eine Auffassung der Goethischen Dichtung kommt hier zur Geltung, wie sie sich schon in Adam Müllers 'Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur', sowie in August Wilhelm Schlegels 'Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur' vorbereitete, wie sie sich ganz aber erst durchsetzen konnte, nachdem Goethe die Darstellung seines eigenen Lebens veröffentlicht hatte. Jetzt erkennt man als den wesenhaften Gehalt der Goethischen Dichtung das Goethische Leben. Kunst, Leben und Ideal sind bei ihm eins, wie Adam Müller sagt, und Schlegel bemerkt, daß es Goethe vor allem darum zu tun gewesen sei, in seinen Werken seinen Genius auszusprechen. Aber erst in Hegels Darstellung erweist das bekannte Wort Goethes, welches seine Dichtungen als „Bruchstücke einer großen Konfession" bezeichnet, seine ganze Fruchtbarkeit.

Es ist der unendliche Gehalt des Lebens selbst, der in der Kunst im sinnlichen Scheine sich darstellt. Daher handelt es sich in ihr nicht um ein bloßes Spielwerk, sondern um die Befreiung des Geistes von den Formen der Endlichkeit, um die Darstellung des Absoluten im sinnlich Erscheinenden, also ebenso wohl wie in der Philosophie um eine Entfaltung der Wahrheit.

Und in dem gleichen Sinne wie die Goethische Dichtung faßt Hegel nun auch das Goethische Denken auf und gibt ihm eine bedeutsame Stelle für die Entwickelung der philosophischen Spekulation gerade in dem damaligen Zeitpunkte. Goethes eigentümliche Naturanschauung ist Hegel ganz gegenwärtig. Und besonders sein Eintreten für die Farbenlehre und Metamorphosenlehre hat dem Verhältnis beider Männer solche Dauer gegeben. Aber über die Einzelheiten dieser Lehre hinaus besitzt ihm die ganze darin sich ausdrückende Denkweise Goethes eine wichtige Bedeutung für die Philosophie überhaupt. Halb scherzhaft und doch ernst bedeutsam hat er sich darüber in einem Briefe an

Goethe aus dem Jahre 1821 geäußert, den man wohl mit Schillers berühmtem Briefe und seiner Kennzeichnung des Goethischen Wesens vergleichen kann. Und er reiht hierbei Goethe, indem er die Bedeutung der Goethischen Urphänomene für die Philosophie erörtert, ganz in die eigentümliche Richtung seines Denkens ein. Das Absolute, zu welchem schließlich das romantische Denken sich in Schelling erhoben hatte, wieder aus sich herauszuführen und es absteigend zur Vielheit des Wirklichen zu entfalten, war Hegels Aufgabe. In dem Lichte dieser Aufgabe erblickt er Goethes Gestalt; sie wird wiederum zum Richtziel, da es gilt, aus der reinen Form des metaphysischen Begriffs überzugehen zur Mannigfaltigkeit des erfahrungsmäßigen Inhalts, ohne doch die sichere Einheit jener Form preiszugeben.

In diesem Sinne schreibt Hegel an Goethe, daß die Philosophen das Urphänomen sehr wohl zu ihrem eigenen Nutzen verwenden könnten. Wenn sie nämlich ihr graues oder ganz schwarzes Absolutes gegen Luft und Licht hingearbeitet haben, so brauchen sie Fensterstellen, um es vollends an das Licht des Tages hinauszuführen. „Unsere Schemen würden zu Dunst verschweben, wenn wir sie so geradezu in die bunte, verworrene Gesellschaft der widerhältigen Welt versetzen wollten. Hier kommen uns nun die Urphänomene vortrefflich zustatten; in diesem Zwielichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder greiflich durch seine Sinnlichkeit, begrüßen sich die beiden Welten, unser Abstruses und das erscheinende Dasein, einander." Und in einem späteren Briefe vom Jahre 1825 erklärt er noch deutlicher, welchen Einfluß diese Eigenart des Goethischen Geistes auf seine eigene Entwickelung gehabt habe, so daß er sich einen seiner Söhne nennen will. „Wenn ich den Gang meiner geistigen Entwicklung übersehe, sehe ich Sie überall darin verflochten und mag mich einen Ihrer Söhne nennen; mein Inneres hat gegen die Abstraktion Nahrung zur widerhaltenden Stärke von Ihnen erhalten und an Ihren Gebilden wie an Fanalen seinen Lauf zurechtgerichtet." Dieser Lauf führte von Schellings Abstraktionen zu dem Reichtum des erscheinenden Wissens. —

Goethe sagte gelegentlich: „Meine ganze Zeit wich von mir

ab; denn sie war ganz in subjektiver Richtung begriffen, während ich in meinem objektiven Bestreben allein stand." Und ein andermal: „Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjektive." Kein Zweifel, daß in diesen Worten zugleich die Richtung bezeichnet ist, in welcher Goethe auf die gleichzeitige deutsche Weltanschauung einwirkte. Sie war nicht so sehr bei Kant wie bei den Kantianern und dann wieder in der späteren Romantik in Gefahr, einem völligen Subjektivismus zu verfallen, indem sie sich einmal nur mit den formalen Bedingungen der Erkenntnis, später nur mit der absoluten Bedingung des Seienden überhaupt beschäftigte. Und jedesmal wies Goethe ihr den Weg zu dem Reichtum objektiver Wirklichkeit und lehrte sie, die Idee, welche Kant als obersten Richtpunkt über allem Wissen aufgerichtet hatte, zugleich als die gestaltende Kraft in dem Reichtume der Erscheinungen zu erkennen. Nicht zuletzt unter dem Eindruck seiner Gestalt nahm das deutsche Denken jene wahrhaft objektive Richtung, die nicht in einer stumpfsinnigen Unterwerfung des Geistes unter den Stoff der Erfahrung besteht, sondern in einer lebendig gestaltenden Auffassung des Wirklichen, die in dem Reichtum der Erfahrungen das durchlaufende und beherrschende geistige Gesetz erblickt. In dieser wahrhaft objektiven Richtung versöhnten sich dem deutschen Denken Anschauung und Idee, indem es die Anschauung von Ideen gestaltet und die Idee von Anschauung erfüllt erblickte, und es überwand damit den gefährlich aufbrechenden Gegensatz der leeren, von keinem Leben erfüllten Form und dem gestaltlosen, weil von Ideen verlassenen Leben, in dem hohen Sinne, wie er in den Versen der 'Natürlichen Tochter' ausgesprochen ist:

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Aber während desselben Jahrzehnts, da Hegel in seinen Vorlesungen über Ästhetik zu einem so umfassenden Verständnis der Goethischen Gestalt hinleitete, erfolgte mit dem Zusammenbruch der deutschen Weltanschauung und als eine offen-

bare Folge desselben eine Abwendung von Goethe, dem Menschen und Künstler, die als ein besonders beschämender Abschnitt in der an solchen beschämenden Tatsachen nicht ganz armen deutschen Geistesgeschichte verzeichnet werden muß. Goethe selbst sah in seinen letzten Lebensjahren mit klarem Blick ein Zeitalter der Barbarei hereinbrechen; denn was sei Barbarei anders, als daß man das Vortreffliche nicht anerkennt. Die großartige Gesamtanschauung der Wirklichkeit, die eben zuvor, nicht zuletzt im Aufblick zu Goethes Gestalt gewonnen war, ging wieder verloren, die hohe Einheit lebendiger Anschauung und ewigen Sinnes, und die alten Gegensätze der Vergangenheit, leere Denkformen und ungestalteter Lebensdrang, treten wieder hervor. Die durch die Idee geformte Lebenseinheit bricht auseinander in die Unzahl vereinzelter Bestrebungen, welche die allgemeinen Formen des Daseins nicht zu erfüllen, sondern nur zu bekämpfen vermögen und ihnen dadurch erst recht den beseelenden Gehalt entziehen. In diesem Auseinanderbrechen der eben zuvor erst vereinten Kräfte mußte auch jede Gesamtanschauung Goethes, in dessen Gestalt jene Einheit ihren schönsten Ausdruck gefunden hatte, verloren gehen.

In wundervollem Zusammenklang verherrlichen die Gedanken unserer großen Denker Goethes Gestalt; aber mit widerlichen Mißtönen wird ihr Konzert durch den Chor der Goethe-Gegner unterbrochen. Die Zeit vermag nichts Ganzes mehr zu begreifen und faßt daher auch die Goethische Gestalt nur noch nach Teilen auf, um sie nach Teilen zu kritisieren. Keine große einheitliche Weltansicht, sondern die vereinzelten Interessen der Zeit werden an sie herangebracht und sie an ihnen gemessen. Politische, soziale, kirchliche Fragen werden einseitig in den Vordergrund geschoben, und Goethe wird verworfen, weil er sich nicht in ihre Dienste gestellt habe. Das Denken sinkt dabei durchaus auf die Stufe der Aufklärung zurück. Der Blick für die Ideen erblindet, und der leere Verstandesbegriff beherrscht als abstrakte logische oder moralische Forderung wieder die Geister. Darum geht gerade für diejenige Eigenart des Goethischen Geistes, an welcher sich die deutsche Weltanschauung aufgerichtet hatte, für die gewaltige Bildkraft seines Denkens, das Verständnis ver-

loren, und selbst über seine Kunst wird mit einer oft geradezu lächerlichen Gedanken- oder Sittenrichterei abgesprochen. Von der Gesamtpersönlichkeit, insbesondere von der Einheit seines Dichtens und Denkens hat man keine Ahnung mehr. Der Naturforscher Goethe wird, je mehr die rein mechanische Betrachtung in den Naturwissenschaften wieder an Boden gewinnt, vergessen; höchstens wird noch das formale Talent des Dichters widerwillig anerkannt, aber nur als eine Art geistigen Virtuosentums, dem der bedeutende Gehalt fehle. Dies ist die Zeit, da man begann, Schiller gegen Goethe auszuspielen, denselben Schiller, der als erster ein wahrhaftes Verständnis des Goethischen Geistes erschlossen hatte. In Wahrheit verstand man also beide nicht mehr.

Auf die Dauer und unter Gebildeten konnte eine solch einseitige Beurteilung sich nicht halten. Und so wird die Frage nach Goethes Bedeutung bald nach seinem Tode zu einer vorläufigen Entscheidung gebracht. Gutzkow in einem viel beachteten Aufsatz über 'Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte' und dann Gervinus im letzten Bande seiner 'Geschichte der deutschen Dichtung' legen das Urteil für die nächsten Jahrzehnte fest. Die Größe des Künstlers kann, wenigstens in den formal vollendeten Dichtungen, nicht geleugnet werden, wenn man auch zu den gewaltigen Werken seines Alters keinen Zugang mehr findet. Aber der Abstand, den man Goethe gegenüber empfindet, ist unleugbar und bedarf einer Erklärung. Und diese Erklärung sucht man nicht in sich selbst und der geringen Höhenlage der eigenen Auffassung, sondern man sucht sie in dem Wandel der Zeit. Mit ein wenig Neid und ein wenig Mitleid blickt man zurück auf ein Jahrhundert, in welchem die Fragen der Kunst noch als wirkliche Lebensfragen galten. Jetzt ist das Jahrhundert der Politik angebrochen, in welchem eine Gestalt wie die Goethes in der Totalität ihres Wesens überhaupt keinen Platz mehr hat und wo die Schönheit seiner Dichtung nur dazu dienen darf, den Menschen müßige Stunden zu erheitern und von dem Ernst des Lebens kurze Erholungen zu geben.

Dies ist die Form, in welcher ein ganz dem äußeren Leben verfallenes Zeitalter sich noch einen Zugang zu der Schönheit Goethischer Dichtung retten möchte. Eine Gesamtanschauung

ist von solchem Boden aus natürlich nicht mehr möglich. Was zuvor auf der großen Linie deutscher Weltanschauung vereinigt war, äußeres und inneres Leben, die gestaltende Form und der erfüllende Gehalt, brach jetzt wieder auseinander. Die wahre innere Bildung, aus der alle äußere Gestalt entspringen sollte, erschien nur wie ein äußerer Schmuck des Lebens, und dessen äußere Form wurde zum eigentlichen Gehalte gemacht. Kein Wunder, daß diese äußeren Formen sich in krankhaftem Übermaß entwickelten und den inneren Gehalt mehr und mehr erstickten. Der Lebenssinn Goethes, wie ihn die große deutsche Weltanschauung verstanden hatte, richtete sich gerade auf die ebenmäßige Vereinigung beider Seiten. Wie hätte er einem solchen Zeitalter nicht verloren gehen sollen?

Dabei war Goethe selbst am Ende seines Lebens besonders darum bemüht gewesen, diese Gesamtanschauung seines Geistes der Nation vor Augen zu stellen. In diesem Sinne schloß er seine beiden großen Weltgedichte 'Faust' und 'Wilhelm Meister' ab, in diesem Sinne ordnete er seine biographischen Aufzeichnungen, in diesem Sinne gab er die große Gesamtausgabe seiner 'Werke letzter Hand' heraus. Aber für die nächste Zeit und noch auf lange hinaus hatte er diese Arbeit umsonst geleistet. Mit Gleichgültigkeit, Abneigung, ja geradezu Verachtung wurden diese köstlichen Gaben von der deutschen Nation aufgenommen. Sogar die einsichtigsten Beurteiler glaubten im Tone der Entschuldigung von den großen Alterswerken Goethes reden zu müssen. Und doch war 'Wilhelm Meister' dereinst von Friedrich Schlegel als eine der großen Tendenzen des Zeitalters bezeichnet worden, und Schelling hatte den 'Faust' mit Dantes 'Göttlicher Komödie' verglichen.

Von entscheidender Bedeutung ist dabei, daß alle diese Menschen, welche den Umschwung in der Beurteilung Goethes heraufgeführt haben, Goethe selbst nicht mehr kannten. Keiner von ihnen hat ihm noch in das große, leuchtende Auge geblickt. Dagegen war die Wirkung seiner Gestalt auf die deutsche Weltanschauung von Jacobi bis Schopenhauer, von Schiller bis Hegel nicht zuletzt durch den lebendigen Eindruck seiner Persönlichkeit bestimmt, den jene Männer sämtlich empfangen hatten.

Gewiß weckten die beiden großen Lebensgedichte Goethes auch damals schon die Lust der Erklärung, und in solchen Schriften wirkt vielleicht noch am meisten das alte Streben nach einer philosophisch begründeten Gesamtanschauung fort. Aber wie es zunächst meist nur untergeordnete Geister waren, die sich an eine solche Aufgabe machten, so behandelten sie auch jene Werke gewöhnlich nur vereinzelt, ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Ganzen der Goethischen Persönlichkeit. Und eine belebende Wirkung konnte von solchen Versuchen schon deshalb nicht ausgehen, weil zumeist ein starrer philosophischer Dogmatismus, besonders der der Hegelschen Schule, die Formen hergeben mußte, in welche der lebendige Gehalt der Dichtung gepreßt wurde. Hier wie sonst wollte man nicht zu einer reinen Anschauung des Goethischen Geistes gelangen, sondern ihn nur als Zeugen für eigene Meinungen gebrauchen. —

Es gibt wohl wenige so greifbare Zeugnisse für den gewaltigen Umschwung im deutschen Geistesleben, der sich in den zwanziger Jahren vorbereitete und in den Jahrzehnten nach Goethes Tode immer mehr durchsetzte, als dieses fast völlige Vergessen und Verleugnen Goethes in dem Andenken seiner Nation. Es ist bekannt, wie der hundertste Geburtstag Goethes in der Zeit der Revolution und der Hochflut des politischen Interesses wenig beachtet vorüberging. Nur eine rein wissenschaftliche, meist aber nur auf das Stoffliche gerichtete Beschäftigung mit Goethe fand statt und nahm in den folgenden Jahrzehnten, zumal seit dem Aufblühen der literarhistorischen Studien, sogar bedeutend zu. Aber sie führte zu einer Gesamtanschauung doch nur selten, da sie sich vielfach in Einzelheiten zersplitterte, und vor allem eine allgemeine Weltansicht, aus der allein eine sichere Erfassung der Goethischen Gestalt möglich gewesen wäre, nicht mehr vorhanden war. Einzelne Werke biographischer Art versuchten seit der Mitte des Jahrhunderts Gesamtdarstellungen, die aber eines recht belebenden Mittelpunktes entbehren. Die gewaltige neue Stoffmenge, welche dann die Goethe-Philologie erschloß, bereicherte unsere Erkenntn s bedeutend, erschwerte aber ohne Zweifel gerade durch diesen Reichtum zunächst auch wieder eine eigentliche Gesamtauffassung, und wie

die Wissenschaft überhaupt, so war auch die Wissenschaft von Goethe zeitweilig in Gefahr, in den Einzelheiten gesammelten Stoffes zu versinken. Nur einzelne der immer wieder versuchten Erklärungen des 'Faust' weisen darüber hinaus.

Wir werden uns nicht darüber täuschen dürfen, daß diese Art, sich mit Goethe zu beschäftigen, welche in der Wissenschaft selbst zum Teil überwunden ist, in den weiteren Kreisen unseres Volkes noch vielfach nachwirkt. Denn so sehr auch die allgemeine Aufmerksamkeit sich wieder Goethe zugewandt hat, so ist es doch offenbar, daß dies vielfach nicht der Kenntnis seiner Werke und damit seines Geistes zugute kommt, sondern allen möglichen Kenntnissen über ihn, welche das so viel wichtigere innere Verhältnis zu Goethe in unserem leseeifrigen Publikum oft kaum noch aufkommen lassen. Wenn einer früheren Zeit das Verständnis für die Gesamtpersönlichkeit verloren ging und sie sich nur die Liebe zum Dichter bewahrte, so ist jetzt in einer noch viel schlimmeren Veräußerlichung weithin das Verhältnis zum Dichter verloren gegangen, und es findet eine, manchmal leider fast geflissentlich geförderte Ablenkung der Teilnahme auf das Äußerliche seiner Persönlichkeit und seiner Lebensumstände statt. So wird auch heute noch Goethes Name für alle möglichen, oft höchst beschränkten Strebungen mißbraucht.

Und wir werden uns weiterhin darüber nicht täuschen dürfen, daß dieses so ungünstige Verhältnis der Zeit zu Goethe seine letzten Gründe in einer Übersteigerung der einseitigen Bedingungen unseres Kulturlebens hat, welche überhaupt die Entwickelung der neueren Zeit beherrschen. Den Gegensatz zwischen der zu eigener Gewalt verselbständigten äußeren Form und dem formlos über alle festen Grenzen ausbrechenden Lebensdrange war vielleicht niemals größer, als wie er sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hat. Indem der Geist so lange einseitig und unter Nichtachtung der tieferen seelischen Werte mit der Ausbildung der äußeren Lebensformen sich beschäftigt hat, haben diese eine Übergewalt gewonnen wie nie zuvor. Die Menschheit lebt heute ja großenteils in einer freiwilligen Sklaverei unter den von ihr selbst geschaffenen Formen, unter Formen, die ein wirkliches Leben kaum noch in sich tragen. Der Formalis-

mus unseres Daseins vermag den Reichtum des Lebens nicht mehr gestaltend zu durchdringen, dieses sucht sich seine eigenen Bahnen und tobt sich schließlich in einer wilden Üppigkeit aus, die jede beherrschende Form vermissen läßt. Leere Form und formloses Leben, leblose Gestalt und ungestaltetes Leben: dieser Gegensatz reißt unsere Kultur auseinander. Lebende Gestalt aber hieß das Kennwort, mit dem Schiller das Ziel aller Kultur bezeichnet hatte; um solche Einheit beider Mächte hatten die deutschen Denker gerungen und bei diesem Ringen zu Goethes Gestalt als Richtpunkt ihrer Gedanken aufgeblickt.

Darum ist alles echte Bemühen, Goethes Gestalt wieder wahrhaft unserer Zeit zur Anschauung zu bringen, notwendig ein Bemühen gegen diese Zeit; es ist der aus tiefem innerem Drange unternommene Versuch, den wirklichen Gehalt aller wahren Kultur, der uns in Goethe symbolhaft vorleuchtet, auch unserer Zeit nicht ganz verloren gehen zu lassen oder soweit wie möglich zurückzugewinnen. Diese neuen Bemühungen um Goethes Gestalt entwickeln sich zugleich mit der Rückkehr zu den Grundgedanken deutscher Philosophie. Aus einer ähnlichen widerspruchsvollen Lage wie hundert Jahre zuvor sucht man auch jetzt wieder einen Ausweg, auf dem abermals Goethes Gestalt zum Führer werden könnte. Diese Entwickelung hat sich, soweit wir das heute schon beurteilen können, in der Hauptsache über zwei Stufen hinweg vollzogen. Sie beginnt etwa mit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts und reicht in ihrem ersten Abschnitt vielleicht noch ein knappes Jahrzehnt in unser Jahrhundert hinein; in dem zweiten Abschnitt stehen wir noch darin.

Es war zunächst wesentlich der ungeheure Formalismus unseres Kulturlebens, der unter dem Zeichen Goethes überwunden werden sollte. Ihm wurde der Wert des unbewußten, aus den Tiefen der Anschauung hervorwachsenden Lebens entgegengestellt und Goethes künstlerische Weltansicht dafür zu Hilfe gerufen. In diesem Sinne wies der Rembrandt-Deutsche eindringlich auch auf Goethe hin, in diesem Sinne wurde damals der Ruf: Mehr Goethe! erhoben. Der Reichtum des Lebensgehaltes war es, den man suchte und den man vor allem in Goethes Werk wieder entdeckte. Das Leben in seiner wider-

spruchsvollen Unmittelbarkeit wurde gegen den erdrückenden Rationalismus unseres technischen Zeitalters aufgerufen. Aber der Geist des bloßen Irrationalismus war schließlich doch nicht stark genug, um Goethes Geist als einen wahrhaft wahlverwandten zu beschwören, und so nimmt dieser Kampf für eine Erneuerung der Gestalt Goethes in den beiden letzten Jahrzehnten noch eine weitere Wendung. Dafür wurde es von großer Bedeutung, daß das allseitige Interesse für Goethe allmählich auch die Aufmerksamkeit wieder mehr auf seine wissenschaftlichen Arbeiten lenkte und man nunmehr auch aus ihnen ein tieferes Verständnis für die Eigenart Goethischer Weltauffassung und damit für die wesenhafte Einheit von Dichter und Denker zu gewinnen suchte. Zeitweise hat die Teilnahme an dem Denker ja sogar die an dem Dichter beinahe zurückgedrängt. Nun genügte nicht mehr der bloße lebensvolle Gehalt zur Deutung Goethischen Wesens, vielmehr stellte sich mehr und mehr gerade die Einheit von Form und Gehalt, der von der Form durchdrungene Gehalt und die von dem Gehalte beseelte Form als der wahre Kern Goethischen Wesens dar.

So schreitet Goethes Gestalt abermals durch die Wandlungen der deutschen Weltanschauung hindurch. Und wiederum fällt ein wechselndes Licht auf sie, je nach den Wandlungen, welche das Denken der Zeit durchmacht. Ähnlich und in Nachfolge der Bewegung vor hundert Jahren sucht die Philosophie einen Ausweg zwischen den groben Niederungen des Materialismus und der nur formalen Denkweise des Kantianismus, sie sucht ihren Weg zu einer wirklichkeitsnahen, gehaltvollen und doch geistig belebten Weltansicht. Auch sie ging dabei von dem Gedanken des Lebens zu dem der Gestalt, der lebendigen Gestalt, fort. Aus diesem Streben heraus gewinnt sie ein neues Verständnis für Goethe. Aber in diesen Wandlungen der Philosophie prägen sich Wandlungen des allgemeinen Lebens aus. Um den starren Formen eines anscheinend nur noch technischen Zeitalters zu entgehen, hatte man sich der Fülle des Lebens in seinem widerspruchsvollen Reichtum hingegeben. Heute, da uns das von keiner Form mehr gebändigte Leben mit furchtbarer Gewalt umbrandet, suchen wir wieder die Form, aber nicht eine

tote Form, die sich als Fessel um das Leben legt und deren wir wahrlich genug haben. Gerade den Gegensatz zwischen toten, unser Dasein nur äußerlich bestimmenden Formen und dem darunter hinbrausenden, durch keine Form gehemmten Lebensstrome zu überwinden, muß unser Streben sein. Dabei kann uns Goethe wieder zum Führer werden. Denn solches Streben darf sich als im Tiefsten dem seinen verwandt erkennen. Auch er begriff es als die Aufgabe seines Daseins, die gewaltige Kraft des Lebensstromes zu bannen unter das Gesetz reiner Bildungsformen und in der Fülle anschaulich gelebter Bilder die durchgreifende gestaltende Form zu gewinnen und festzuhalten.

In diesem Sinne ist heute ein Ringen um Goethes Gestalt unverkennbar. Zu welchen Erfolgen es geführt hat, kann hier nicht entschieden werden. Manchmal scheint Goethes Geist weniger den seiner Erklärer zu befruchten, sondern, ähnlich wie bei den älteren, aus der Hegelschule hervorgegangenen Versuchen, in ein ihm selbst innerlich fremdes Begriffsgerüst gepreßt zu werden. Und manche Schilderungen dienen weniger Goethes Geist, sondern dem Geiste unserer, Goethe so fremden Zeit. Die reine Objektivität, diese echt Goethische Tugend, bleibt auch hier ein Ziel, dem wir uns wohl nur allmählich annähern werden. Und noch zweifelhafter werden wir urteilen müssen, wenn wir nach der Wirkung der Goethischen Gestalt auf unser geistiges Leben überhaupt fragen.

Goethe selbst ist nicht in dem Glauben geschieden, daß sein Geist wirksam in die Zeit eingreifen werde, sondern er erhoffte von seinem Wirken Früchte nur für wenige einzelne, die sich mit ihm in *einem* Sinne verbunden wüßten. Werden wir heute, da die Erscheinungen des Lebens, in deren ersten Anzeichen er bereits den Beginn der Barbarei erblickte, sich voll ausgebildet haben, unsere Hoffnungen höher spannen dürfen? Aber wenn uns Goethes Geist aufruft, uns von der gemeinen Wirklichkeit zu einer höheren Betrachtung, zur Anschauung der Idee zu erheben, so werden wir vielleicht auch seinem Worte vertrauen dürfen: „In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre.“

Nur in diesem Sinne dürfen wir heute die Idee Goethe unserer Zeit gegenüberstellen. Wenn es nach Goethe das Zeichen der Barbarei ist, Vortreffliches nicht anzuerkennen, so werden wir helfen, der Barbarei entgegenzuwirken, indem wir Goethes Gestalt wieder als lebendige Kraft in unserem Dasein aufrufen. „Denn das wahre Große", heißt es im 'Wilhelm Meister', „hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern."

42. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1926/27)

Vorstand

und

Geschäftsführender Ausschuß der Goethe-Gesellschaft

am Ende des Berichtsjahres 1926/27

Präsident:

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Grunewald

Vizepräsidenten:

Geh. Hofrat Professor Dr. Victor Michels, Jena
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:

Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig
Professor D. Dr. Friedrich Lienhard, Weimar
D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, München
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin
Dr. Hermann Strunk, Kultussenator, Danzig
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar
Baron Wilhelm v. Weckbecker, Sektionschef a. D., Wien

Geschäftsführender Ausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schriftführer: Professor Dr. Max Hecker
Schatzmeister: Bankdirektor Hans Ablung

Prof. Dr. W. Deetjen
Geh. Reg.-Rat Baron S. v. Groß
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche
Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-R. Prof. Dr. Scheidemantel
Generalintendant Dr. F. Ulbrich
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle
Ministerialdirektor Dr. Ernst Wuttig

Ehrenmitglieder

Frhr. Alexander von Gleichen-Rußwurm, Greifenstein ob Bonnland
Professor Dr. Otto Heuer, Homburg v. d. Höhe

Tätigkeitsbericht des Geschäftsführenden Ausschusses für 1926/27.

Als Gustav Roethe am 17. September 1926 in Bad Gastein die Augen schloß, hat auch der Geschäftsführende Ausschuß einen unvergleichlichen Führer verloren, dessen kraftvolles Wirken an der Spitze unserer Gesellschaft, dessen ganze hinreißende Persönlichkeit unvergessen fortleben wird. Er konnte nichts halb tun, und so hat er, wie er die Tätigkeit des Vorstandes mit Takt und weitschauendem Überblick zu leiten wußte, auch an der mühevollen Kleinarbeit unseres Ausschusses teilzunehmen nicht verschmäht. Er hat trotz gewaltiger Berufsarbeit selbst in seinem Rektoratsjahre unsere Sitzungen so oft wie möglich besucht und sich in regem Briefwechsel mit dem Ausschußvorsitzenden und der Geschäftsstelle auch über Einzelheiten auf dem laufenden erhalten.

An seiner Beisetzung auf dem Alten Luisenkirchhof in Charlottenburg nahmen der 1. Vizepräsident Herr Geheimrat Michels, der mit tief zu Herzen gehenden Worten den Kranz unserer Gesellschaft am Grabe niederlegte, und der Vorsitzende des Geschäftsführenden Ausschusses teil, während Frhr. v. Biedermann die Goethe-Gesellschaft bei der Gedächtnisfeier der Berliner Universität vertreten hat.

Der im nahen Jena wohnende Herr 1. Vizepräsident hat sich der verwaisten Geschäfte alsbald treulich angenommen, und wir danken ihm für seine tatkräftige Arbeit, die sich bis zum heutigen Tage namentlich auch in der liebevollen Vorbereitung des geplanten Ausflugs nach Jena auswirkte.

Eine weitere Lücke im Vorstand brachte der Entschluß Otto Heuers, des hochverdienten langjährigen Verwalters des Frankfurter Goethehauses, wegen zunehmender Altersbeschwerden aus dem Kreise auszuscheiden, dem er über 18 Jahre als besonders geschätzter, sachkundigster Mitarbeiter angehört hatte.

In die beiden freigewordenen Stellen hat der Vorstand nach § 9 der Satzungen die Herren Julius Petersen und Eduard Spranger, beide in Berlin, zugewählt.

Nach außen trat unsere Gesellschaft hervor, indem sie einer Vorkämpferin deutschen Geistes im Osten, der Herder-Gesellschaft in Riga, zur Feier ihres fünfjährigen Bestehens unsere Glückwünsche in einem Handschreiben des Präsidenten übermittelte, das Senator Dr. Strunk, Danzig, unser verehrtes Vorstandsmitglied, persönlich überreichen konnte. Die 1925 in Erlangen gegründete Platen-Gesellschaft erhielt zu ihrer ersten Tagung in Ansbach ein Begrüßungstelegramm, wie auch der deutschen Bergstadt Graupen in Böhmen herzlich zu danken war, die zur Enthüllung eines Goethe-Gedenksteines für den 5. September 1926 eingeladen hatte. Die 'Bücherei der Deutschen' in Reichenberg in Böhmen erhält auf ihre Bitte die Veröffentlichungen unserer Gesellschaft in Zukunft fortlaufend überwiesen. Herr Geheimrat Michels wurde zum 60. Geburtstag beglückwünscht; am 7. Januar 1927 als dem 100jährigen Todestage Charlottens v. Stein wurde ein schöner Kranz auf ihrem Grabe niedergelegt.

Aus der inneren Verwaltung sei berichtet, daß der Vorstand zweimal, der Ausschuß viermal zu größeren Sitzungen zusammengetreten ist und außerdem verschiedene Unterausschüsse getagt haben. Die Arbeit in der Geschäftsstelle war wieder das ganze Jahr über sehr umfänglich und lebhaft. Zahlreiche Nachmeldungen zur Teilnahme an der diesjährigen Hauptversammlung und eine bunte Mannigfaltigkeit an Sonderwünschen erschwerten die Vorbereitung der einzelnen Veranstaltungen der Pfingsttagung nicht unwesentlich. Zum guten Teil mögen solche Erschwernisse durch die Unsicherheit der allgemeinen Wirtschaftslage mit bedingt sein.

Die Entschädigungen unserer Mitarbeiter mußten neu geregelt werden, da der Anschluß ihrer Besoldungen an die für Thüringer Gemeindeangestellte geltenden Tarife nicht weiter aufrechterhalten werden konnte. Da das ganze innere Gefüge unserer Verwaltung sich neuerdings und namentlich seit der Einrichtung einer eigenen Geschäftsstelle stark geändert hat, wurde eine Umarbeitung der vor vierzig Jahren aufgestellten Geschäftsordnung für den Ausschuß nötig, deren Abschluß im Zusammenhang mit der geplanten Änderung der Gesellschaftssatzung herbeigeführt werden wird.

In der Mitgliederbewegung haben An- und Abmeldungen sich etwa die Wage gehalten; nach Streichung von 146 Mitgliedern, die mit den Beiträgen der beiden letzten Jahre im Rückstand geblieben waren, zählen wir jetzt rund 5000 Mitglieder. Über die große Unsicherheit im Eingang der Beiträge ist vornehmlich deshalb zu klagen, weil alle Vorausberechnung, namentlich der Auflagen unserer Schriftwerke, dadurch sehr erschwert wird.

Von den 205 lebenslänglichen Mitgliedern ging an freiwilligen Zahlungen ein Betrag von 750 ℳ ein. Es wird auf die Dauer nicht möglich sein, denen, die während der Inflation die Rechte lebenslänglicher Mitgliedschaft durch einmalige Leistung eines Betrages von ganz geringem Goldwert erworben und seitdem nichts Wesentliches wieder beigesteuert haben, unsere Veröffentlichungen unentgeltlich weiter zu liefern!

Reichlich der vierte Teil der Mitglieder gehört Ortsgruppen an, deren wir vierzehn zählen. Hinzutrat im Berichtsjahr eine Gruppe in Heidelberg, wohingegen die Münchener Ortsgruppe nicht wohl mehr als solche geführt werden kann, da ihrer eigenen Mitteilung zufolge nur ein kleiner Bruchteil ihrer 350 Mitglieder unserer Gesellschaft angehört.

Eine vielversprechende Neugründung ist kürzlich in New York erfolgt. Dort hat sich, dank der unermüdlichen und wirkungsvollen Werbetätigkeit eines langjährigen geschätzten Mitgliedes, des deutsch-baltischen Schriftstellers Otto Peterson, ein Kreis von Goetheverehrern deutscher und englischer Zunge zusammengefunden, an dessen Spitze hervorragende Vertreter amerikanischen Geistes- und Wirtschaftslebens getreten sind. Den Vorsitz hat der hochangesehene New Yorker Arzt und Philanthrop Dr. Emanuel Baruch übernommen. Bankier Speyer, Albert Brisbane, der einer der einflußreichsten Journalisten der Vereinigten Staaten ist, Dr. William Popcke, der Ehrenvorsitzende aller deutschen Gesellschaften New Yorks, sind tätige Förderer der jungen Bewegung. New York soll als Ortsgruppe unserer Gesellschaft der Mittelpunkt der neuen Goethebewegung werden, während bei den amerikanischen Universitäten von der Zentrale abhängende Untergruppen gebildet werden sollen. Möge der geplante Aufbau gelingen, von dem wir nicht allein eine kräftige Förderung unserer eigentlichen engeren

Aufgaben erwarten dürfen, sondern darüber hinaus eine vielversprechende Festigung und Steigerung der geistig-kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und dem geistigen Amerika! In zwei von bester Zuversicht auf treue Gemeinschaftsarbeit getragenen Kundgebungen haben Dr. Baruch namens der jungen Ortsgruppe die Muttergesellschaft, Dr. Pocke namens der deutschen Vereine New Yorks unsere Pfingsttagung begrüßt; wir wollen die freundschaftlichen Grüße unserer verehrten neuen Freunde jenseits des Meeres ebenso herzlich und hoffnungsfroh erwidern.

Über unsere literarischen Veröffentlichungen ist folgendes mitzuteilen:

Das letzte 'Jahrbuch' (Band 12), das in einer Auflage von rund 5100 Exemplaren herauskam, ist schon vergriffen, weil bei Festsetzung der Auflagenhöhe der Eingang zahlreicher Beiträge noch ungewiß war. An einen Neudruck kann in näherer Zeit nicht gedacht werden.

Das neue vollständige Mitgliederverzeichnis konnte dem Jahrbuch leider nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, beigelegt werden, weil die Versendungsvorschriften der Post entgegenstanden. Von fünf zu fünf Jahren sollen künftig solche Verzeichnisse erscheinen.

Das 'Jahrbuch' für 1927 (Band 13) ist schon fast ausgedruckt und wird am 28. August in Händen der Mitglieder sein. Es enthält zum ersten Male wieder die bereits angekündigte Bibliographie, etwa 1½ Bogen stark.

Leider konnte die 'Schrift' des Jahres 1926, Band I des Briefwechsels Herders mit Caroline Flachsland, erst im Februar dieses Jahres, unangenehm verspätet, erscheinen, weil sich aus wirtschaftlichen Gründen noch in letzter Stunde eine veränderte Verteilung des Stoffes auf die beiden geplanten Bände nötig machte. Der II. Band ist für 1928 vorgesehen.

Dagegen wird die 'Schrift' für 1927, 'Carl August im niederländischen Feldzug von 1814' von Frhrn. Hermann v. Egloffstein, etwa 14 Bogen stark und mit zwei Bildtafeln geschmückt, pünktlich zu Weihnachten da sein.

Die schon mehrfach angekündigte Subskriptionsausgabe des IV. und letzten Bandes des Goethe-Meyerschen Briefwechsels, auf die gegen 800 Bestellungen vorliegen, verschiebt sich zu unserem allergrößten Bedauern infolge öfterer und längerer Krankheit des verehrten Herausgebers, Professor Max Hecker, nun nochmals um mehrere Monate. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Publikation, deren erster Band schon 1917 erschien, noch in diesem Jahre zum Abschluß kommen wird.

An älteren 'Jahrbüchern' wurden 524, an älteren 'Schriften' 416 Stück an Mitglieder abgelassen. Als vergriffen mußte gesperrt werden Band 6 der 'Schriften': 'Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung' von Julius Wahle.

Von dem durch Vergleich abgeschlossenen Heydenprozeß muß leider nochmals gesprochen werden, weil sich im Verlauf der Kostenauseinandersetzung ein neuer Streit um eine von uns nicht anerkannte Vergleichsgebühr entsponnen hat. Möge er bald zum Austrag kommen!

Zu den Lasten der für das Goethe- und Schiller-Archiv gebildeten 'Verwaltungsgemeinschaft' haben wir im vergangenen Jahr rund 4400 ℳ beigetragen.

Der Besitzer des Gasthofs 'Goldener Engel' in Großenried bei Ansbach, wo Goethe vom 4. zum 5. November 1797 genächtigt hat, möchte das von Goethe benutzte Zimmer mit unserer Unterstützung zum Goethe-Gedächtniszimmer umwandeln. Professor Hans Wahl, der

immer dienstfertige, hat zugesagt, mit einigen Bildern aus seinen Beständen auszuhelfen.

Wer Christianens Grab auf dem alten Jakobskirchhof in diesen Tagen schon besucht hat, wird den Eindruck gewonnen haben, daß die von uns als Beitrag zu den Kosten der Einfriedigung und Neuherrichtung dieser klassischen Stätte bewilligten 1000 ℳ gut angelegt worden sind! Erst jetzt ist aus einem beliebten Kinderspielplatz wieder ein stimmungsvoller Friedhof geworden; in der Südostecke erhebt sich in genauer Nachbildung der alten, feinen Formen wieder das kleine Gebäude über dem Kassengewölbe, wo Schiller seine erste Ruhestätte gefunden hat. Der Stadtverwaltung und im besonderen dem trefflichen Hüter ihrer klassischen Stätten, Professor Eduard Scheidemantel, gebühren Dank und Anerkennung.

Dank sei auch diesmal allen denen gezollt, die die Arbeit unserer Verwaltung mit Rat und Tat und namentlich mit dem Golde gefördert haben, an dem „doch alles hängt". Aber abgesehen von einigen bewährten Freunden, die uns durch freiwillig erhöhte Beitragsleistung unterstützten, steht wiederum „allein auf weiter Flur" der getreue Frankfurter, Herr Heinrich Emden, dessen Spende wieder zu sogenannten Patenschaften für langjährige, wirtschaftlich beengte Mitglieder Verwendung finden soll. Wir danken ihm und allen freundlichen Helfern aufs herzlichste.

Unter neuer Führung wendet unsere Gesellschaft sich neuen wichtigsten Aufgaben zu. Möge ihrer Leitung bei allem, was sie erstrebt und erwirkt, auch in Zukunft das Vertrauen ihrer Mitglieder förderlich zur Seite stehen!

Aus vorliegenden

Ortsgruppenberichten

soll diesmal angesichts der Enge des verfügbaren Raumes nur das herausgehoben werden, was von allgemeinerem Interesse ist und namentlich, was neu und anregend für künftige Ortsgruppenarbeit erscheint. Von einer Einzelaufzählung gehaltener Vorträge sei darum abgesehen.

Eine Ausnahme werde nur mit dem Vortrag des Germanisten der Sorbonne, Henri Lichtenberger, gemacht, der in der Berliner Universität im Februar vor der Berliner Ortsgruppe und ihren zahlreichen hervorragenden Gästen über „Goethes Stellung im heutigen Kulturleben Frankreichs" gesprochen hat. Die Ortsgruppe lieferte im letzten Jahre ihren Mitgliedern den neuesten Band des 'Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg'.

Hannover brachte eine Werbeveranstaltung zu Goethes Geburtstag, bei der in höchst anregender Art über unsere Hauptversammlung vom vorigen Jahre berichtet wurde, ferner zwei gemeinschaftliche Wanderungen mit Vorträgen, darunter im September eine solche nach Meienrode bei Hildesheim auf das Gut und an die Gräber der langjährigen Freundinnen Goethes, Gräfinnen Henriette und Caroline v. Egloffstein. Im März wurde ein kleines Lustspiel: 'Mutter Ajas Geburtstag' von Bleuler-Waser von Schülerinnen einer Mädchenschule Hannovers dargeboten. Die Ortsgruppe ist grundsätzlich bemüht, unser eheranwachsende Jugend für Goethe zu begeistern und sie damit auch für die Zwecke und Ziele unserer Gesellschaft zu gewinnen.

Die rührige Hamburger Gruppe brachte u. a. im Juli 1926 im Naturtheater des Hamburger Stadtparkes von der Leiterin der Hamburgischen Schauspielbühne veranstaltete, vom schönsten Wetter begünstigte Aufführungen der 'Laune des Verliebten' und des 'Satyros'. Um die Jugend an Goethe heranzuführen, wurden zu einer Rezitation

aus 'Hermann und Dorothea' Schüler und Schülerinnen aus 18 höheren Schulen eingeladen. Zu allen Veranstaltungen wurden auch literarisch interessierte Nichtmitglieder regelmäßig aufgefordert. Die Mitglieder erhielten als Weihnachtsgabe das Buch 'Beziehungen Goethes zu Hamburg' von Johannes Kießner. Mit befreundeten Vereinigungen wurden gute Beziehungen aufrechterhalten; ein engeres Zusammenarbeiten mit den Hamburger Ortsgruppen des 'Deutschen Schillerbundes' (in Weimar) und der 'Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes' wurde vereinbart.

Die junge Ortsgruppe Leipzig veranstaltete ein großes Sommerfest für ihre Mitglieder, das leider wegen ungünstigen Wetters in geschlossene Räume innerhalb der Stadt verlegt werden mußte. Leipzig klagt in seinem Berichte darüber, „daß durch die Bedingung, Mitglied der großen Gesellschaft zu sein, zweifellos infolge der Abführung eines weiteren Beitrages nach Weimar vielen Kreisen . . . der Beitritt unmöglich gemacht wurde". Leipzig wolle es der Muttergesellschaft nicht verdenken, wenn sie in dieser Frage den Spieß umdreht und ihre Sorge über wachsende Beiträge bei einigen Ortsgruppen nicht verhehlt. In diesen schweren Zeiten kann gar mancher unserer Freunde auf die Dauer nicht mehr „zween Herren dienen", und es erscheint der Wunsch wohl verständlich, daß eine Art Wettbewerb der Töchter mit ihrer Mutter vermieden bleibe. Einen Ausweg aus solchem Dilemma kann nur die Zulassung von Nichtmitgliedern zu örtlichen Veranstaltungen unter gewissen Bedingungen bieten, die den Zugelassenen den Beitritt zur Muttergesellschaft jedenfalls nicht erschweren dürfen. Diese ganze Fragengruppe eignet sich wohl besonders zu einer Durchberatung in der nächsten Gesamtsitzung der Ortsgruppenvertreter.

Von Dessau aus unternahmen am 14. und 15. Mai 45 Ortsgruppenmitglieder einen Ausflug nach Dornburg, wo am Abend des 14. vor dem Goetheschloß und am Morgen des 15. im Rokokoschlößchen stimmungsvolle Feiern veranstaltet wurden.

In anderen Gruppen wurden teils nur Vorträge gehalten, teils ruhte auch die Vortragstätigkeit; aus allen Berichten redet aber die Liebe zu unserer guten Sache und die Zuversicht, daß bessere Zeiten kommen werden.

Einen Tätigkeitsbericht sandte endlich auch der uns nur als körperschaftliches Mitglied angeschlossene befreundete und gleichstrebende Goetheverein zu Zwickau, der beachtlicherweise seine Mitgliederzahl in drei Jahren von 42 auf 85 zu heben vermocht hat.

Juni 1926. Dr. Donndorf.

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-Nationalmuseum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1926 gestaltet sich wie folgt:

Einnahmen.

6 950.37	RM	Gewährschaft vom Jahre 1925.
65 354.83	„	Jahresbeiträge der Mitglieder, einschl. 4000 RM Vorauszahlungen für 1927.
6 732.33	„	Erlös aus früheren Veröffentlichungen und aus Manuldrucken.
2 338.68	„	Zinsen.
181.95	„	Sonstiges.
81 558.16	RM	

Ausgaben.

18 462.58	*RM*	für das ‘Jahrbuch’ (Bd. 12).
2 407.70	„	für die ‘Schrift’ Bd. 39 (Teilzahlung).
1 786.48	„	für die Bibliothek der Gesellschaft.
3 500.43	„	für das Goethe- und Schiller-Archiv (Beitrag zur ‘Verwaltungsgemeinschaft’).
1 800.—	„	für sonstige Beihilfen (Goethe-Nationalmuseum, Landesbibliothek usw.).
1 693.03	„	für das Mitgliederverzeichnis.
1 000.—	„	Beitrag an die Stadt Weimar für den Jakobsfriedhof.
540.09	„	Vereinsbeiträge, Grabpflege, Dornburger Schlösser.
9 532.55	„	für Gehälter und Büroaufwand.
1 293.10	„	für sonstige Verwaltungskosten.
1 681.—	„	Heydenprozeß (Teilzahlung).
3 735.20	„	Kosten der Hauptversammlung.
1 176.75	„	Insgemein.
25 000.—	„	Rückstellung für noch zu leistende Zahlungen (Heydenprozeß, Restkosten von Bd. 39 der ‘Schriften’).
73 608.91	*RM*	

Vergleich.

81 558.16	*RM*	Einnahmen.
73 608.91	„	Ausgaben.
7 949.25	*RM*	Vorrat für das neue Rechnungsjahr.

Das Kapitalvermögen beträgt am Jahresschlusse etwa 23 252.75 *RM* und zwar:

	10 752.75	*RM*	in Pfandbriefen und Schuldverschreibungen.
etwa	12 500.—	„	in Vorkriegspapieren, deren Aufwertung zur Zeit noch nicht zahlenmäßig feststeht.

B.

Konnte der vorjährige Bericht über das Goethe- und Schiller-Archiv einen stattlichen Zuwachs an außerordentlich wertvollen Handschriften durch Schenkung verzeichnen, so ist in diesem Jahr von irgend nennenswerten Zuwendungen nichts zu vermelden. Immerhin mögen zwei schöne Faksimiles von Handschriften erwähnt werden: Herr William A. Speck, ein verdienstvoller amerikanischer Goethesammler, an der Yale-University in New Haven (Connecticut), schenkte die überaus gelungene Nachbildung eines Folioblattes mit dem Anfang des 5. Aktes von ‘Faust’ 2. Teil. Das schöne Original, das Ottilie v. Goethe 1833 dem Nachlaß des Schwiegervaters entnommen hatte, um es ihrer englischen Freundin Anna Jameson zu schenken, befindet sich jetzt in der Goethe-Sammlung des Spenders in der Yale-University. Herr Professor Dr. A. Kippenberg stiftete das Faksimile der zu seiner Goethe-Sammlung gehörigen Handschrift des Gedichtes „Edel sei der Mensch, Hilfreich und gut".

Sehr viel reicher dagegen ist der Zuwachs durch Ankäufe. Das Reichsministerium des Inneren hatte schon im vorigen Jahre aus Reichsmitteln dem ‘Verwaltungsausschuß’ des Archivs eine bedeutende Summe für Handschriftenankäufe zur Verfügung gestellt und hat dieselbe Summe auch für dieses Jahr gewährt — eine Hochherzigkeit, für die auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen sei. Aus diesen Mitteln hat das Archiv seit Juni 1926 erworben: 7 Briefe

Goethes, 4 Briefe Schillers, 4 Briefe seiner Frau Charlotte, 155 Briefe Wielands, davon 150 Briefe an den Leipziger Verleger Göschen (wodurch der schon vorhandene Bestand von Wielands Briefen an seinen Verleger auf 301 Nummern angewachsen ist), 1 Brief Herders und 8 Briefe seiner Frau Caroline, 3 Briefe August Wilhelm Schlegels und 6 Briefe Friedrich Schlegels, von Hebbel die Handschrift einer verworfenen Einleitung zu seiner ersten Gedichtausgabe (1842) und 8 Briefe, 1 Brief O. Ludwigs und noch einiges andere. Die Mehrzahl dieser Erwerbungen ist im Archiv ausgelegt.

Endlich ist auch, nach Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten, die reichhaltige, wertvolle Autographensammlung des verstorbenen Konservators am Louvre-Museum in Paris, Christian Ludwig Eduard Wilhelm Fröhners, die von ihrem ehemaligen Besitzer, einem geborenen Deutschen, dem Archiv testamentarisch vermacht worden war, in den Besitz der Anstalt gekommen. Unter den zahlreichen Handschriften sind die bedeutendsten Namen der deutschen Literatur vertreten, so Goethe mit einem freilich nur kurzen Brief, Schiller mit einem Briefe an Cotta und der Handschrift des Gedichtes 'Die Antiken zu Paris'; ferner, um nur einige Namen zu nennen: Börne, Brentano, Freiligrath, Geibel, Gleim, Gottsched, Jakob und Wilhelm Grimm, Hebel, Heine, Herder, Hoffmann v. Fallersleben, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Kant, Klopstock, Leibniz, Lichtenberg, Matthisson, Schelling, Aug. Wilh. Schlegel, Schubart, Joh. Heinr. Voß, Zach. Werner, Wieland, Winckelmann.

Im Rahmen der andauernden Ausstellung hat das Archiv für die diesjährige Tagung der Goethe-Gesellschaft eine Sonderausstellung veranstaltet, deren Thema „Der junge Goethe" ist.

Eine zweite Sonderausstellung betrifft Goethe als Naturforscher. Aus dem reichen dazu vorhandenen Material sind mehrere besonders lehrreiche Handschriften, teils Vorarbeiten und Studien, teils ausgeführte Aufsätze, ausgelegt, die das gesamte große Gebiet der naturwissenschaftlichen Tätigkeit Goethes umfassen: Botanik, Zoologie, Farbenlehre, Geologie, Mineralogie und allgemeine Naturlehre.

Gelegentlich des 100. Todestages Beethovens veranstaltete das Archiv eine Sonderausstellung „Beethoven und Goethe", die noch ausliegt; sie enthält u. a. 2 Briefe Beethovens an Goethe, das Konzept der Antwort Goethes auf den ersten dieser Briefe, Beethovens Komposition des Gedichtes 'Wonne der Wehmut'.

Das Archiv ist auf der Magdeburger Theaterausstellung durch Handschriften Goethes aus dem theatralischen und dramatischen Bereich, durch Briefe Goethes und Schillers sowie anderer dramatischer Dichter und Schauspieler vertreten, ebenso auch auf der in Frankfurt veranstalteten Ausstellung „Die Musik im Leben der Völker".

Mit großer Befriedigung kann berichtet werden, daß die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiter, die die Schätze des Archivs benützen, in steter Zunahme begriffen ist. Auch von der Möglichkeit der Versendung von Handschriften nach auswärts, die allerdings nur auf bestimmte Handschriftengebiete beschränkt ist, wird weitgehender Gebrauch gemacht.

Auch die Archivbibliothek ist durch Schenkungen stark vermehrt worden; den Spendern sei hier nochmals bestens gedankt. Es sind die Herren: Dr. K. Bensinger (Mannheim), Flodoard Frhr. v. Biedermann (Berlin), H. Emden (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. O. v. Güntter (Stuttgart), Direktor E. Höfer (Eisenach), Th. B. Janssen (Marburg a. L.), Prof. Dr. H. Kraeger (Borgsdorf), Wirkl. Geh. Rat Dr. Th. Lewald (Berlin), G. Lobe (Leipzig), Prof. Dr. H. Maync (Bern), Geheimrat Dr. K. Obser

(Karlsruhe), Dr. A. Schubert (Düsseldorf), Oberstudienrat Dr. H. L. Urlichs (München), W. v. Weckbecker (Wien), Geheimrat Welcker (Darmstadt), Erziehungssekretär Dr. E. Zollinger (Zürich); ferner die University Preß (New York) und die Verlagsanstalten: Bibliographisches Institut (Leipzig), Bong & Co. (Berlin), Degener & Co. (Leipzig), Insel-Verlag (Leipzig), G. Müller (München), Vilh. Trydes Boghandel (Kopenhagen), Volksverband der Bücherfreunde (Berlin), J. J. Weber (Leipzig).

Die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft hat gleichfalls eine große Zahl von Bücherspenden zu verzeichnen, wofür den gütigen Gebern auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen werde. Ihre Namen lauten: L. Bäte (Melle), Studiendirektor Dr. Bayer (Ilmenau), Dr. K. Bensinger (Mannheim), F. Freiherr v. Biedermann (Berlin), Dr. R. Blume (Freiburg i. Br.), Prof. Dr. O. Brandt (Kiel), Dr. K. Brauer (Cassel), Prof. Schoscho Chino (Tokyo), O. Deutsch (Wien), Amalie Deventer v. Kunow (Weimar), Dr. J. Z. Diemer (München), Geheimrat Prof. Dr. F. Ebrard (Frankfurt a. M.), Dr. E. Ebstein (Leipzig), H. Emden (Frankfurt a. M.), E. Feise (Columbus, Ohio), O. Geithner (Naumburg), † Prof. Dr. A. Gutbier (Jena), Prof. Dr. A. Hasenclever (Halle a. S.), Geheimrat Dr. A. Hoffmann (Breslau), Studienrat Dr. K. Horn (Zoppot), Oberstudiendirektor Dr. B. Gaster (Berlin), Redakteur F. Horsick (Warschau), Dr. F. Hünich (Leipzig), W. Hulewicz (Gorzné Gorny), Dr. E. H. Jost (Breslau), H. Kasten (Bremen), Dr. M. Kaubisch (Dresden), Dr. E. Knoche (München), Prof. Dr. J. Körner (Prag), Oberbaudirektor E. Kriesche (Weimar), Direktor Dr. O. Lerche (Weimar), Geheimrat Dr. Th. Lewald (Berlin), Dr. W. Linden (Döhlau), A. Matthes (Berlin), Prof. Dr. H. Maync (Bern), Dr. K. Muthesius (Weimar), Dr. Gabriele Rabel (Wien), Dr. W. Rauschenberger (Frankfurt a. M.), Pfarrer Rodewald (Immenach), Dr. M. Runze (Berlin), Prof. Dr. J. Schiff (Breslau), Prof. H. Schlappinger (Ludwigshafen), F. Schmidt (Sangerhausen), W. A. Speck (Yale University, New Haven, Connect.), Oberstudienrat Dr. H. L. Urlichs (München), Geheimrat Welcker (Darmstadt), Studienrat E. Zeißig (Oschatz), Geheimrat Dr. P. Zimmermann (Wolfenbüttel). Ferner die Redaktion der Preßburger Zeitung (Preßburg) sowie folgende Verleger und Verlagsanstalten: Verlag der Bergsträßer Geschichtsblätter (Bensheim), C. H. Beck (München), Bong & Co. (Berlin), L. F. Cogliati (Mailand), E. Diederichs (Jena), Horen-Verlag (Berlin), Insel-Verlag (Leipzig), P. List (Leipzig), J. Pickenhahn (Glauchau), Velhagen & Klasing (Bielefeld-Berlin), J. J. Weber (Leipzig), E. Wiegandt (Leipzig).

Wahle.

C.

Im vorigen Jahre konnte vom Goethe-Nationalmuseum berichtet werden über die Arbeiten, die sich auf die Katalogisierung und Auswertung des Goethischen Kunstnachlasses bezogen. Mittlerweile sind nach den italienischen Meistern, den Plaketten und Majoliken auch die deutschen Handzeichnungen bearbeitet worden; die Antikensammlung wird im Laufe dieses Jahres erledigt werden, so daß im nächsten Jahre die Reihe der Veröffentlichungen aus Goethes Sammlungen beginnt. Bis zur hundertsten Wiederkehr von Goethes Todesjahr werden, wenn irgend möglich, die meisten der 12 Bände: 'Goethes Sammlungen' vorliegen. Im jetzt laufenden Jahre wird auch der Sonderführer durch den Physiksaal von Prof. Dr. H. Wohlbold mit

einer Einführung in Goethes naturwissenschaftliche Studien zum Druck gelangen, der das Verständnis dieses wichtigen Zweiges der Goethischen Lebensarbeit den Besuchern des Goethe-Nationalmuseums erleichtern soll. Seit einem Jahre ist Dr. H. Frhr. v. Maltzahn am Museum tätig.

Von den Erwerbungen des Jahres sei herausgehoben ein Jugendbildnis der Herzogin Anna Amalia (Ölgemälde), ein Bildnis der Euphrosyne = Becker=Neumann von der Hand ihrer Gesanglehrerin Corona Schröter (Ölgemälde), ein lebensgroßes Bildnis Karl Augusts von Georg Melchior Kraus (1797), und neben manchem anderen das 'Reise=, Zerstreuungs= und Trost=Büchlein' Goethes vom Jahre 1806/07.

Dieses Geschenk Goethes an die Prinzessin Caroline von Sachsen=Weimar war nach deren Tode (1816) nicht, wie man vermutet hatte, in Mecklenburg geblieben, sondern, wie sich nun herausgestellt hat, ihrer Jugendfreundin Tinette v. Reitzenstein geschenkt worden, nach deren Tode (1837) es wohl nach manchen Wanderungen auf uns unbekannten Wegen schließlich zufällig nach Weimar zurückkehrte. Es enthält 87 Handzeichnungen Goethes von der einfachen Bleistiftzeichnung bis zum Aquarell aus der Umgegend von Jena und Karlsbad. Das Kernstück bildet eine große Gruppe von fast 50 Phantasielandschaften, die im Winter 1806/07 entstanden sind: eine im Geiste unternommene Winterreise Goethes ins Hochgebirge und an die wildzerklüfteten Buchten eines südlichen Meeres. Die Erwerbung bedeutet eine willkommene Bereicherung des Handzeichnungsbestandes, zumal da sie die Lücke zwischen den italienischen Zeichnungen und den Alterszeichnungen von 1810 aufs schönste ausfüllt.

Daß die Erwerbung des 'Trostbüchleins' möglich wurde, haben wir der verständnisvollen und schnellen Förderung unseres Antrages durch das Thüringische Ministerium für Volksbildung zu danken, das durch die vom Goethe=Nationalmuseum seit langem angestrebte etatmäßige Verschmelzung aller klassischen Stätten in Weimar den Boden geschaffen hat, der im entscheidenden Falle jeder einzelnen Früchte tragen kann.

Ferner hat das Goethe=Nationalmuseum für freundliche Zuwendungen zu danken den Damen und Herren: Dr. Georg Troescher (Berlin), Margarete Geibel (Weimar), Prof. H. Graf (Weimar), Olga v. Grant (Weimar), Prof. Dr. Anton Kippenberg (Leipzig), Dr. Camillo v. Klenze (New York), Oberlehrer Liebeskind (Ilmenau), Verlagsdirektor Franz Neubert (Leipzig), Dr. Gabriele Rabel (Wien), Else W. Schulhoff (Berlin), Prof. Dr. Hans Wildermann (Breslau), Annemarie v. Winterfeldt (Menkin).

Nun noch einige Worte über die klassische Stätte, die als Eigentum der Goethe=Gesellschaft uns allen besonders am Herzen liegt: die Dornburger Schlösser! Gemäß dem Beschluß des Kuratoriums sind die Arbeiten in Angriff genommen worden, die auf eine völlige Wiederherstellung der Gärten hinzielen. Der Entschluß war unbedingt nötig, da die Prüfung ergeben hatte, daß alles Buschwerk, die gesamten Blumenbestände völlig überaltert, die Rasenflächen verfilzt waren. Wollte man überhaupt den von Goethe geliebten Flor der Gärten sichtbar machen, so wie er vor hundert Jahren gewesen, so mußte von Grund auf eingegriffen werden. Die Gärten sind völlig neugestaltet an der Hand des ältesten vorhandenen Planes, und wenn sie in diesem Jahre natürlich auch noch dünner aussehen als vorher, so ist zu erwarten, daß sie sich im nächsten Jahre in voller Blüte zeigen werden. Wir sind bei dieser mit größter Sorgfalt vorgenommenen Arbeit in dankenswertester Weise unterstützt worden nicht nur durch die bewährten Freunde

des Kuratoriums, sondern auch durch die namhaftesten Gärtnereien Deutschlands, die die vielen Tausende von Pflanzen meist unentgeltlich zur Verfügung gestellt haben. Die Namen aller Spender werden den Bericht zieren, mit dem wir nächstes Jahr alles für Dornburg Getane bekanntgeben. Wir möchten indessen nicht unterlassen, unseren freudigen Dank hier allgemein zum Ausdruck zu bringen.

Wir hoffen, daß es uns gelingt, bis zum Jubeljahre 1928 auch die Schlösser selbst in den Zustand zu setzen, der dann den fertiggestellten Gärten Ehre macht. Wer zur Beschleunigung das Seine beitragen will, dem sei es unbenommen, seiner Kritik des Werdenden die helfende Tat folgen zu lassen, damit unsere Dornburg uns im nächsten Jahre im schönsten und würdigsten Gewande empfangen kann.

Wahl.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft Juni 1927.

Anwesend waren etwa 600 Mitglieder.

Eine einleitende zwanglose Zusammenkunft vereinigte zahlreiche Mitglieder bereits am Donnerstag, 9. Juni, abends von 8½ Uhr ab im 'Fürstenhof'.

I. Freitag, 10. Juni

1. Trauerfeier zum Gedächtnis Gustav Roethes.

Die Erinnerungsfeier für Gustav Roethe fand statt im Saale der Armbrustschützengesellschaft; sie begann nachmittags 3 Uhr. Weimarische Damen unter Leitung von Fräulein Elisabeth Urtel sangen den Chor des Jakob Handl, gen. Gallus (gest. 1591): „O Herre Gott", der stellvertretende Präsident Herr Geheimrat Victor Michels hielt die Gedächtnisrede (sie ist abgedruckt zu Beginn dieses Bandes), der Frauenchor schloß mit dem von Fräulein Urtel vierstimmig gesetzten Schubertschen Liede „Der du von dem Himmel bist".

2. Geschäftlicher Teil.

Nach halbstündiger Pause folgte der Trauerfeier die geschäftliche Sitzung.

Geheimrat Michels als stellvertretender Vorsitzender begrüßt die Erschienenen, dankt den Vertretern des Staates und der Stadt Weimar für ihre Teilnahme und heißt Herrn Wirkl. Geheimen Rat v. Glasenapp, Mitglied des Kuratoriums der Dornburger Schlösser, und das Wiener Vorstandsmitglied der Gesellschaft Herrn Baron W. v. Weckbecker willkommen.

Herr v. Weckbecker dankt für die freundliche Begrüßung. Den Österreichern sei die Einheit mit Deutschland in allen geistigen Belangen mehr als eine politische Angelegenheit, mehr auch als die schwere Frage ihrer selbständigen wirtschaftlichen Existenz: sie sei ihnen eine Herzenssache, erwachsen aus dem Bewußtsein tausendjährigen Zusammenhanges. Aus dem Geiste engster brüderlicher Zusammengehörigkeit überbringt Herr v. Weckbecker der Gesellschaft namens des Wiener Goethe-Vereins den wärmsten Gruß aus dem deutschen Österreich.

Dr. Donndorf erstattet den Geschäftsbericht für 1926 (siehe S. 387). Er macht Mitteilung von der Gründung der Ortsgruppe New York, die von der Versammlung mit freudigem Beifall aufgenommen wird; das Begrüßungstelegramm nach Amerika wird verlesen und gutgeheißen. Einwendungen gegen den Geschäftsbericht werden nicht erhoben.

Bankdirektor Adlung trägt die Jahresrechnung für 1926 vor (siehe S. 391) und erhält Entlastung.

Prof. Julius Wahle gibt einen Überblick über die Entwicklung des Goethe- und Schiller-Archivs und der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft

(siehe S. 392), desgleichen Prof. Hans Wahl über die Erwerbungen des Goethe-Nationalmuseums und die Arbeiten zur Erneuung der Dornburger Schlösser (siehe S. 394).

Auf die durch Gustav Roethes Tod und Otto Heuers Ausscheiden freigewordenen Vorstandssitze hat der Vorstand die Herren Prof. Julius Petersen und Prof. Eduard Spranger, beide in Berlin, berufen; die Hauptversammlung wählt die beiden Herren in den Vorstand für den Rest der Wahlperiode.

Der Vorsitzende beantragt namens des Vorstandes, den ausgeschiedenen Prof. Heuer, den hochverdienten ehemaligen Direktor des Frankfurter Goethehauses, zum Ehrenmitglied zu ernennen; die Hauptversammlung stimmt dem Antrag zu.

Dr. Donndorf beantragt namens des Geschäftsführenden Ausschusses, den Mitgliedbeitrag für 1927 wiederum auf ℳ 12 festzusetzen; die Hauptversammlung gibt ihre Einwilligung.

Von der Ortsgruppe Hamburg liegt ein Antrag auf Änderung der Satzungen vor, soweit sie sich auf Zusammensetzung, Wahl und Geschäftsbereich des Vorstandes beziehen. Der Vorstand schlägt der Versammlung vor, den Antrag und die Überprüfung der Satzungen überhaupt einer Kommission zur Beratung zu überweisen, an der ein Vertreter der Ortsgruppe Hamburg teilnehmen soll. Die Versammlung ist mit diesem Verfahren einverstanden. Die Kommission wird aus den Herren Petersen, Michels, v. Biedermann, Donndorf und Kleinschmidt (Hamburg) bestehen.

In Verfolg des im vorigen Jahre von der Ortsgruppe Berlin gestellten Antrages auf Herausgabe eines Nachrichtenblattes gibt Herr v. Biedermann der Versammlung Kenntnis von der Absicht des Vorstandes, das 'Jahrbuch' durch eine Vierteljahrsschrift zu ersetzen, in der auch die Aufgaben des vorgeschlagenen Nachrichtenblattes erledigt werden können. Die Versammlung erhebt keine Einwendungen gegen den Plan.

Dr. Donndorf verliest ein Begrüßungstelegramm des zur Zeit in Italien weilenden Dr. Harsany, Budapest, gibt die Einladung der Stadt Leipzig zum Besuch der Buchkunstausstellung bekannt und macht geschäftliche Mitteilungen zu dem geplanten Ausflug nach Jena.

Herr Gymnasialdirektor Menge aus Wernigerode überbringt eine Einladung des Harzer Geschichtsvereins zur Teilnahme an der für den 4. Oktober geplanten Feier zum Gedächtnisse der Brockenbesteigung Goethes.

3. Theatervorstellung.

Am Abend des 10. Juni findet im Deutschen Nationaltheater eine Aufführung der 'Natürlichen Tochter' von Goethe in der Inszenierung des Generalintendanten Dr. Ulbrich statt. Nach dem Theater vereinigen sich die Mitglieder zu zwangloser Geselligkeit in der 'Armbrust'.

II. Sonnabend, 11. Juni

1. Festlicher Teil.

Der festliche Teil der Generalversammlung, veranstaltet im Nationaltheater, beginnt vormittags 10½ Uhr mit Beethovens Ouvertüre zu 'Coriolan', Op. 62, die von der Weimarischen Staatskapelle unter Leitung des Kapellmeisters Dr. Latzko ausgeführt wird.

Sodann stellt sich Herr Prof. Dr. Julius Petersen der Versammlung als der vom Vorstand gewählte neue Präsident vor; er verheißt, sein Amt zu führen in voller Anerkennung der bewährten Überlieferungen, in denen die Gesellschaft wurzelt, aber auch in gewissenhafter Würdigung der bedeutsamen Fragen der Gegenwart.

Prof. Dr. Max Wundt aus Jena hält den Festvortrag: 'Goethes Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung'.

Die Weimarische Staatskapelle schließt die Veranstaltung mit Beethovens Schlußsatz der V. Symphonie c-moll Op. 67 (Allegro — Presto).

2. Ausflug nach Jena.

Pünktlich um 2 Uhr nachmittags geht der Sonderzug ab, der die Mitglieder der Gesellschaft nach Jena bringt. Zu gleicher Zeit setzt leider ein kalter Regen ein, der bis zum Abend anhält und den Besichtigungsgang durch die Stadt beeinträchtigt. Um 3½ Uhr versammelt man sich in den Räumen der Universität, wo von jungen Damen der Jenaer Gesellschaft Tee und Kuchen gereicht wird; in der Aula begrüßt Seine Magnifizenz der Rektor der Universität Prof. Dr. Berger die Gesellschaft mit herzlicher Ansprache, der Jenaer a-capella-Chor singt unter Leitung des Universitäts-Musikdirektors Rudolf Volkmann Goethische Lieder in zeitgenössischer Vertonung: Reichardts „Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser" (Vers 73—86 der Elegie 'Euphrosyne'), Zelters 'Zwischengesang' („Laßt fahren hin das allzu Flüchtige"), Reichardts 'Beherzigung' („Feiger Gedanken"), Zelters 'Bundeslied' („In allen guten Stunden").

Um 5½ Uhr beginnt die durch die finanzielle Unterstützung der Stadt Jena ermöglichte Aufführung der 'Iphigenie' durch Mitglieder des Dresdner Staatstheaters unter Spielleitung Paul Wieckes, des immer stärker gewordenen Regens wegen nicht, wie geplant war, als Freilichtaufführung im Prinzessinnengarten, sondern auf der Bühne des Stadttheaters; die meisterhafte Darstellung ruft begeisterten Beifall hervor, der nicht enden will. Im großen Volkshaussaal findet an geschmückten Tafeln das Festmahl statt; bekränzte Kinder überreichen jeder Dame eine duftende Blumenspende. Den Trinkspruch auf das deutsche Vaterland bringt der Danziger Kultussenator Dr. Strunk aus; der Oberbürgermeister von Jena Dr. Elsner heißt die Gesellschaft in der alten Musenstadt willkommen, der Präsident der Gesellschaft Prof. Petersen erwidert mit Worten herzlichsten Dankes an alle Förderer der Festtagung; den Beschluß der Ansprachen macht Geh. Staatsrat Vollert mit einer geistvoll-witzigen Rede auf die Damen. Nach Beendigung des Mahles erfreut noch Fräulein Margit Werres mit ihren Schülern durch eine Tanzdichtung, die in phantastisch-übersinnlichen Reigen, von magischem, bunt wechselndem Lichte begleitet, die sinnlich-sittliche Bedeutung der Farben symbolisiert; die technisch interessante Beleuchtungseinrichtung war von der Firma Zeiß gestellt worden. Um 11⁴⁵ Uhr führt der Sonderzug die Gesellschaft nach Weimar zurück, wo der Regen, plötzlich mit vermehrter Heftigkeit einsetzend, die Mitglieder nur zu schnell zerstreut.

Victor Michels. Max Hecker.

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe.

Inhalt

Tafeln

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar.